This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

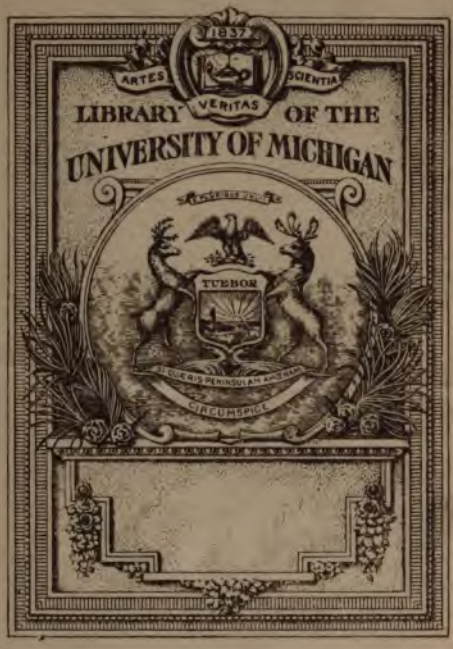
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 401508


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

E
165
.W54

Reiſe

in den

Vereinigten Staaten

und

Canada

im Jahr 1837.

Von

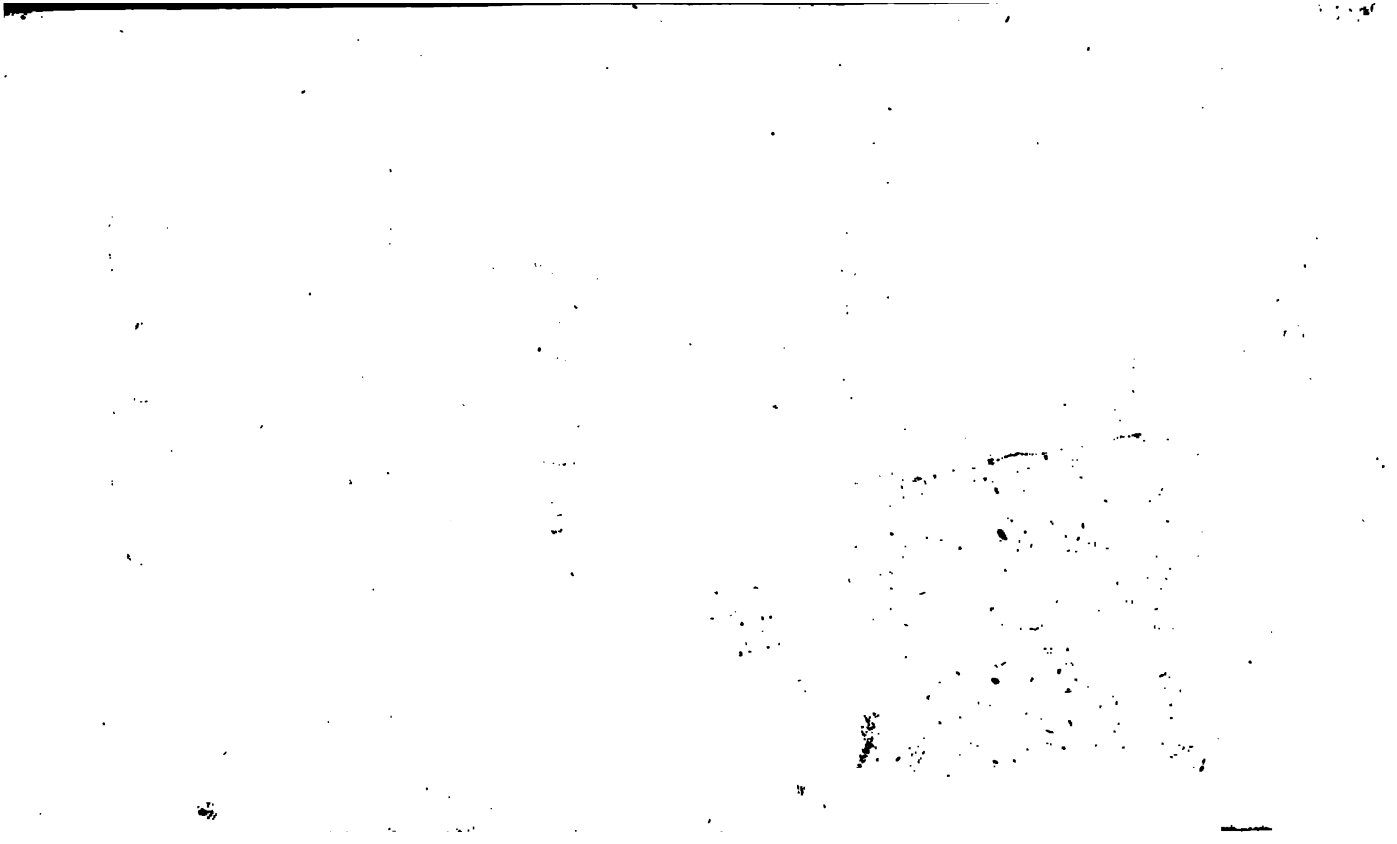
L. de Wette, Dr. Med.

praktiſchem Arzte in Baſel.

Leipzig,

Weidmann'ſche Buchhandlung.

1838.



Seinem geliebten Bruder,

Herrn Dr. Karl Beck,

Professor der lateinischen Sprache an der Harvard-Universität in Cambridge,

der Verfasser.

Als ich vor acht Monaten Amerika verließ, hatte ich noch nicht die Absicht eine Reisebeschreibung bekannt zu machen. Ich trug damals das Gefühl einer Schüchternheit und Unsicherheit in mir, das den Gedanken an etwas der Art fern von mir hielt; und vielleicht war dieß auch gut. Wäre ich mit dem Gedanken gereist ein Buch zu schreiben, so würde ich nicht die Unbefangenheit behauptet haben, die zu einer unparteiischen Beobachtung nöthig ist. Erst nach meiner Rückkunft im Schooße meiner Familie auf vieles Zureden meiner Freunde faßte ich den Entschluß, aus den während meiner Reise gemachten Bemerkungen ein Ganzes zusammenzuschreiben. Mit Hülfe der noch frischen Erinnerung wurde es mir leicht, die hier und da lückenhaften Notizen, die ich auf der Reise selbst gemacht hatte, zu ergänzen, und ich glaube so ziemlich die Eindrücke wiedergegeben zu haben, die ich an Ort und Stelle empfangen habe.

Daß ich Dir, lieber Bruder, die Beschreibung einer Reise widme, die ich Dir verdanke, auf der Du mich zum Theil begleitet hast, die ich durch Deinen Rath und Deine Leitung erst recht genossen habe, wirst Du natürlich finden, und nimm diese Blätter als ein Zeichen meiner brüderlichen Liebe und achtungsvollen Anhänglichkeit hin. Du wirst darin größtentheils die Meinungen und Urtheile finden, die ich früher gegen Dich geäußert habe. Du wirst nicht überrascht sein, wenn

219597

im Ganzen meine Erzählung in einer für die Vereinigten Staaten günstigen Stimmung verfaßt ist; denn Du hast ja selbst gesehen, welchen Eindruck die neue Welt auf mich machte, hast meine Bedenklichkeiten und Vorurtheile durch Deine reifere Erfahrung und Deine größere Kenntniß des amerikanischen Volkes gehoben und mich aufgeklärt; und ohne Deine gütige Leitung und Deinen Rath wäre ich unter der Masse der fremdartigen und neuen Erscheinungen, die sich einem Europäer von allen Seiten her aufdrängen, erlegen.

So wie ich mich bei Abfassung dieses Reiseberichtes mit großem Vergnügen wieder in Alles versetzt habe, was ich gesehen und erlebt; so wirst auch Du bei Lesung dieser Blätter Dich der Tage lebhaft erinnern, die ich bei Dir zugebracht, und der gemeinschaftlichen Reise, die ich mit Dir gemacht habe; und darin werde ich einen süßen Lohn finden. Denn nichts wünsche ich bei der Trennung, die uns das Schicksal aufgelegt, mehr, als daß mein Andenken bei Dir immer frisch und lebendig sei und daß unsere Seelen sich in geistiger Gemeinschaft begegnen und durchdringen.

Basel, den 14. Juli 1838.

Dein Dich liebender Bruder
L. de Wette.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Erstes Capitel.

Ueberfahrt nach Boston. Die Unterhaltung auf dem Schiffe. Die Seekrankheit. Besuch eines Haifisches. Eisberge. Neufundlandsbank. Gastfreundschaft zur See 1

Zweites Capitel.

Ankunft in Boston. Aufenthalt im Seebade Nahant. Matrosen-Prediger. Indianer 6

Drittes Capitel.

Reise nach Northampton in Massachusetts 13

Viertes Capitel.

Aufenthalt in Cambridge. Die Harvard-Universität 21

Fünftes Capitel.

Die Heilanstalten in Boston. Der Begräbnißplatz 28

Sechstes Capitel.

Ausflug nach Portsmouth 33

Siebentes Capitel.

Cambridge. Thanksgiving-day. Schlittenfahrt. Eishandel . . . 36

Achtes Capitel.

Strafanstalt in Charleston. Arbeitshaus in Boston 40

Neuntes Capitel.

Geselliges Leben in Boston und Cambridge 44

Zehntes Capitel.

Theater und Musik in Boston 51

Eilftes Capitel.

Antritt einer großen Reise nach den südlichen und westlichen Staaten. Fahrt nach New-York. Amerikanische Wirthshäuser 55

Seit

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt in New-York, dessen Lage. Bauart der amerikanischen Häuser. Kosthaus-Leben. Die Verfasserin von Redwood. Dr. Follen 60

Dreizehntes Capitel.

Abfahrt von New-York. Rückblick auf die Stadt und ihre Umgebungen. Ankunft in Philadelphia. Deutsches Aussehen der Stadt. Gastfreundschaft der Amerikaner 65

Vierzehntes Capitel.

Die Strafanstalt in Philadelphia. Die medicinischen Lehranstalten 68

Funfzehntes Capitel.

Die Blindenanstalt. Die Wasserwerke. Das Armenhaus 72

Sechzehntes Capitel.

Das größte Linienschiff der Welt. Clubs. Musikalische Gesellschaften. Weibliche Wohlthätigkeit 75

Siebzehntes Capitel.

Abreise von Philadelphia. Ankunft in Baltimore 78

Achtzehntes Capitel.

Baltimore. Die Kathedrale. Katholische Predigt. Die Washington-Säule. Der Telegraph. Oeffentliche Anstalten. Schönheit der Frauen 84

Neunzehntes Capitel.

Abreise nach Washington. Die Gegend bis dahin. Ankunft daselbst. Nächtliche Sitzung des Congresses. Die Bauart der Stadt. Das Capitol 88

Zwanzigstes Capitel.

Sitzungssäle und Sitzungen des Hauses der Repräsentanten und des Senats. Verhandlungen über Texas. Jackson. Die Gallerien und die Damen 91

Einundzwanzigstes Capitel.

Geselliges Leben in Washington. Der Präsident Jackson. Antritt Van Burens. Abreise von Washington 98

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Reise nach Fredericksburg und Richmond 103

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Petersburg. Halifax. Fayetteville. Camden. Ankunft in Columbia 109

Vierundzwanzigstes Capitel.

Columbia. Die Hausssklaven. Colonel Hampton. Pferdezucht. Das Irrenhaus. Botanische Excursion 113

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Reise von Columbia nach Charleston. Der Weg bis Branchville. Die Eisenbahn von da bis Charleston 117

Seite

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Charleston. Lage und Wohlstand der Stadt. Das Land- und gelbe Fieber. Die Bauart der Stadt 120

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Charleston. Das gesellige Leben. Die Tafel 123

Achtundzwanzigstes Capitel.

Charleston. Dr. Holbrook. Medicinische Schulen. Oeffentliche Anstalten. Dr. Bachmann. Audubon. Ein brennendes Schiff . . 126

Neunundzwanzigstes Capitel.

Abreise von Charleston. Rückblick auf die Stadt. Die Insel Edisto und die Seebaumwolle. Eine Nacht unter dem südlichen Himmel. Ankunft in Savannah. Bauart der Stadt. Spiel. Kirchen . 129

Dreißigstes Capitel.

Die Reispflanzung. Indian Mound 133

Einunddreißigstes Capitel.

Bemerkungen über das Sklavenwesen 139

Zweiunddreißigstes Capitel.

Besuch einer Seebaumwolle-Pflanzung 145

Dreiunddreißigstes Capitel.

Die Blumenwelt in der Gegend von Savannah 147

Vierunddreißigstes Capitel.

Constümirter Ball. Aufgegebene Reise nach Florida. Zerstörung der Orangenwälder durch den Frost. Clima und Gesundheit der Luft 152

Fünfunddreißigstes Capitel.

Abreise von Savannah. Ankunft in Augusta. Bauart und Zustand der Stadt. Sandhills. Botanische Excursionen. Hamburg . . 157

Sechsunddreißigstes Capitel.

Abreise von Augusta. Ankunft in Milledgeville. Das Staatshaus. Macon 161

Siebenunddreißigstes Capitel.

Columbus 165

Achtunddreißigstes Capitel.

Abreise von Columbus. Reise durch das Creek-Gebiet 169

Neununddreißigstes Capitel.

Ankunft und Aufenthalt in Montgomery. Fahrt auf dem Alabama-Fluß nach Mobile 173

Vierzigstes Capitel.

Mobile. Die Lage und Umgebung der Stadt. Die auswandernden Indianer vom Stamme der Creek, ihr Ballspiel und Sitten . . . 178

Seite

Einundvierzigſtes Capitel.

Abreiſe von Mobile nach New-Orleans. Fahrt durch die Meerenge, die Seen Borgne und Pontchartrain und auf der Eiſenbahn. Der Fluß Miſſiſſippi. Die Lage der Stadt 187

Zweiundvierzigſtes Capitel.

New-Orleans. Die Verfaſſung und Polizei. Die Bauart. Exchange-Hotel. Die Theater. Die Creolinnen. Die beiden Börſen. Die Baumwollepreſſen 192

Dreiundvierzigſtes Capitel.

Ausflug auf eine Zuckerpflanzung. Gaſtfreiheit der Creolen. Das ſpaniſche Dorf. Lage der Zuckerpflanzung. Beſchreibung der Pflanzung. Bau des Zuckerrohrs 198

Vierundvierzigſtes Capitel.

Bemerkungen über Geſundheit der Lage. Der ſpaniſche Ball. Botaniſche Ausflüge 205

Fünfundvierzigſtes Capitel.

Reiſe nach New-Orleans den Miſſiſſippi hinauf. Gezwungene Rückkehr. Brand in New-Orleans. Die belebten Ufer. Baton rouge. Bau und Einrichtung des Dampfbootes. Leben auf demſelben . 211

Sechsundvierzigſtes Capitel.

Fortſetzung der Reiſe auf dem Miſſiſſippi. Fort Adams. Natchez. Vicksburg. Mündung des Arkanſas und des weißen Fluſſes. Veränderter Charakter des Miſſiſſippi. Memphis. New-Madrid. Mündung des Ohio. Selma. Ankunft in St. Louis 216

Siebenundvierzigſtes Capitel.

Lage und Umgebung von St. Louis. Die Prärie. Das Leben in der Stadt 220

Achtundvierzigſtes Capitel.

Reiſe durch die Prairies in Illionis. Schlechte Wege. Lawrenceburg. Die freundliche Kentuckerin 225

Neunundvierzigſtes Capitel.

Vincennes in Indiana. Washington. Ankunft am Ohio und in Louisville in Kentucky. Liebliche Gegenden. Frankfort. Lexington, Maysville. Einſchiffung auf dem Ohio 230

Funfzigſtes Capitel.

Die Fahrt den Ohio hinauf. Portsmouth. Dampfboot's-Anekdote. Guyandotte in Virginia. Charleston. Der Fluß Kenhawa. Das Felſenthal des New-River 236

Einundfunfzigſtes Capitel.

Lewisburg. White sulphur springs. Die Alleghani-Berge. Sweet springs. Fincaſtle. Buchanan. Die natürliche Brücke. Lexington 244

Seite

Zweiundfunfzigſtes Capitel.

Weg nach Staunton. Das Irrenhaus daſelbſt. Woodſtock. Wincheſter. Harpers ferry und Baltimore. Philadelphia 250

Dreiundfünfziſtes Capitel.

Eaſton. Bath. Homöopathiſche Anſtalt zu Allentown. Beſtreben der deutſchen Einwanderer, deutſche Sprache und Nationalität beizubehalten 255

Vierundfunfzigſtes Capitel.

Abreiſe von New-York. Das Eiland Hoboken. Fahrt durch den Sund nach New-Haven. Hartfort mit ſeinen Anſtalten. Rückkehr nach Cambridge 265

Fünfundfunfzigſtes Capitel.

Antritt einer Reiſe nach dem Niagara. Rückkehr nach New-York über Harford, den Connecticut hinunter durch den Sund. Bath auf Long Island. Die Fahrt den Hudſon hinauf. Weſtpoint. Katskill Mountains 269

Sechsundfunfzigſtes Capitel.

Albany. Abſtecher nach dem Lake George über Schenectady, Sarratoga, Caldwell. Fahrt auf dem See. Beſuch der Hudſon-Fälle auf dem Rückwege. Die Quellen von Sarratoga. Eiſenbahn bis Utika. Die Trenton-Fälle 275

Siebenundfunfzigſtes Capitel.

Oneida river. Indianiſcher Hain. Syracuſe. Rocheſter. Canalfahrt bis Lockport. Schleuſen des Canals. Ankunft in Niagara 281

Achtundfunfzigſtes Capitel.

Der Niagara und ſeine Fälle 285

Neunundfunfzigſtes Capitel.

Die Umgebungen von Niagara. Der Wirbel. Buffalo. Das indianiſche Dorf. Denkmal des General Brook. Abſchied von Niagara . . 293

Sechzigſtes Capitel.

Reiſe nach Montreal. Der See Ontario. Lorento. Oswego. Kingſton. Der St. Lorenz-Fluß. Die tauſend Inſeln. Zuſtand von Canada. Ankunft in Montreal 299

Einundſechzigſtes Capitel.

Montreal. Concert. Gemüſemarkt. Mount Royal. Hochamt. Inſel St. Helena 304

Zweiundſechzigſtes Capitel.

Reiſe nach Quebec. Lage der Stadt. Pappineau. Payne's Hotel. Loretto. Nordlicht. Montmorency. Fort Diamond. Eröffnung des Parlaments. Urſulinerinnen-Kloſter 311

Seite

Dreiundſechzigſtes Capitel

Rückkehr nach Montreal. Reiſe über Lake Champlain. Burlington. Montpelier. Danville. Littleton. Ankunft am Fuße der weißen Berge 315

Vierundſechzigſtes Capitel.

Beſteigung des Berges Washington 322

Fünfundſechzigſtes Capitel.

Reiſe über die Notch der weißen Berge. Der Bergſturz Canway. Der Winnipiſeogee-See. Schäker-Dorf. Concord. Lovell. Ankunft in Boſton und Cambridge. Abſchied von der Reiſegeſellſchaft . . 328

Sechsundſechzigſtes Capitel.

Abſchied von Amerika. Rückblicke auf die Reiſe und allgemeine Bemerkungen. Schiffsleben. Ueberblick der geſehenen Länder in Anſehung des Clima's und Bodens 334

Siebenundſechzigſtes Capitel.

Beſchluß der allgemeinen Bemerkungen. Die Indianer. Die Neger. Die Pflanzer und Pflanzungen im Süden. Die Meiereien im Norden und die Landgüter in Kentucky. Die Handels- und Gewerbs-Betriebſamkeit im Norden. Die Erziehung; die Gleichheit Aller und die ungezwungenen Sitten. Die Amerikaner und die Reiſebeſchreiber 345

Achtundſechzigſtes Capitel.

Rückreiſe 356

Erſtes Capitel.

Ueberfahrt nach Boſton. Die Unterhaltung auf dem Schiffe. Die Seekrankheit. Beſuch eines Haifiſches. Eisberge. Neufundlandsbank. Gaſtfreundſchaft zur See.

Auf die Einladung eines geliebten Bruders, der mich vor ungefähr zwölf Jahren als einen Knaben in Europa verlaſſen hatte, ging ich 1836 von Paris nach Havre gegen das Ende des Monats Juni nach Vollendung meiner mediciniſchen Studien, um mich auf dem amerikaniſchen Schiffe Switzerland nach Boſton einzuſchiffen. Die Abfahrt war auf den erſten Juli beſtimmt worden, aber in der Ungeduld der Begierde nach Reiſen und Abenteuern und der Sehnſucht nach meinem Bruder hatte ich mich ſchon einige Tage vor der feſtgeſetzten Zeit in Havre eingefunden. Papiere und Gepäck waren bald in Ordnung gebracht, auch alle Vorbereitungen getroffen; die Abfahrt aber verzögerte ſich bis zum dritten Juli. Am Morgen dieſes Tages in der Frühe ging ich nach dem Schiffe, um mich nach der Stunde des Auslaufens zu erkundigen, und wurde auf ein Uhr beſtellt. Einige Freunde hatten mich zum Frühſtück eingeladen, und ich mochte gern in ihrem traulichen Kreiſe noch einige Stunden genießen, wie ich ſie ſobald nicht wieder erwarten durfte; doch riß ich mich meiner Meinung nach früh genug los. Kurz vor zwölf Uhr ging ich von meinen Freunden begleitet an die Stelle im Hafen, wo das Switzerland am Morgen gelegen hatte; aber es war nichts mehr von ihm zu ſehen; welch ein Schrecken für mich! Ehe ich mich jedoch von meiner Beſtürzung erholt und Zeit gehabt hatte, mich zu beſinnen, was zu machen ſei, kam der Capitain des Schiffes, der, um ſeine Papiere in Ordnung zu bringen und auf mich

zu warten, in Havre geblieben war, auf mich zu, und ſagte mir, nachdem er mich gehörig geſcholten, ich könne mit ihm zum Schiffe fahren, das ſchon einige Meilen von der Stadt entfernt ſei; es war nehmlich mit Hülfe eines Dampfſchiffes ausgelaufen und hatte in der Bai beigelegt.

Es war mir nicht ſehr wohl zu Muthe, als ich in's Schiff geſtiegen war, und meinen Freunden, die mich ſo weit begleitet hatten, das letzte Lebewohl zurief. Ich dachte an meine Lieben in der Heimath und an das Wiederſehen, das mir jedoch vielleicht verſagt ſein konnte; ich dachte mit einiger Beſorgniß an die mannigfachen Zufälle einer Seereiſe und an die ohne Zweifel bevorſtehende Seekrankheit. Bald verloren wir Havre aus dem Geſichte, und in wenigen Stunden waren wir mitten im Canal. Der Wind war günſtig, und unſere Hoffnungen nur zu ſanguiniſch; wir träumten von einer kurzen Ueberfahrt. Unſer Schiff, das die Rückfahrt von Havre nach Amerika zum erſten Mal machte, gehörte nicht zu den New-York Paketſchiffen, deren man ſich gewöhnlich zur Ueberfahrt nach Nord-Amerika bedient, es war ein Kauffahrteiſchiff und nach Boſton geladen. Die Bauart deſſelben unterſchied ſich ziemlich von der der Paketboote. Die Kajüte war nehmlich auf dem Verdecke, und beſtand aus einem kleinen Vorgemache und einem großen Zimmer, deſſen Wände auf jeder Seite vier kleine Schlafkammern enthielten, die mit einem Bette verſehen waren. In den Paketſchiffen dagegen haben dieſe kleinen Gemächer gewöhnlich zwei Betten, und man iſt genöthigt, wenn viele Paſſagiere auf dem Schiffe ſind, den geringen Raum mit einer zweiten Perſon zu theilen. Der hintere Maſt ging durch unſer großes Zimmer und theilte den Tiſch in zwei Hälften. In Folge der Lage der Kajüte auf dem Verdecke war ein Luftzug möglich; eine große Annehmlichkeit, namentlich in der Nacht; denn die kleinen Schlafzimmer haben blos ein Fenſter, das ſich in das große Zimmer öffnet, und es hält ziemlich ſchwer, friſche Luft hinein zu bringen. Der Tiſch wurde durch Leiſten in drei Fachwerke getheilt, deren mittleres für die Schüſſeln, die beiden äußeren etwas ſchmaleren für die Teller beſtimmt waren. Ueber dem Tiſche ſchwebte ein beweglicher Schaft, auf welchem die Flaſchen und Gläſer in Löchern ſtanden. Denn bei unruhigem Meere ſind Vorrichtungen der Art unumgänglich nöthig, und reichen oft nicht aus. Zum Sitzen hatten wir Bänke, die nicht gerade ſehr weich waren,

so daß wir bei unruhigem Meere manchmal in unangenehme Berührung mit den Kanten der Lehne kamen. Auch war es bei stürmischem Wetter schwer, sich darauf fest zu halten. Der Knabe eines der Mitreisenden glitschte einmal von der Bank herab, und verlor sich ganz unter der ziemlich hohen Tafel: zum Glück hielten ihn die Füße des ihm gegenüber Sitzenden auf; sonst wäre er wohl bis an die andere Seite des Zimmers gerutscht. Bei unserer ersten Mahlzeit hatten wir keine Zufälle der Art, und die Neulinge wurden nicht gleich auf die Probe gestellt.

Der Anfang unserer Reise war (wie gesagt) sehr günstig, guter, nicht zu starker Wind, niedere See, wenig Bewegung; wir fühlten daher alle eigentlich wenig oder gar nichts von der Seekrankheit. In acht Tagen holten wir den Poland ein, das New-York-Paketschiff, das einen Tag vor uns aus Havre abgesegelt war. Wir kamen einander nahe genug, um zusammen sprechen zu können, und blieben mehrere Tage hindurch in Sehweite. Merkwürdiger Weise traf es sich, daß der Poland denselben Tag in New-York einlief, an welchem wir in Boston anlangten.

In diesen acht Tagen hatte ich ruhige Gelegenheit, mit meiner Reisegesellschaft ein wenig näher bekannt zu werden. Der Capitain und seine ihn begleitende Frau waren äußerst zuvorkommend und freundlich gegen mich, aber ihre Unkenntniß des Französischen und meine geringen Kenntnisse im Englischen erlaubten keine Unterhaltung, und wir mußten uns auf Höflichkeiten und freundliche Blicke beschränken. Mit einer anderen Amerikanerin und ihren zwei Begleitern war ich in demselben Fall, indem sie auch kein Französisch sprachen. Mit einem, des Französischen kundigen jungen Amerikaner, der gerade von Paris kam, wo er sich einige Zeit zur Vollendung seiner medicinischen Studien aufgehalten hatte, und nun nach seiner Heimath zurückkehrte, hätte mich die Gleichheit des Fachs näher verbinden sollen; wir blieben aber auf einem ziemlich entfernten Fuße gegen einander. Am meisten unterhielt ich mich mit einer Französin, die mit ihrem Mann und drei Kindern nach Amerika, dem Geburtslande des ersteren, ging. Sie war sehr liebenswürdig, aber in dem Alter, daß ein junger Mann ihr mit Anstand den Hof machen konnte; was ich schon aus Erkenntlichkeit that, da ich ihrer Gefälligkeit eine Verbesserung meines ziemlich harten Nachtlagers verdankte. Mein Gespräch mit ihr betraf meistens unser gemeinschaft-

liches Reiseziel, Amerika. Sie verließ ihr schönes Vaterland höchst ungern, und ihre Bemerkungen über Amerika, welches sie vor vierzehn Jahren besucht hatte, waren nicht geeignet, günstige Vorstellungen von dem Zustande der Gesellschaft in der neuen Welt bei mir zu erwecken. Es gab daher Augenblicke, wo ich fürchtete, ein Aufenthalt oder auch nur ein Besuch in einem solchen Lande werde wenig Vergnügen darbieten. Doch ich greife vor, und spreche von Amerika, da uns noch zweihundert Meilen von diesem Lande trennen; und am wenigsten ziemt es mir, Vorurtheile gegen dasselbe zu erwecken oder zu nähren, wie dergleichen andere Reisende schon mehr als genug verbreitet haben.

In der zweiten Woche ging die See unruhiger und fast die ganze Schiffsgesellschaft wurde von der Seekrankheit befallen, der Capitain, ein Amerikaner und ich ausgenommen. Da deßwegen Wenige lange an der Mahlzeit Theil nehmen konnten, so saßen wir oft zuletzt ganz allein bei Tische, und ließen es uns schmecken. Mich dauerte der Zustand der Andern; aber ich mußte lächeln, und kam mir wie ein Held vor, der allein das Feld behauptet, während alle Anderen geflohen sind.

In vierzehn Tagen hatten wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt; nun aber traten Windstillen ein, so daß wir manchmal am Abend den Kehricht vom Morgen um's Schiff herumschwimmen sahen — gewiß ein schlechtes Zeichen, das auf wenig Fortschritte deutete. Bei diesem Ausruhen unseres Schiffes bekamen wir einen Besuch von einem Haifische, der wirklich erfreut schien uns endlich gefunden zu haben und wenig Lust zeigte, unser Schiff zu verlassen, indem er wohl zehn bis zwölf Mal mit dem größten Gleichmuthe um unser Schiff schwamm: wahrscheinlich roch er Menschen- oder Pökelfleisch durch die Planken. Wir warfen eine Schlinge nach ihm aus, und er schwamm wirklich durch dieselbe hindurch; sie zog sich aber zu langsam zusammen, so daß nur sein Schwanz gefaßt wurde, der leicht heraus glitschte. Ein Haken, den wir mit Fleisch versehen neben die Schlinge gehängt hatten, schien ihm der Aufmerksamkeit nicht würdig, er wollte den Ruf der Gefräßigkeit, in dem sein Geschlecht steht, nicht bestätigen, verachtete den ihm dargebotenen Leckerbissen, und zog sich endlich zurück, ohne uns das Vergnügen zu gönnen, ihn gefangen zu haben. Ich hatte noch den Tag zuvor davon gesprochen, die Windstille und das warme Wetter zu

einem Bade zu benutzen, aber seit diesem Besuche war mir alle Lust dazu vergangen.

Nach der Windstille hatten wir widrige Winde, die uns nöthigten, von unserer westlichen Richtung nach Norden hin abzuweichen, und bald fühlten wir die Wirkungen einer nördlichern Lage: es war ungefähr 46° Breite. An einem Morgen fanden wir uns hohen Eisbergen gegenüber, die nur zwei bis drei Meilen entfernt und von ungeheurer Größe waren. Wir schätzten die schroffe Wand des einen, die in der Sonne wie ein Spiegel uns entgegenglänzte, auf zweihundert Fuß; die ganze Masse über und unter dem Wasser mußte also nach dieser Schätzung ungefähr sechshundet Fuß dick sein, indem Eis nur ein Dritttheil leichter ist als Seewasser. Drei oder vier andere Eisberge, die wir sahen, waren nicht so hoch: zwei derselben hatten die Gestalt von Pyramiden. Wir behielten sie bis zum Abend im Gesicht. Die Schiffer fürchten die Nähe solcher Eiskolosse und mit Recht; denn bei trübem, nebeligem Wetter, wie es in diesen Breitengraden ziemlich häufig vorkommt, ist man in Gefahr gegen dieselben anzustoßen, und solche Berührungen bringen dem Schiffe, namentlich wenn der Wind gerade stark ist, einen ziemlich unvermeidlichen Untergang. Daß Begegnungen auf dem Meere bei dichtem Nebel nicht erfreulich sind, hätte uns eine Brig in der Nacht beinahe praktisch anschaulich gemacht: sie kam im Vorbeisegeln so nahe an unsere Spitze heran, daß sie uns wahrscheinlich unser Bogspriet würde weggenommen haben, wenn nicht der wachthabende Officier noch Zeit gefunden hätte, unser Schiff ein wenig abzuwenden. Auffallend war die Menge der Schiffe, die uns während dieses nebeligen Wetters begegneten, vier an einem Tage, während bei klarem Himmel oft bloß ein Segel am fernen Horizont wahrzunehmen war.

Endlich kamen wir nach der Neufundlandsbank, die sich durch häufige Nebel und durch die weißlich grüne Farbe des Wassers auszeichnet. Das Meer ist nehmlich eigentlich blau nur da, wo es unergründlich ist; auf der Bank aber beträgt die Tiefe an manchen Stellen nur vierzig Klafter. Wir fanden hier viele Schiffe vor Anker liegend, die mit Fischen beschäftigt waren, namentlich viele amerikanische, aber auch französische. Der Capitain des einen der letzteren klagte uns den Verlust eines Bootes mit fünf Mann, die vor acht Tagen in einen Sturm gerathen und nicht wieder zum

Vorſchein gekommen waren. Der Höflichkeit dieſes Capitains verdankten wir eine Anzahl friſcher Stockfiſche, die eine angenehme Veränderung auf unſerer etwas einförmigen Schiffstafel hervorzubringen verſprachen. Wir erwiederten ſein Geſchenk mit einer Hammelskeule, einem Korb voll Kartoffeln und einer Taſche voll Neuigkeiten aus Frankreich, und waren recht glücklich über den Tauſch. Geld wird auf der See nicht angeboten und, wenn angeboten, nicht angenommen. So hatte uns einige Tage zuvor der Capitain eines Oſtindienfahrers, der Mangel an Lebensmitteln litt, einen Beſuch gemacht, und um Kartoffeln und Zwieback gebeten; er erhielt Beides, bedankte ſich, und ging weiter, um auf einem anderen Schiffe eine ähnliche Beiſteuer einzuſammeln. Mir gefiel dieſe Sitte, vielleicht wird ſie hie und da gemißbraucht, aber ſie trägt dazu bei, die Lage manches unglücklichen Schiffers zu mildern, und Gaſtfreundſchaft iſt auf dem ungaſtlichen, einſamen Ocean eine doppelt ſchöne Pflicht.

Das letzte Drittheil des Weges von der Bank an dauerte wegen häufig ſich wiederholender Windſtillen ziemlich lange, und ich fing an mich herzlich zu langweilen. Endlich gegen das Ende der fünften Woche erblickten wir Land, es war der Leuchtthurm auf dem Cap Cod, einer dürren Sandküſte, die mir aber wie ein Paradies erſchien.

Zweites Capitel.

Ankunft in Boſton. Aufenthalt im Seebade Nahant, Matroſen-Prediger. Indianer.

In der Frühe des folgenden Morgens liefen wir in die Bai von Boſton ein, der Wind, der uns glücklich ſoweit gebracht hatte, legte ſich, und wir bewegten uns langſam vorwärts mit Hülfe der Fluth. Der Morgen war allerliebſt, und ich befand mich in der heiterſten Stimmung: in dem Lande ſah ich ja die Heimath eines geliebten Bruders! Als wir uns Boſton näherten, eilte ein großes Dampfſchiff mit ſeinen Stockwerken und Rauchfängen an uns vorüber. Neugierig betrachtete ich das ſchwimmende Haus mit ſeinen

reichlich belebten Altanen und Gallerien: das Boot erschien mir viel größer als unsere europäischen; vielleicht aber täuschte mich die Höhe. Die Stadt trat immer mehr aus dem Hintergrunde hervor. Sie liegt auf einer Halbinsel, die blos durch eine niedrige Sandzunge mit dem Festlande zusammenhängt; ringsum schließen sie Kais mit zahlreichen Schiffen ein, deren Masten über die hinterliegenden Häuser hervorragen; in der Mitte auf einem Hügel thront das Staatshaus, und terrassenförmig lehnen sich die Häuser an dieses mit einer hohen Kuppel verzierte Gebäude an. Die Stadt bietet, wie aus dieser kurzen Andeutung der Lage derselben hervorgeht, einen äußerst malerischen Anblick dar; aber die übrigen Theile der Bai sind zu einförmig und todt. Hie und da sind Häuser, zwei kleine Festungen und die schönen Gebäulichkeiten der Verbesserungs- und Straf-Anstalt helfen die Einförmigkeit etwas unterbrechen; aber die Ufer sind zu flach und ganz kahl; keine Bäume außer an den herumliegenden Hügeln im Hintergrunde. Obgleich noch frühe am Morgen, herrschte doch schon große Thätigkeit: die verschiedenen Fähren-Dampfschiffe waren in reger Bewegung; Fischernachen gingen hin und her; große Schiffe kamen an; andere bereiteten sich mit der Ebbe auszulaufen. Sobald wie möglich eilte ich an's Land: ich wollte sehen, ob meine Füße noch nicht verlernt hätten auf festem Boden zu gehen; und daß mich Neugierde trieb, die neue Welt in Augenschein zu nehmen, brauche ich nicht zu bemerken.

Die ersten Straßen, durch die wir kamen, waren meist von Waarenlagern eingenommen, die aber auch zugleich als Laden dienen. Ich wunderte mich über die Menge der Schilde, deren an manchen Häusern fünf oder sechs waren, und über die bunten Farben, mit denen sie prangten. So wie wir mehr in's Innere der Stadt kamen, begegneten uns viele Frauenzimmer, die meist in Seide gekleidet waren. Ich wunderte mich, was diese Damen so frühe am Morgen auf der Straße zu thun hätten, und erfuhr von einem Amerikaner, es seien Ladenmädchen, die an ihre Arbeit gingen.

In Boston blieb ich dieß Mal nicht lange. Mein Gepäck war bald ans Land gebracht, und mit der Douane hatte ich nicht die geringste Schwierigkeit: in Folge einer besonderen Erlaubniß, die mir die Vorsorge des Capitains verschafft hatte, passirte mein Gepäck unvisitirt. Am Nachmittag hatte ich die unendliche Freude, den lang ersehnten Bruder in meine Arme zu schließen. Da wir uns seit zwölf

Jahren nicht gesehen hatten, fand er mich natürlich so verändert, daß er mich schwerlich erkannt haben würde, wenn wir uns an einem dritten Ort zufällig würden getroffen haben.

Am Abend fuhr ich mit ihm nach dem nahen an der Bai von Lynn gelegenen Badeort Nahant (ein indianischer Name), wo er mit seiner Familie einen Theil des Sommers bisher zugebracht hatte. Schon auf diesem kurzen Wege fand ich Vieles, was mir ganz anders vorkam als in Europa: Manches wäre mir vielleicht weniger fremd erschienen, wenn ich zuvor in England gewesen wäre. Selbst im Grün der Baum-Blätter glaubte ich eine Verschiedenheit wahrzunehmen; war vielleicht die lange Seereise daran Schuld, oder täuschte mich mein Gedächtniß? Auf dieser Fahrt kamen wir durch Lynn, ein ziemlich großes Dorf, das beinahe nur von Schuhmachern bewohnt wird. In der Hauptstraße, durch die uns der Weg führte, und die ihrer Breite wegen eher einem langen Platze gleicht, bemerkte ich ein großes Wirthshaus und mehrere Kirchen. Die Wohnhäuser sauber, niedlich aussehend, meist weiß angestrichen mit grünen Läden: im Hofe oder auf dem Rasenplatze hinter dem Hause die Werkstätte, wo der Meister nebst seinen Gesellen mit Schuhmacher-Arbeit beschäftigt erschien, während im Wohnhause Mutter und Töchter das Einfassen der Schuhe besorgten. Mir gefiel diese Trennung der Werkstätte vom Hause: sie deutet auf Sinn für Häuslichkeit und Reinlichkeit. Man sollte kaum glauben, daß in einem solchen Dorfe, wo beinahe in jedem Hause ein Schuhmacher wohnt, es unmöglich sein sollte Schuhe zu bekommen; aber die Arbeit wird alle auf Bestellung gemacht und an Großhändler abgeliefert; in dem Dorfe selbst werden wenig Schuhe verkauft. Der letzte Theil des Weges war schlecht: die Fluth war schon zu hoch gestiegen, als daß wir auf den Dünen hatten fahren können, wir mußten uns daher höher am Ufer halten, das aus zusammengerollten Kieselsteinen bestehend, keinen gerade guten Weg darbot.

Am folgenden Morgen, einem Sonntag, hörte ich zum ersten Mal eine englische Predigt, wozu in Nahant Gelegenheit war. Da in der Umgegend viele der reicheren Bostonier Sommer-Wohnungen besitzen, und dort mit ihren Familien die warme Jahreszeit zubringen: so ist vor Kurzem durch den Zusammentritt von mehreren derselben der Bau einer Kirche zu Stande gekommen, in welcher eingeladene Geistliche predigen und zwar abwechselnd von verschiedenen

Secten, indem unter denen, die zum Bau beigetragen haben, ſich Anhänger verſchiedener Secten finden. Ich war ſo glücklich, einen intereſſanten Mann predigen zu hören, einen gewiſſen Taylor, Prediger an der Matroſenkirche in Boſton. Er war früher ſelbſt Matroſe und als ſolcher aufgewachſen, und hat ſich ſelbſt für ſeinen neuen Stand ausgebildet. Sein ganzes Leben, ſeine ganze Thätigkeit iſt ſeinen früheren Standes-Genoſſen gewidmet, an denen er mit großer Liebe hängt, denen er Vater und Freund iſt und deren unbedingtes Zutrauen er genießt. Er beſitzt viel natürliche Beredſamkeit, die einen um ſo größeren Eindruck auf die Seeleute macht, da alle ſeine Beiſpiele und Bilder aus dem Seeleben genommen ſind; er ſpricht dabei ziemlich derb und mit großem Feuer, ſo daß er die harten Matroſenherzen mürbe zu machen verſteht. Sein Einfluß auf dieſe Leute iſt groß: ſie fragen ihn um Rath und machen ihn zum Bewahrer ihrer Gelder; auch hat er die Beſtrebungen der Mäßigkeitsvereine, die ſich bemühen das Branntweintrinken unter den Matroſen zu vermindern, mit vielem Glück unterſtützt, ſo daß es dahin gekommen iſt, daß auf den meiſten amerikaniſchen Schiffen jetzt den Matroſen kein Branntwein mehr gegeben wird: ſie bekommen Thee und werden mit Geld entſchädigt. Ich hörte dieſen achtungswerthen Prediger einige Monate ſpäter in ſeiner eigenen Kirche, die beinahe bloß von Matroſen und See-Capitainen beſucht wird, und hatte Gelegenheit, ſeine große Gewalt über die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer zu bewundern. Er war mitten in einer feurigen Auseinanderſetzung der gottesgefälligen Zerknirſchung und Buße, und ſprach mit großer Salbung, da ſah er einen Mann hereinkommen, und ſich an den neben der Thüre befindlichen Ofen ſtellen (es war ein kalter Januarstag). Er hielt an und ſagte in ruhigem Tone zu dem Manne: „Wenn es Leute giebt, die bloß hereinkommen, um ſich die Füße zu wärmen, ſo mögen ſie wiſſen, daß es Sünde iſt, in ein Haus Gottes mit ſolchen Abſichten zu kommen, und dieſe Leute können andere Häuſer finden, wo ſie nach Belieben kommen und gehen dürfen; wir ſind aber hier gewöhnt und es iſt unſer Geſetz, nicht vor dem Ende der Predigt wegzugehen, außer in dringenden Fällen. Die Aufſeher an der Thüre ſollen ihre Pflichten beſſer beobachten! Nun zurück zu unſerem Satze!“ In mancher Gemeinde hätte ein Auftritt der Art Lachen hervorgerufen; er aber ließ ſeinen Zuhörern keine Zeit dazu. Mit großer Gewandtheit griff

er den Faden ſeiner Rede wieder auf, fuhr fort im vorigen Tone und hatte in kurzer Zeit die Aufmerkſamkeit Aller wieder ſo ſehr gefeſſelt, daß man dieſen Zwiſchenact bald vergeſſen hatte. Von der ſtrengen Disciplin, die in der Kirche herrſcht, machte ich ſelbſt die Erfahrung. Vor dem Geſange, während die Leute hereinkamen, ſprach ich mit meinem Begleiter, der mir über die Einrichtung der Kirche Auskunft gab: (es iſt nehmlich noch eine Schule für Seeleute und eine Bibliothek damit verbunden). Auf einmal kam ein anſtändig gekleideter Mann auf uns zu und ſagte: „Sie erlauben, meine Herren! Sprechen in der Kirche iſt gegen unſere Regeln.“ Seit der Zeit habe ich in keiner amerikaniſchen Kirche wieder während des Gottesdienſtes geſprochen.

Die erſten vierzehn Tage nach meiner Ankunft brachte ich in Nahant zu, und lernte während dieſes Aufenthalts dieſes Seebad und die Art und Weiſe, wie ſich die Amerikaner daſelbſt beluſtigen, ziemlich genau kennen. Die Lage des Ortes auf einer Halbinſel iſt ſehr angenehm. Auf der ſüdlichen Spitze derſelben liegt ein großes Gaſthaus, von wo aus man eine ſchöne Ausſicht über das Meer und die rückliegende Landſchaft hat. In der Ferne über einer dazwiſchen liegenden Landzunge zeigt ſich Boſton, mit der Alles überragenden hohen Kuppel des Staatshauſes. Dieſe Landzunge, welche die Bai von Boſton von derjenigen trennt, an welcher Lynn und Nahant liegen, bietet eine ſchmale Durchfahrt dar, die ſo eng und deren Ufer ſo niedrig ſind, daß, von einiger Entfernung aus geſehen, man ſie gar nicht wahrnehmen kann, und es den Schein hat, als wenn das von Nahant kommende Dampfſchiff auf das Land zuſteuerte. Im amerikaniſchen Freiheitskriege ſoll einmal eine amerikaniſche Fregatte, die von mehreren engliſchen Kriegsſchiffen verfolgt und in die Bai von Lynn getrieben war, ſich durch dieſe Durchfahrt gerettet haben. Die Engländer glaubten ihrer Beute gewiß zu ſein, denn jeder Ausweg ſchien abgeſchnitten; aber der Pilote am Bord der amerikaniſchen Fregatte, der die Tiefe der Durchfahrt genau kannte, wagte ſich mit dem Schiffe in den engen Canal und brachte es auch glücklich auf die andere Seite in die Bai von Boſton, wo es in Sicherheit war. Die Engländer wunderten ſich, ärgerten ſich wohl auch, wagten aber nicht, denſelben Weg zu machen und zogen unverrichteter Sache ab.

Das Dampfſchiff, das täglich drei Mal zwiſchen Nahant und

Boston hin und her geht, bringt bei günstigem Wetter immer eine Menge täglicher Gäste mit, fast ebenso Viele benutzen den etwas weiteren Landweg, namentlich alle diejenigen, die nicht von Boston kommen. Man bedient sich zu solchen Reisen meist kleiner zweisitziger Kaleschen, (Cabriolet) die auf zwei Rädern ruhen, und äußerst leicht und elegant gebaut sind. Ich sah große Gesellschaften in fünf bis acht solcher Chaischen ankommen; in jeder ein Herr und eine Dame. Manchmal guckte ein Kindeskopf zwischen zwei Erwachsenen hervor und deutete ein Ehepaar an; aber meist waren es junge Leute. Von alten Müttern und Tanten war Niemand zu sehen und die Jugend blieb sich selbst überlassen. Zu Fuß sah ich Niemanden ankommen. Die unglücklichen jungen Herren, denen ihre Schönen einen Korb gegeben, oder die vielleicht noch nicht gewählt hatten, kamen zu Pferde an. Das Erste, was man nach der Ankunft thut, ist sich Angel-Geräthe zu verschaffen, wenn man nicht so sehr Liebhaber dieses Vergnügens ist, um sie von Hause mitgebracht zu haben; und dann eilt man ans Meer, sowohl Herren als Damen. Die Ufer sind beinahe überall felsig und steil, und bieten viele passende Punkte zum Angeln dar, wozu die Zeit der Fluth die günstigste ist. Als Atzung gebraucht man Muscheln. Gewöhnlich sagt man, in Nahant müsse sich jeder sein Mittagessen selbst fangen; aber zum Glück nimmt man es nicht sehr genau. Die Fische, die die Gäste hier fangen, sind meist klein und gewöhnlich kann man sie bloß zu einer Fischsuppe benutzen; ein Gericht, das, so viel ich weiß, in Neuengland *) zu Hause ist. Diese Suppe besteht aus Fischen, die mit Zwieback und Wasser gekocht werden; leider ist sie gewöhnlich mit so viel Pfeffer versehen, daß es einem deutschen Schlunde schwer hält sie zu schlucken. Nach dem Essen geht man wieder ans Meer. Vielleicht ist gerade hohe Fluth, und da ist immer eine bedeutende Brandung an den Felsen. Wird die Fluth durch den Wind noch stärker gegen das Ufer getrieben, und ist vielleicht den Tag zuvor Sturm gewesen, so ist das Brechen der Wellen an einigen Punkten wirklich großartig. Von dem sogenannten spouting horn (Spritz-Horn, der Name einer der Felsen) wird das Wasser

*) Unter diesem Namen umfaßt man die sechs nördlicheren Staaten der Union: Maine, New-Hampshire, Massachusetts, Vermont, Connecticut, Rhode-Island.

manchmal zwanzig bis dreißig Fuß in die Höhe geworfen, und die Zuschauer tragen oft eine Durchnässung davon, wenn auf einmal das Wasser ohne vorherige Warnung so hoch aufspritzt.

Zu den Hauptvergnügungen auf Nahant gehört auch eine Fahrt auf den Dünen zur Zeit der Ebbe, wo sie einen glatten, sanften Weg darbieten. Der Sand am flachen Strande ist nehmlich durch die ruhig darüber hinrollenden Wellen so geebnet und fest, daß Pferde uud Wagen kaum einen Eindruck darauf zurücklassen. Noch bieten die beiden Wirthshäuser den Gästen die Vergnügungen des Billards und der Kegelbahn dar; aber beide Spiele, besonders das Billard, sind nicht im besten Rufe und daher scheuen sich Manche, daran Theil zu nehmen.

Von den Bade-Einrichtungen kann ich nicht viel sagen. Es giebt wohl ein Badehaus, in welchem man warme und kalte Bäder nehmen kann; aber gar keine Vorrichtungen sind getroffen für diejenigen, die in der offenen See baden wollen. Man muß sich nach Gutdünken einen Platz dazu wählen und es dem Zufall überlassen, ob man ungestört bleiben kann. Man zieht natürlich die Zeit der Fluth vor, wo das Wasser gleichsam frischer und kühler zu sein scheint; auch hat man ja alsdann mehr Wellenschlag. Im Ganzen wird wenig gebadet, und man hat eigentlich unrecht, Nahant einen Badeort zu nennen. Die Hauptvorzüge, die es dem Städter darbietet, sind angenehme Gesellschaft, ein guter Tisch und vor Allem frische Seeluft. Auch in diesen nördlicheren Theilen der Vereinigten Staaten ist die Hitze oft so drückend, daß man sich gern nach der kühleren Seeküste flüchtet; und hier in Nahant findet man gewiß immer die gesuchte Kühlung, denn es wäre als eine Seltenheit anzusehen, wenn auf diesem beinahe ganz von Wasser umgebenen Felsen kein Lüftchen wehte. Der Sommer 1836 war nicht sehr warm, und ich fand die Luft an manchen Tagen kalt; ohnehin konnte die See nicht so viel Reiz für mich haben, der ich die letzten fünf Wochen auf derselben zugebracht hatte.

Auf einem Ausfluge von Nahant aus sah ich die ersten Indianer. Sie hatten sich in einer ziemlich einsamen, waldigen Gegend an einem kleinen See (an denen dieser Theil des Landes so reich ist) gelagert. In den drei aus Leinwand und frisch gehauenen Baumästen kunstlos zusammengesetzten Zelten fanden wir keine Männer, sondern blos drei Frauen und mehrere Kinder. Die letzteren

waren beinahe ganz nackt: die Weiber trugen Hosen von Seide oder Wolle und darüber ein Hemde von demselben Stoffe: auf der Brust ein aus dünnem Silber gearbeitetes, vielleicht fünf Zoll im Durchmesser betragendes, mit einer Nadel an das Oberhemd befestigtes Schild. Ihr schwarzes struppiges Haar war in einen dicken, unförmlichen Zopf gewickelt. Die Gesichtszüge machten keinen üblen Eindruck, namentlich zeigten die Augen viel Feuer, und ohne die kleinen, schiefgestellten Augenspalten und die breiten hervorstehenden Backenknochen hätte man sie trotz ihrer braunen Farbe hübsch nennen können. Bloß eins der Weiber sprach englisch und nur so wenig, daß wir Mühe hatten, ihnen die gewöhnlichsten Fragen verständlich zu machen, und unsere Unterhaltung fast ganz auf die Zeichensprache beschränken mußten. Sie waren mit Körbemachen beschäftigt, und saßen während der Arbeit mit untergeschlagenen Beinen auf wollenen Decken, die ihnen zugleich als Betten dienten. Während wir ihnen zusahen, verbrannte sich einer der um die Zelte herumspielenden Knaben das Gesicht mit Pulver. Die Mutter fing an zu weinen und zu jammern, fast noch mehr als der Kleine; aber keins der Weiber wußte, wie zu helfen sei, indem sie in der Wundarzneikunde wenig Kenntnisse zu besitzen schienen, und sie mußten von einem Europäer Rath und Hülfe annehmen. Diese Indianer, die armseligen Ueberbleibsel großer Stämme, die vor der Ankunft der Weißen in diesen Wäldern als Herren gehaust haben, führen ein wanderndes Leben, ziehen von einem Lagerplatze zum anderen, meist in der Nähe großer Städte, und erhalten sich, die Weiber mit Korbflechten, die Männer mit Fischerei, obschon die letzteren nicht viel thun, sondern lieber das von den Weibern mühsam erworbene Geld zu vertrinken pflegen. Im Ganzen kommen sie den Zigeunerbanden der alten Welt ziemlich gleich.

Drittes Capitel.

Reise nach Northampton in Massachusetts.

Kurz darauf hatte ich auf einer Reise, die ich mit meinem Bruder nach Northampton machte, Gelegenheit, mehr von dem In-

nern des Landes zu ſehen, namentlich vom Staate Maſſachuſetts, den man gleichſam als die Wiege des jetzigen großen Staaten-Bundes anſehen kann. Der Freiheitskampf gegen das Mutterland nahm hier ſeinen Anfang, und keiner der anderen Staaten that es dieſem zuvor an Hingebung und Aufopferung für die gemeine Sache. Noch immer, obgleich ihm viele Staaten weit an Bevölkerung überlegen ſind, behauptet er einen bedeutenden Einfluß durch den Reichthum und die Bildung ſeiner Bewohner; auch gilt er viel in der geſetzgebenden Verſammlung, nicht ſowohl durch die Menge als durch die Perſönlichkeit ſeiner Abgeordneten. Es iſt nehmlich, wie bekannt, jeder Staat nach Verhältniß ſeiner Bevölkerung repräſentirt und die Zahl der Abgeordneten von großer Bedeutung, namentlich bei der Präſidentenwahl, wo die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten ſich zuvor berathen, unter ſich abſtimmen und das Ergebniß ihrer Abſtimmung nach Washington ſchicken. Der Mann der Mehrzahl erhält alle Stimmen. Daher der große Einfluß der beiden Staaten New-York und Penſylvania, die zuſammen ihrer großen Bevölkerung wegen beinahe ein Drittheil der Stimmen haben, und bei der letzten Wahl den Ausſchlag gaben. In Penſylvania waren die Parteien ſo ziemlich gleich, und es handelte ſich um eine Stimme: ſonſt wären die zweiunddreißig Stimmen des Saates gegen Van Buren ausgefallen und er würde nicht Präſident geworden ſein.

Die erſten vierzig Meilen *) von Boſton bis Worceſter legten wir in ungefähr zwei und einer halben Stunde auf einer Eiſenbahn zurück, die als die in den Vereinigten Staaten zuerſt ausgeführte merkwürdig iſt. Sie ſoll jetzt bis Albany fortgeſetzt werden und dort mit derjenigen in Verbindung treten, die längs dem Erie-Canal angelegt iſt und wohl bis an den Niagara fortgeführt werden wird; eine Strecke von hundert Meilen von Albany bis Utica iſt ſchon vollendet. Der bekannte Reiſebeſchreiber Capitain Baſil Hall, dem man auf ſeiner Reiſe durch dieſe Gegend im Jahr 1827 das Project der Eiſenbahn von Boſton nach Worceſter mittheilte, nannte es kühn und die Ausführung eine Narrheit; aber trotz dieſer Aeußerung des Herrn Capitains iſt dieſelbe ſeit mehreren Jahren vollendet und in Gebrauch, und man arbeitet an der Ausführung der

*) Die amerikaniſchen Meilen ſind ungefähr ſo groß wie die engliſchen, fünf derſelben machen eine deutſche Meile aus und drei eine Stunde.

Bahn bis nach Albany. Es war dieß meine erſte Fahrt auf einer Eiſenbahn mit Dampfmaſchinen, und ſie verurſachte mir einige Unannehmlichkeiten; der ſchnelle Wechſel der Gegenſtände griff mir die Augen an, verwirrte mich und nahm mir den Kopf ein. Später gewöhnte ich mich daran, und fuhr Tage lang auf Eiſenbahnen ohne irgend einen üblen Eindruck zu verſpüren; ja ich fand dieſe Art von Bewegung äußerſt angenehm. Die Wagen ſind auf den Eiſenbahnen wenigſtens in dieſem Theile des Landes ſehr bequem eingerichtet, und werden ſogar im Winter mittelſt kleiner Oefen geheizt. Die unangenehmſte Jahreszeit für dieſe Art zu reiſen iſt der Sommer. An einem drückenden, ſchwülen Tage kommt man beinahe vor Hitze um; denn trotz der ſchnellen Bewegung findet bei Windſtille faſt gar kein Luftzug in den Wagen Statt.

Die Gegend zwiſchen Boſton und Worceſter iſt etwas einförmig; kleine Hügel; gewundene, ſchmale Thäler wechſeln in einem fort ab; hie und da zeigen ſich kleine Seeen, die mit ihren niedlichen Inſeln und ihren felſigen Ufern ſich ziemlich gut ausnehmen. Worceſter iſt eine ziemlich bedeutende Landſtadt mit ungefähr ſiebentauſend Einwohnern, hat aber mehr das Anſehen eines Dorfes, denn Thore und Mauern fehlen ihr wie allen hieſigen Städten; die Eiſenbahn hat bedeutend dazu beigetragen, dieſen Ort zu heben.

Von hier aus fuhren wir in der öffentlichen Poſtkutſche. Da dieſe ſogenannten stage-coaches öfter verkommen, ſo muß ich ſuchen, dem Leſer eine Vorſtellung davon zu geben. Es ſind dieß große Kutſchen, die auf kurzen Federn in langen Riemen hängen, weswegen ſie bei unebenen Wegen ſtark ſchaukeln und ſtoßen. An der Seite ſind ſie offen. Rücken und Vorderwand ſind dagegen mit Holz verſchlagen, aber höchſt ſelten gepolſtert, außer an dem unteren Theil, der dem Sitze entſpricht. Die Seitenöffnungen an den Ecken können bei ſchlechtem und kaltem Wetter mit ledernen Vorhängen geſchloſſen werden; die mittleren Oeffnungen über den Wagenthüren haben gewöhnlich Fenſter zum Schließen. Im Innern ſind drei Bänke: die mittlere ohne Lehne, deren Stelle ein von einer Seite zur anderen herübergeſpannter Riemen vertritt; jede Bank iſt zu drei Perſonen gerechnet, ſo daß in Allem neun Sitze ſind. Auf dem Bock neben dem Kutſcher iſt Platz für eine oder zwei Perſonen, und oft iſt hinter demſelben auf der Decke der Kutſche noch ein anderer Sitz angebracht, auf welchem auch noch drei Per-

ſonen Platz finden können. Im Preiſe der Plätze iſt kein Unterſchied: ob man ſich außen hinſetzen will, oder ins Innere, gilt gleich: wer zuerſt kommt, hat die Auswahl: den Frauenzimmern muß man aber immer die beſten Plätze abtreten, was nicht nur die Höflichkeit fodert, ſondern die Amerikanerinnen als ein Recht in Anſpruch nehmen. Dieſe Poſtkutſchen ſind da, wo es weder Dampfſchiffe noch Eiſenbahnen gibt, das einzige Reiſemittel; denn Extra-Poſteinrichtungen gibt es nicht: man findet daher Leute aus allen Ständen in dieſen Wagen zuſammengedrängt. Wir wählten uns den höchſten Sitz. Bei manchen Schwenkungen der Kutſche kam mir der Platz ein wenig gefährlich vor, aber bald gewöhnte ich mich daran, und ſeit der Zeit habe ich immer, wenn es das Wetter mir irgend erlaubte, einen Sitz auf der Außenſeite vorgezogen. Die Wege waren im Ganzen gut vermöge des ſteinigten Bodens; denn die Kunſt hat wenig dazu beigetragen ſie zu verbeſſern, und unſere Poſtwagen würden ſich nicht auf ſolche Wege wagen. Es gab ſogar Strecken, wo wir blos auf einfachen Holzwegen fuhren, und die Büſche auf beiden Seiten an die Kutſche ſchlugen; aber unſere vier Neuengländer liefen ſo friſch dahin, als wenn ſie die beſte Chauſſee unter ſich hätten.

Gegen Abend näherten wir uns unſerem Ziele, Northampton. Dieſes Dorf liegt am Connecticut in einem wegen ſeiner Fruchtbarkeit und Lieblichkeit gleich gefeierten Thale. Was mich aber beinahe noch mehr anzog, als die ſchöne Lage, war das Innere des Dorfes ſelbſt. Ich glaube, es würde ſchwer halten in Deutſchland und ſelbſt in der Schweiz einen Ort zu finden, der ſich damit vergleichen ließe. Die ziemlich breiten, obſchon nicht gerade regelmäßigen Straßen ſind an beiden Seiten von Reihen majeſtätiſcher Ulmen beſchattet, die mit ihren großen Stämmen und ihren hängenden Zweigen einen äußerſt maleriſchen Anblick gewähren. Es iſt dies eine Ulmenart, die ſich durch den eigenthümlichen Bau der Aeſte von der unſrigen unterſcheidet, mir jedoch nur eine Spielart zu ſein ſcheint — Ulmus americana. — Die Häuſer ſind, mit Ausnahme des öffentlichen Platzes, wo die Kaufläden ſich befinden, meiſt durch Raſenſtücke oder Gärten getrennt, gewöhnlich auch von hohen Bäumen überſchattet; ſie ſelbſt und ihre nächſten Umgebungen werden mit der größten Sorgfalt unterhalten, und man kann ſich kaum etwas Lieblicheres der Art denken. Palläſte muß man freilich da nicht ſuchen: auf dem

Lande ſind die Häuſer meiſt von Holz gebaut, im Innern aber bequem und warm eingerichtet.

Der Stolz und Ruhm von Northampton iſt der Berg Holyock, der dem Dorfe gegenüber auf der anderen Seite des Fluſſes liegt. An dem erſten hellen Tage machten wir einen Ausflug dahin. Seine Höhe iſt nicht bedeutend, vielleicht tauſend Fuß über dem Meere; der letzte Theil aber ziemlich ſteil. Der Weg, der früher ein wenig in Ordnung gebracht worden war, um das Erſteigen zu erleichtern, iſt jetzt ſehr in Verfall; und ſelbſt einem geübten Bergſteiger wird das Erklimmen dieſer ſteilen Strecke mühſam. Die Ausſicht iſt in der That ausgezeichnet, und trotz der nicht bedeutenden Höhe ſehr ausgebreitet. Die Hauptſchönheit der Landſchaft beſteht in dem ſich in mannigfachen Windungen hinziehenden Thale des Connecticut, worin Northampton, umgeben von reichen Feldern und üppigen Wieſen, dem Beſchauer gerade gegenüber liegt. Der Anblick dieſer Gegend erinnerte mich lebhaft an unſere europäiſchen Landſchaften. Die Aecker auf beiden Seiten des Fluſſes ſind nehmlich nicht durch die einförmigen Holzzäune, die man beinahe überall in Amerika findet, und die wegen des auf den Straßen herumweidenden Viehes nöthig ſind, abgetrennt, ſondern reihen ſich in bunter Miſchung und angenehmer Abwechſelung an einander an. Etwas oberhalb Northampton macht der Fluß eine bedeutende Krümmung, und bildet auf dieſe Art eine Art von Halbinſel, welche das Dorf Hadley mit ſeiner langen, breiten Hauptſtraße, quer über liegend und ſich auf beiden Seiten an den Fluß anlehnend, ſchließt. Die Brücke von Northampton führt über den Connecticut, da wo er um die Halbinſel herumgeht. Der Fluß iſt ziemlich groß, und ſchlängelt ſich in aller Ruhe durch das fruchtbare Thal, indem er mehrere ſolcher Krümmungen, wie die eben erwähnte, beſonders aber eine ſehr ſtarke unterhalb Northampton macht. Die Entfernung der beiden Haupt-Krümmungen mag vielleicht eine Viertelſtunde betragen, der Fluß macht aber einen Umweg von mehr als einer Stunde. Zur Schifffahrt wird er wenig gebraucht; an vielen Orten iſt er zu ſeicht und oft zu raſch. Nach Süden zu kann man ſeinen Lauf weit hin verfolgen, an hellen Tagen leicht acht bis zehn Stunden; und man behauptet, man könne ſogar in der Ferne zwei Hügel unterſcheiden, die in der Nähe von Newhaven ganz nahe an dem Sunde liegen, der den Staat Connecticut von Long-Island trennt. Die Berge

in der Umgegend bieten meiſt hübſche Formen dar, ſind auch nicht ſo unbedeutend, wie die kleinen Hügel, über die wir uns auf unſerer Fahrt von Worceſter nach Northampton ſo oft beklagt hatten, und zeichnen ſich durch eine hübſche Bewaldung aus. Mein Bruder, der die erſten Jahre ſeines Aufenthaltes in Amerika in Northampton zugebracht hatte, glaubte in einer der Bergreihen eine Aehnlichkeit mit dem Blauen in der Nähe von Freiburg im Breisgau zu finden; und an manchem Morgen, wenn er am Fenſter ſtand, von wo er die Ausſicht auf dieſe Bergreihe hatte, trat ihm die Heimath mit allen ihren Erinnerungen vor die Seele.

Zufällig traf es ſich, daß während unſeres Aufenthaltes in Northampton in dem nahegelegenen Collegium Amherſt eine academiſche Feierlichkeit Statt finden ſollte, wobei ein Congreßmitglied Caleb Cushing eingeladen war, eine Rede zu halten, und ich ergriff mit Vergnügen dieſe Gelegenheit, einen der bedeutenderen amerikaniſchen Sprecher zu hören. Die Rede war eigentlich für eine Geſellſchaft beſtimmt, die aus den jährlich vom Collegium abgehenden jungen Leuten gebildet iſt, und ſich nach dem Schluſſe des Studienjahres der Anſtalt dort zu verſammeln pflegt. Männer, die ſich in der Politik oder in den Wiſſenſchaften einen Namen erworben haben, werden bei ſolchen Anläſſen eingeladen Reden zu halten, und thun dieß meiſtens mit Vergnügen, weil ſie ſich auf dieſe Art populär machen können. Die Fahrt bei ſchönem Wetter nach dem ungefähr zwei Stunden entfernten Orte, war höchſt angenehm. Wir begleiteten liebenswürdige Amerikanerinnen, die wir freilich am Thore der Kirche, wo die Rede ſollte gehalten werden, verlaſſen mußten; Herren iſt nehmlich der Eintritt erſt geſtattet, wenn die in Proceſſion einziehenden Mitglieder der Geſellſchaft Platz gefunden haben. Wir fügten uns in unſer Schickſal, und ſchloſſen uns demüthig an die Proceſſion an, die ſich in der Nähe des Collegium-Gebäudes gebildet hatte, und von dort unter Muſik-Begleitung und in langſamen, feierlichem Schritt, zuerſt den Präſidenten und Redner abholte, und dann zur Kirche ſich verfügte. Der langſame Gang über den ſtaubigen öffentlichen Platz in der heißen Nachmittagsſonne war nicht gerade angenehm; zum Glück aber erhielten wir in der Kirche gute Sitze. Die Weiſe, wie bei ſolchen Anläſſen ohne Polizeibeamte, die es hier bekanntlich nicht gibt, und deren man auch bei dem ruhigen Charakter des Volkes nicht ſehr bedarf, Ordnung gehandhabt

wird, fand ich sehr artig. Der Theil der Studenten der Anstalt, welcher die Spitze der Procession gebildet hatte, hielt an der Thüre der Kirche und machte Front; der übrige Theil, welcher folgte, stellte sich in zwei Reihen auf, durch diese gingen zuerst die Honoratioren, die am Ende der Procession waren, in die Kirche, und die Anderen folgten: auf diese Art geschah Alles in der besten Ordnung. Der Redner sprach über populäre Beredsamkeit. Bei meiner damals noch sehr geringen Kenntniß des Englischen, verstand ich nicht genug, um mir ein Urtheil über die Rede erlauben zu können, das übrigens bei dem wohl begründeten Rufe dieses Mannes als eines guten und eleganten Sprechers im Hause der Repräsentanten ohne Gewicht sein würde. Die Feierlichkeit begann und endete mit Gebet. Die Auswahl der Musikstücke konnte ich nicht gerade passend für den Ort finden, am wenigsten den Walzer, der mit vorkam. Die Versammlung war sehr zahlreich: besonders hatten sich viele Damen eingefunden, von denen die Emporkirche ganz und auch ein Theil der unteren Sitze eingenommen war. Die Vorrechte, die sie genießen, machen ihnen freilich den Besuch solcher Orte angenehm und leicht. Was mir bei dieser Gelegenheit auffiel, war die allgemeine, durch das Herbeiströmen der Menge sich kund gebende Theilnahme an einer Feierlichkeit der Art. Da solche Anstalten, wie Collegien, von Einzelnen unternommen werden, so müssen sie natürlich die Gunst des Publikums haben, sonst können sie sich nicht halten; aber mit der Gunst ist zugleich lebhafte Theilnahme verbunden. — Unsere Pferde mit den Kaleschen, die wir während der Zeit nach amerikanischer Sitte an einen Zaun gebunden hatten, fanden wir ruhig stehen, und unsere Rückfahrt ging glücklich und angenehm von Statten.

Da ich nun einmal den Leser in eine Erziehungsanstalt geführt habe, so will ich ihn bitten, mich auf einem Morgenbesuche in einer Privatschule zu begleiten, die für die aufblühenden Schönen von Northampton bestimmt ist und den Namen Academie trägt. Das Gebäude ist im gothischen Style ausgeführt, in den Ecken mit kleinen Thürmchen versehen, und im Innern, wie es scheint, sehr zweckmäßig eingerichtet. Der Eingang führt in ein mittleres Gemach, das Licht von oben empfängt, und gleichsam als Beobachtungszimmer für die Aufseherin dient: der ganze übrige Raum des Erdgeschosses ist zu größeren und kleineren Zimmern benutzt. Wir wohn-

ten den Unterrichtsſtunden in verſchiedenen Fächern bei. In den zahlreicheren Claſſen iſt die Lancaſteriſche Methode eingeführt. Zu meinem Bedauern ſah ich, daß die Lehrerinn faſt gar nicht auf die Haltung der Mädchen während des Schreibens Achtung gab, ſo daß ſie ſchief und krumm, mit dem Geſichte beinahe das Papier berührend, an dem Schreibtiſche ſaßen; bei vielen bemerkte ich auch ſchon eine Verbiegung des Rückens, die gewiß durch die ſchlechte Haltung verurſacht war. Ein vertriebener Pole ſtand dem Unterrichte im Franzöſiſchen vor. Ich wunderte mich über die gute Ausſprache ſeiner Schülerinnen; es ſcheint mir aber, als ob den Amerikanern überhaupt das Franzöſiſche leichter würde, als den Engländern. Mich intereſſirten vorzüglich die Tanzübungen, die ich ſehr zweckmäßig fand, ſowohl für die Uebung des Körpers, als des Gehörs. Es wurden nehmlich nicht Walzer, Contretänze und dergl., ſondern einfache tactmäßige Bewegungen gelehrt, in welchen ich die Schülerinnen nach dem Klang eines im Nebenzimmer geſpielten Claviers munter im Saale herumhüpfen ſah.

Mehr als das Aeußere dieſes Dorfes, das übrigens nicht gerade für das ſchönſte unter den ſchönen gilt, muß einem Europäer der Zuſtand der Geſellſchaft in demſelben, wie überhaupt in dieſen entlegenen Theilen des Landes auffallen. Es iſt kaum glaublich, wie groß hier die Anzahl derjenigen iſt, denen geſelliger Umgang zum Bedürfniß geworden iſt, und deren Bildung und Lebensart ſie auch dazu eignet. Die Mehrzahl der Dorfbewohner iſt, wenn auch nicht in einer unabhängigen Lage, doch ziemlich wohlhabend, ſo daß Arbeit und Nahrungsſorgen ihre Zeit nicht ſehr in Anſpruch nehmen: oft ſind es Leute, die durch Handel und Gewerbe in den großen Seeſtädten Vermögen erworben und ſich dann mit ihren Familien nach ihrem Geburtsorte zurückgezogen haben, um da in Ruhe ihr Einkommen zu verzehren. Von ihrer Jugendzeit her ſind ſie an ein geſelliges Leben gewöhnt, es iſt ihnen unentbehrlich geworden, und ſie ſetzen es daher auch im Dorfe fort. Auf dieſe Art kommen in dieſen kleinen Orten eine Anzahl Familien zuſammen, die eine rechte gute und angenehme Geſellſchaft bilden. Die Töchter ſolcher Leute ſind ſehr wohl erzogen, haben eine gründliche Schulbildung genoſſen, und beſitzen Luſt zur Lectüre; dabei haben ſie meiſtens viel geſelliges Talent, zu deſſen Ausbildung es ihnen nicht an Gelegenheit fehlt, da man ſehr häufig in Geſellſchaft geht. Der

ungehinderte Umgang zwiſchen den jungen Leuten beider Geſchlechter gibt den Mädchen zugleich eine Offenheit und Unbefangenheit, die einem Fremden anfangs auffallen muß, die er aber ſpäter ungern vermißt, da die Unterhaltung dadurch leicht und angenehm wird. Ein Mangel macht ſich in dieſen Kreiſen fühlbar, der aber in den Verhältniſſen liegt und nicht zu ändern iſt: es fehlt nehmlich gewöhnlich an jungen Männern, von denen die meiſten ausgewandert ſind, im Weſten oder in den Städten ihr Fortkommen ſuchen, und nur zurückkommen, um eine ihrer Jugendfreundinnen als Frau mit fort zu nehmen. In allen dieſen Dorfgeſellſchaften iſt daher das weibliche Geſchlecht ein wenig zu zahlreich repräſentirt. Ich trat in dieſen Zirkeln nicht als ein unbekannter Fremder auf, indem mich mein Bruder einführte, und wurde von Vielen gleichſam als ein alter Bekannter empfangen. Ich habe daher vielleicht angenehmere Erfahrungen zu melden, als andere Fremde, die ſich nicht in ſo günſtigen Umſtänden befanden. Sollte man es glauben, daß ich in Northampton einer Abendgeſellſchaft beiwohnte, in welcher lebende Bilder ziemlich gut aufgeführt wurden? — An demſelben Abend ging ich noch in eine andere größere Geſellſchaft, die mehr den Charakter eines engliſchen rout trug. Uebrigens hat dieſes Dorfleben ſeine glänzenden Seiten mehr im Sommer, zu welcher Zeit es immer viele Gäſte gibt, während im Winter ein Theil der Bewohner nach der Stadt geht, um bei ihren Freunden die Vergnügungen der großen Welt zu genießen; auch beſchränkt das Winter-Wetter Viele auf ihre Häuſer, oder macht wenigſtens das Ausgehen mühſam und läſtig.

Viertes Capitel.

Aufenthalt in Cambridge. Die Harvard-Univerſität.

Gegen das Ende des Monats Auguſt ging ich mit meinem Bruder nach ſeinem Wohnorte Cambridge, einem Dorfe in der Nähe von Boſton, dem Sitze der Harvard-Univerſität, wohin ihn als dort angeſtellten Profeſſor die Pflicht zurückrief, weil die Ferien zu Ende gingen und die Promotion und andere Feierlichkeiten vor der Thüre waren. Die Harvard-Univerſität iſt die älteſte Anſtalt dieſer Art in den

Vereinigten Staaten. Die Pilgrime (ſo nannten ſich die wegen Religionsverfolgungen England verlaſſenden Diſſenters) landeten 1620 in Portsmouth und 1637 gründeten ſie ſchon dieſe Erziehungsanſtalt, die anfangs, den Bedürfniſſen der kleinen Geſellſchaft gemäß, ziemlich unbedeutend war, aber durch Schenkungen und Beiträge immer mehr vergrößert und bereichert wurde, und ziemlich immer den erſten Rang unter den Anſtalten der Art in den Vereinigten Staaten eingenommen hat. Da ich während eines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Cambridge Gelegenheit hatte, mit den Einrichtungen der Univerſität genauer bekannt zu werden; und da alle Anſtalten der Art in der ganzen Union auf einen ähnlichen Fuß eingerichtet ſind, ſo kann eine Beſchreibung derſelben dazu dienen, dem Leſer ungefähr einen Begriff von nordamerikaniſchen Univerſitäten im Allgemeinen zu geben.

In der Art, wie die Harvard-Univerſität entſtanden iſt, entſtehen in den Vereinigten Staaten noch immer von Zeit zu Zeit ähnliche Anſtalten. Eine Anzahl Individuen, welche die Abſicht haben, eine ſolche zu gründen, treten zu einer Geſellſchaft zuſammen, und wenden ſich dann an die geſetzgebende Verſammlung des Staates, um eine Ermächtigung (charter) zu erhalten. Dieſer charter gibt keine Vorrechte, ſondern blos eine Erlaubniß; aber ohne eine ſolche können Geſellſchaften kein öffentliches Unternehmen ausführen. Eiſenbahnen, Straßen, Brücken ſind in demſelben Falle, wie höhere Erziehungsanſtalten. Sobald der charter gegeben iſt, beſteht die Anſtalt rechtskräftig, kann Eigenthum erwerben und beſitzen, und dauert auch nach dem Tode ihrer erſten Stifter fort.

Die Verwaltung der Harvard-Univerſität iſt in den Händen zweier Behörden, der Corporation, und des Rathes der Aufſeher (board of overseers). Die Corporation, beſtehend aus dem Präſidenten der Anſtalt, fünf Mitgliedern und dem Schatzmeiſter, hat die ausführende Gewalt, während der Rath der Aufſeher von dem, was im Laufe des Jahres geſchehen iſt, Rechenſchaft zu verlangen und das Geſchehene zu beſtätigen oder zu verwerfen hat. Die Profeſſoren haben nichts mit der Verwaltung zu thun, können aber Vorſchläge und Empfehlungen einreichen, und bei Veränderungen in der inneren Einrichtung hat ihre Stimme natürlich viel Gewicht, obgleich ſie nur vorberathend iſt. Die Mitglieder der Corporation *und des Rathes* der Aufſeher ſind aus allen Theilen des Landes:

geborene Mitglieder der letzteren Behörde sind der Gouverneur des Staates, sein Stellvertreter, die Mitglieder des Senates und der Sprecher des unteren Hauses, die übrigen werden gewählt. Der Präsident und der Schatzmeister müssen in Cambridge wohnen, da die unmittelbare Leitung der täglich vorfallenden Geschäfte in ihren Händen ist. Das Vermögen der Anstalt ist jetzt sehr bedeutend; es beträgt nahe an siebenmalhundert tausend Thaler, ungefähr drei und eine halbe Million französischer Franken, wobei der Werth der Collegiengebäude, der sie unmittelbar umgebenden Grundstücke und der Sammlungen nicht gerechnet ist. Unter den letzteren ist namentlich die Bibliothek ziemlich zahlreich und enthält ungefähr vierzigtausend Bände. Da Vieles von Schenkungen herrührt, die besondere Bestimmungen haben, so kann freilich nicht Alles so benutzt werden, wie es zu wünschen wäre.

Die Universität besteht aus folgenden getrennten Anstalten: dem eigentlichen Collegium, einer theologischen und juristischen Schule, die beide in Cambridge sind, und einer medicinischen, die auch zur Universität gehört, aber in Boston ist. Das Collegium hält die Mitte zwischen der philosophischen Fakultät einer deutschen Universität und den höheren Classen eines Gymnasiums. Zum Eintritt ist ein Examen nöthig, das ziemlich strenge zu sein pflegt: Zeugnisse aus unteren Schulen, von denen keine unter der Aufsicht der Universität stehen, können zu nichts dienen. Da die Curse ein Jahr hindurch dauern, so finden in der Regel die Aufnahme-Prüfungen nur einmal im Jahre Statt, und zwar einige Tage vor dem Anfang des neuen Lehrcursus. Das gewöhnliche Alter beim Eintritt ist sechszehn Jahre; und da das Collegium in vier Classen getheilt ist, in denen jedermann ein Jahr bleibt, so verlassen die jungen Leute die Anstalt selten vor dem zwanzigsten Jahre. Die Disciplin und Beaufsichtigung der Studenten ist in den Händen der Fakultät, die von den Professoren und dem Präsidenten gebildet wird; Beförderungen, Belohnungen u. s. w. gehen auch von ihr aus. Für die Aufnahme der Studenten sind mehrere dem Collegium eigenthümlich zugehörende Gebäude bestimmt, in welchen sie gegen eine mäßige Miethe passende Zimmer finden können. Uebrigens sind sie nicht gezwungen in diesen Gebäuden zu wohnen. Halten sich ihre Aeltern in Cambridge auf, so bleiben sie natürlich bei denselben; außerdem gibt es immer Kosthäuser, die von dem Präsidenten die Bewilligung er-

halten haben, Studenten aufzunehmen. Alle, ſowohl die in den Collegium-Gebäuden, als außerhalb Wohnenden, ſind einer ziemlich ſtrengen Disciplin unterworfen. Eine Glocke ruft ſie des Morgens zum Gebet in die Capelle: daſſelbe findet am Abend Statt. Da die Profeſſoren und Studenten alle ganz in der Nähe des Gebäudes wohnen, in welchem ſich die Hörſäle befinden, ſo werden die Vorleſungen immer durch eine Glocke angezeigt. Die Anzahl der Stunden, denen die Studenten jeden Tag beizuwohnen haben, iſt ziemlich unbedeutend; die jungen Leute ſind aber zu Hauſe ſehr viel beſchäftigt mit Vorbereitungen auf die Lectionen und mit Ausarbeitung von Aufgaben. Jede der vier Claſſen iſt in Abtheilungen gebracht, deren Zahl ſich nach der Menge der Schüler und nach der Art des Unterrichts richtet; dieſe Anordnung macht natürlich eine größere Anzahl Lehrer nöthig, erleichtert denſelben aber die Ueberſicht über ihre Schüler. Jede Claſſe enthält gewöhnlich ungefähr funfzig, und eine Abtheilung mithin weniger als zwanzig Studenten. Die Lehrer halten in ihren Stunden ſelten einen für Alle gemeinſchaftlichen Vortrag, ſondern beſchäftigen ſich viel mit den Einzelnen, deren Aufgaben ſie abhören u. ſ. w. Selbſt in der Mathematik und ähnlichen Fächern findet kein gemeinſamer Unterricht Statt, was auch der ungleichen Vorbereitung der Schüler wegen ſchwierig ſein würde. Die jungen Leute zeigen im Ganzen großen Fleiß und Eifer, und ſcheinen zu dem Bewußtſein gekommen zu ſein, daß ſie für ihr eignes Beſte zum Arbeiten angehalten werden. Hiezu trägt gewiß viel bei, daß man die Benutzung ſo vieler Tages-Stunden ihnen ſelbſt überläßt, was ſie früher veranlaßt aus eigenem Antriebe zu arbeiten. Dieſe Art von Unterricht hat übrigens den Vortheil, daß die Schüler nicht blos Fremdes aufnehmen, und wiederkäuen, ſondern zum eigenen Denken angehalten werden.

Nachdem die Studenten vier Jahre im Collegium zugebracht haben, werden ſie mit dem Titel Bachelors of Arts entlaſſen und im Allgemeinen bezeichnet man alle diejenigen, die ihre Studien in einem Collegium gemacht haben, mit dem Titel Graduates. Am Ende des erſten Jahres nach ihrem Austritte können ſich alle Bachelors of Arts melden zu einem höheren Grade: Master of Arts; man braucht hierzu keine beſonderen Qualificationen, es genügt, wenn man darum anfrägt. Alle Graduirten des Collegiums haben als ſolche das Recht, ſich in die ſogenannte φ, β, $\varkappa$ Geſellſchaft aufnehmen

zu laſſen, eine Geſellſchaft, die als Band dient, die Studiengenoſſen unter ſich und mit der Anſtalt zu vereinigen. Jährlich zu Anfang des Curſus findet eine Verſammlung Statt, die mit einer Rede, einem Gedicht und einem Mittagseſſen gefeiert wird. Eine ſolche von einer ähnlichen Geſellſchaft gehaltene Rede war die, welche ich in Amherſt von Caleb Cushing gehört hatte.

Die theologiſche Schule iſt viel neueren Urſprungs; ſie wurde im Jahr 1824 gegründet. Durch dieſelbe wird dem Collegium ein religiöſer Charakter gegeben, und da die Lehrer der Schule zu den Unitariern gehören, und die Predigten in der Capelle des Collegiums von denſelben gehalten werden, ſo wird die ganze Anſtalt als derſelben religiöſen Anſicht zugethan angeſehen. Die Folge davon iſt, daß Aeltern, die zu anderen Secten gehören, ſich ſcheuen, ihre Söhne nach Cambridge ins Collegium zu ſchicken. Die ſich zur Aufnahme in die theologiſche Schule meldenden jungen Leute müſſen ſich ein Examen in der hebräiſchen Sprache gefallen laſſen; ſind ſie keine Graduates, ſo müſſen ſie ſich noch einer Prüfung in den Fächern, die im Collegium vorgetragen werden, unterwerfen. Die Studenten wohnen in einem beſonderen Gebäude, doch können ſie auch außerhalb in der Nähe wohnen. Die Studienzeit beträgt drei Jahre; es ſind drei Claſſen, und in jeder bleibt man ein Jahr. Am Ende dieſer Zeit findet eine Art von Examen Statt. Die Candidaten müſſen wenigſtens durch eine Predigt beweiſen, daß ſie etwas gelernt haben; aber, wie ich glaube, wird nie einer für unfähig erklärt, und Sitzenbleiben in einer Claſſe kommt auch nicht vor. Dieß kommt zum Theil davon her, daß der Unterricht mehr ſchulmäßig betrieben wird, die Studenten werden fortwährend von den Profeſſoren examinirt, erhalten regelmäßige Aufgaben und haben wenig Freiheit in ihren Arbeiten. Die Ordination findet aber erſt Statt, wenn ein Candidat angeſtellt wird: jeder Prediger iſt berechtigt die Ordination zu ertheilen.

Die juriſtiſche Schule beſteht erſt ſeit wenigen Jahren. Ehedem gingen die jungen Leute blos zu Advokaten und machten in den Schreibſtuben derſelben eine Art von Lehrzeit durch, ungefähr in derſelben Weiſe, wie es auch noch jetzt häufig die Mediciner thun, nur daß dieſe im Winter gewöhnlich Vorleſungen hören. Die Juriſten ſind gar nicht gehalten, in beſonderen Gebäuden zu wohnen, und in jeder Beziehung viel unabhängiger. Der Curſus iſt zwei-

jährig und nach Beendigung deſſelben iſt jeder Student berechtigt zu dem Titel, Bachelor of Law, den er auch von der Univerſität erhält. Zur Aufnahme iſt nichts weiter nöthig als ein gutes Sitten-Zeugniß und Erweis früherer Studien. Die Anzahl der Studenten beträgt vielleicht ſechzig bis ſiebzig: die theologiſche Schule dagegen hat meiſt weniger Schüler.

Die mediciniſche Schule iſt ziemlich bedeutend. Die Anzahl der Profeſſoren iſt genügend, Spital und Anatomie in ſehr gutem Zuſtande; aber leider iſt auch hier die Studienzeit viel zu kurz. Die Collegien dauern jeden Winter nur vier Monate; im Sommer wird gar nicht geleſen. Bei der Immatrikulation der Studenten findet gar kein Examen Statt, und man frägt nicht darnach, ob die jungen Leute ſich gehörig vorbereitet haben oder nicht. Jeder Student dagegen, der den Doctor-Grad erlangen will, muß zwei Curſus in der Anſtalt durchgemacht und drei Jahre ſich in dem Hauſe eines praktiſchen Arztes mit dem Studium der Medicin beſchäftigt haben. Der Prüfungen ſind zwei, eine öffentliche, und eine geheime, und vier Wochen vor denſelben muß der Candidat eine Arbeit einliefern über einen mediciniſchen Gegenſtand. Hier finden übrigens Zurückweiſungen Statt.

Zur Zeit unſerer Ankunft in Cambridge ſtand die Feier des zweihundertjährigen Jahrestags der Stiftung der Anſtalt bevor, wozu große Vorbereitungen getroffen wurden. Alle Graduirten der Univerſität wurden eingeladen; und da die Anzahl derſelben ſo bedeutend iſt, und ſo viele ſich bereit erklärt hatten zu kommen; ſo konnten wenig Gäſte eingeladen werden. Die Feierlichkeit wurde mit einer Rede des Präſidenten Joſ. Quincy eröffnet, worin er die Geſchichte der Anſtalt berichtete. Nach derſelben ſetzte man ſich zum Eſſen nieder. Auf einem der Raſenplätze im Rücken der Capelle, der einen ſanften Abhang darbot, hatte man ein ungeheures Zelt aufgerichtet, in deſſen Hintergrunde die Rednerbühne ſtand, von erhöhten Sitzen umgeben, auf welchen die ausgezeichneteren Männer und diejenigen, welche mit der Anordnung des Feſtes beauftragt waren, Platz nahmen. Um dieſen Mittelpunkt gingen die Tiſche und Bänke in Geſtalt eines halben Mondes und vermöge des geneigten Grundes in der Art eines Amphitheaters herum, ſo daß ſelbſt die auf den hinterſten Stühlen Sitzenden im Stande waren, den *Redner und den* Präſidenten zu ſehen. Die öffentlichen Mahlzeiten

der Amerikaner nehmen wohl ganz denſelben Gang und haben dieſelbe Bedeutung wie die der Engländer. Der erſte Theil iſt ganz der Befriedigung des Hungers und Durſtes gewidmet; ſobald aber ein wenig Ruhe in den Kauorganen eingetreten iſt, fangen die Reden an, die dann auch, mit Muſik abwechſelnd bis zum Ende des Eſſens dauern. Die Meiſten der ausgezeichneten Männer aus Maſſachuſetts waren hier vereinigt: natürlich wurden ihre Geſundheiten ausgebracht, und ſie antworteten mit kurzen Reden, die mit Toaſten ſchloſſen. Everett, Gouverneur des Staates, früher Profeſſor in Cambridge, ſprach unter anderen. Man hält ihn für einen der glücklichſten Redner bei ſolchen Anläſſen, und er weiß ſich immer das Anſehen zu geben, als wenn, was er ſagt, unvorbereitet wäre; er trägt dabei ſo gut vor, daß gewiß Manches, was bei einem Andern nur gut erſcheinen würde, von ihm geſprochen vortrefflich ſich ausnimmt. Dan. Webſter, Candidat für den Präſidentenſtuhl, ſprach auch. Er ſoll aber bei ſolchen Gelegenheiten ſchwerfällig ſein, und nicht zierlich genug Kleinigkeiten zu behandeln wiſſen: ſeine Beredſamkeit zeigt ſich bei großen politiſchen Fragen. Er ſpricht alsdann wie ein Gott, das heißt, er iſt unwiderſtehlich in ſeinen Beweisführungen für alle diejenigen, die nicht zuvor beſchloſſen haben, ſich nicht überzeugen zu laſſen. Viele Andere ſprachen noch, zum Unglück endete das Feſt nicht ganz ohne Störung. Eine Aeußerung Webſter's, die ganz allgemein gehalten war, beleidigte einen Gaſt aus Charleſton in Süd-Carolina, der ſich entfernte; ſeine Freunde indeſſen billigten ſein Weggehen nicht, und ſo hatte die Sache weiter keine Folgen.

Am Abend war große Illumination, und halb Boſton war nach Cambridge gekommen, um ſie anzuſehen. Die Gebäude, wo die Studenten wohnen, und die Capelle waren reichlich mit Lampen verſehen; und da die vielen Fenſter erlaubt hatten eine große Menge derſelben anzubringen, ſo wurde ein recht guter Geſammteindruck hervorgebracht. Auch manche der Privathäuſer im Dorfe waren erleuchtet. Es war überhaupt eine Aufregung und ein Jubel unter dem Volke, als wenn ein großes Nationalfeſt gefeiert würde. Im Hauſe des Präſidenten war große Geſellſchaft, und Jedermann drängte ſich dahin, um ihm, den man gleichſam als den Stellvertreter der Anſtalt anſah, deren Geburtstag heute gefeiert worden, Glück zu wünſchen. Die Damen hatten ſich natürlich höchſt zahlreich eingefunden, um ſo mehr, da man ihnen am Mittagseſſen keinen Platz

hatte anweiſen können, von wo aus ſie die Reden hätten hören können. Den folgenden und die nächſten Tage waren alle Blätter mit Beſchreibungen von dem glücklichen Fortgang der glänzenden Feſtlichkeit in Cambridge angefüllt; die nach allen Seiten ſich zerſtreuenden Theilnehmer lieferten zahlreiche Berichte, und es dauerte wirklich einige Zeit, ehe die Sache ganz zur Ruhe war.

Fünftes Capitel.

Die Heilanſtalten in Boſton; der Begräbnißplatz.

Boſton hatte ich während der Zeit noch wenig kennen gelernt. Da meine Abſicht war, längere Zeit in Cambridge zu bleiben, das von dieſer Stadt nur drei Meilen entfernt iſt, ſo ſchob ich Manches auf; aber mit den mediciniſchen Anſtalten wurde ich bald ziemlich genau bekannt. In dem Maſſachuſetts-Spital ſind die Profeſſoren der Schule als Aerzte angeſtellt und halten daher dort ihre Klinik. Das Gebäude iſt ganz aus Granit aufgeführt und hat eine ziemlich gute Lage. Man könnte vielleicht am Aeußeren ausſetzen, daß die eine Façade etwas zu koſtbar iſt; ſie hat ziemlich hohe Granitſäulen, und ſtatt deren hätte man einige Krankenzimmer mehr hinſtellen können. Die Anzahl der Betten mag ungefähr auf hundert ſteigen, was kaum genügend erſcheint für eine Stadt von ungefähr achtzigtauſend Einwohnern, zumal da wenigſtens ein Dritttheil derſelben von zahlenden Patienten eingenommen wird. Indeſſen genügt dieſe geringe Zahl, weil im Verhältniß zur Einwohnerzahl Wenige ſich in dem Falle befinden, von den Freibetten Gebrauch zu machen. Die niedrigſten Preiſe ſind wöchentlich drei bis fünf Thaler. Kranke, die es wünſchen, können kleine Zimmer für ſich allein haben; und dieſe Zimmer ſind ſehr geſucht, namentlich von chirurgiſchen Kranken, die von der Ferne kommen. Die Preiſe ſind ſehr gering, verglichen mit dem, was Kranke in einem Gaſthofe bezahlen müſſen, und außerdem haben ſie den Arzt und die Arzeneien unentgeltlich, was auch keine Kleinigkeit iſt. Nirgends *habe ich ein* Spital geſehen, das ſich mit dieſem meſſen könnte, in

Bezug auf reinliche gute Koſt, ſorgſame Aufwartung und Hülfsmittel aller Art. In Folge der reichen Ausſtattung iſt die Anſtalt ganz unabhängig geworden, und die Einkünfte zuſammen mit den Beiträgen der zahlenden Kranken, reichen hin, die Ausgaben zu decken; man ſpart daher nichts, ſobald etwas für einen Kranken vom Arzte nöthig gefunden wird.

Einige Zeit darauf machte ich einen Beſuch in der Irren-Anſtalt, die den Namen M'clean Asylum trägt, zu Ehren eines gewiſſen M'clean, der einmalhunderttauſend Thaler für eine ſolche Anſtalt nach ſeinem Tode hinterließ. Sie liegt auf einem lieblichen Hügel, in der Nähe von Boſton, zwiſchen Lechmere-Point, in dem Fluſſe Myſtick; die Ausſicht auf die Stadt iſt äußerſt freundlich, und die Wahl des Ortes gewiß ſehr zweckmäßig. Die Gebäude der Anſtalt ſind auf der Spitze des Hügels: die Abhänge, die beſonders gegen die Stadt zu ſehr ſchroff bis ins Waſſer hinunter gehen, ſind zu Gärten und Feldern benutzt, und bieten große Räume dar, wo ſich die Kranken im Freien aufhalten und mit Spiel und Arbeit ſehr zweckmäßig beſchäftigt werden können. Die Anſtalt beſteht aus drei Gebäuden. Das mittlere, das getrennt ſteht, und gegen Boſton zu ſeine Front hat, dient als Wohnung für den Arzt und für die Aufſeher. Auf beiden Seiten, im rechten Winkel gegen das Mittelgebäude, ſtehen zwei ſich entſprechende Häuſer, die gleichſam die Flügel des mittleren bilden, aber viel zu lang ſind, im Verhältniß zu der geringen Breite des Mitteltheiles. Der linke Flügel iſt für die Männer, der rechte für die Weiber beſtimmt; beide ſollen ganz ähnlich eingerichtet ſein, wir ſahen aber blos den Männerflügel. Jeder hat drei Stockwerke, von denen jedes eine beſondere Abtheilung von Kranken enthält: das untere nehmen die Unheilbaren ein, im mittleren werden die friſcheren und nicht ſo hoffnungsloſen Fälle aufgenommen, und im oberen befinden ſich die Reconvalescenten. Jeder Kranke hat ein Zimmer für ſich, deſſen Thüre auf eine Gallerie geht, die als Spazierraum dient. Die Zimmer enthalten meiſt nur ein Bett, die der Reconvalescenten auch Tiſche und Stühle. Außerdem iſt auf jedem Stockwerk ein Geſellſchafts- und Eßzimmer, ein Bodenraum und ein Abtritt. In den letzteren iſt eine ſehr zweckmäßige Einrichtung für die Reinigung der Luft getroffen. Die nach innen gehende Thüre öffnet ſich nicht ſogleich in einen freien Raum, ſondern die Wand macht einen Bogen, der demjenigen ent-

ſpricht, den die Thüre beim Oeffnen beſchreibt, ſo daß dieſe eng angeſchloſſen bleibt. Auf dieſe Art kann die Luft im Abtritt nicht an den Seiten derſelben ausweichen, ſondern iſt genöthigt durch die darin befindliche Oeffnung auszuſtrömen. Beim Schließen wird dagegen im Abtritte ein luftleerer Raum gebildet, und die Luft muß von außen hineinſtrömen. Die Thüre öffnet ſich natürlich weiter, als die Biegung in der Wand reicht, ſonſt könnte Niemand in den hinteren Raum gelangen; da, wo die Wand zu Ende iſt, öffnet ſie ſich, wie jede andere. Sehr zweckmäßig erſchien mir auch die Einrichtung, daß auf jedem Stockwerke Röhren angebracht ſind, durch welche der Kehricht hinuntergeworfen werden kann. Drei Zimmer auf jedem Stockwerke ſind für reiche Patienten beſtimmt, die viel beſſer eingerichtet und mit einer Gallerie zum Spazierengehen verbunden ſind. Dieſe Kranken eſſen meiſt am Tiſche des Arztes, wenn es ihr Zuſtand erlaubt. Der Preis für dieſe Zimmer iſt zehn bis funfzehn Thaler die Woche, den Wärter mit inbegriffen. Für die anderen Zimmer iſt der niedrigſte Preis drei Thaler, und ſteigt bis auf ſieben. Die Zahlungen werden nach den Vermögens-Umſtänden der Kranken beſtimmt. Außerdem ſind noch außerordentliche Ausgaben: es müſſen z. B. die Kranken die Scheiben, die ſie zerbrechen, bezahlen u. ſ. w. Einen Unterſchied im Eſſen giebt es nicht, mit der Ausnahme, daß einzelne Kranke, wie bemerkt, an der Tafel des Arztes eſſen können. Große Reinlichkeit herrſcht in der ganzen Anſtalt. Eine Kuppel über dem dritten Stock iſt als Werkſtätte benutzt, wo ich viele Kranke mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt fand, im Sommer werden ſie vorzugsweiſe, wenn es ihr Zuſtand erlaubt, zu Arbeiten auf dem Felde angehalten.

Ganz in der Nähe von Cambridge iſt auch der erſt kürzlich eingerichtete Begräbnißplatz Boſtons gelegen, dem der Name Mount Auburn gegeben worden iſt. Dieſe Anlage, wodurch einem tief gefühlten Mangel abgeholfen worden, verdankt die Stadt einer Privatgeſellſchaft, welche auf dem Wege von Actien die Koſten der Einrichtung aufbrachte, wobei aber kein Gewinn beabſichtigt war, obſchon die Ausgaben für den Ankauf des Bodens, für Einrichtung und Verſchönerung bald durch den Verkauf der Grabplätze gedeckt wurden. Man hat eine ziemlich bedeutende Strecke Land, die an der einen Seite an den Charles-Fluß gränzt, zu dem Platze benutzt und ihn eingezäunt. Von der Waldung, die den größeren Theil

des Grundes bedeckte, hat man nur so viel ausgehauen, als nöthig war, um Wege anzulegen. Ziemlich in der Mitte erhebt sich ein Hügel, von wo aus man eine recht hübsche Aussicht genießt.

Zur Zeit, wo ich meinen ersten Besuch dort machte, wurde die Aussicht noch verschönert durch den Reichthum der Farben, eine Folge des amerikanischen Herbstes. Sobald nehmlich der Frost kommt, tritt eine Umfärbung der meisten Bäume ein. Die Ahornarten beginnen, und ihre Blätter nehmen nach und nach ziemlich alle Nüancen der rothen Farbe an. Der Sumach folgt bald; andere werden gelb, andere braun; selbst am Grase zeigt sich eine Neigung zum Rothwerden, namentlich auf den Wiesen, die abwechselnd dem Seewasser und der Luft ausgesetzt sind. Die Tannen und Fichten bleiben ihrer alten Farbe getreu; es gibt daher allerliebste Gegensätze und Zusammenstellungen, in denen die Natur oft wunderbar und wie absichtlich spielt. Es giebt hier eine Schlingpflanze — Ampelopsis — die sich oft um die Stämme großer Bäume windet und namentlich gern Tannen wählt; da nun im Herbste die Blätter derselben ein starkes, dunkles Roth annehmen, so giebt dies dem Baum ein eigenthümliches Aussehen, indem sein Stamm roth und seine Aeste grün sind. Nach dieser Farbenveränderung bleiben übrigens die Blätter noch lange an den Bäumen, und man hat das eigene Schauspiel einer rothen Landschaft Wochen lang vor Augen; am Ende freilich verlieren die Blätter ihre hellen bunten Farben, werden braun und fallen ab. Ich habe versucht, solche rothe Blätter getrocknet in ihren Farben zu erhalten; es ist mir aber nicht gelungen.

Anmerkung. Es giebt auch in Europa etwas der Art, aber es läßt sich nicht mit dem vergleichen, was man in Amerika sieht. Mit Ausnahme von Kirschbäumen und einigen wenigen anderen, gibt es bei uns keine Bäume, deren Blätter roth werden; sie ändern zwar alle mehr oder weniger ihre Farbe, aber die meisten werden braun oder gelb. Uebrigens zeichnet sich der Herbst in Amerika noch durch schönes, beständiges Wetter aus, und entspricht unserem sogenannten Nachsommer. In Amerika nennt man diese Jahreszeit — Indian-Summer.

Auf der Spitze des Hügels hat man Oeffnungen ausgehauen, um Durchblicke zu gewinnen; aber es ist Schade, daß nicht die

ganze Rundaussicht vergönnt ist. Boston mit seinen Brücken und Thürmen, seinen umliegenden Städtchen, dem Hafen mit den Masten blickte lieblich in der Abendsonne durch eine der Oeffnungen zu uns herauf. Es ist wahr, die Lage von Boston ist malerisch, wie die weniger anderer Städte. Eine Durchsicht zur Linken gestattete die Aussicht auf Cambridge, das sich, an eine kleine Anhöhe gelehnt, in der Nähe des Charles river hinzieht. Die übrige Aussicht ist etwas beschränkt, indem die Unebenheit des Grundes keine Fernsicht erlaubt.

Ein Theil des Platzes ist in Vierecke getheilt und bestimmt, zu Grabplätzen verkauft zu werden; ein anderer Theil wird zurückbehalten und dazu benutzt, dem Ganzen ein parkähnliches Ansehen zu geben. Man hat Gänge und kleine Teiche angelegt; es gehen selbst Fahrwege durch die Haupttheile; die schönen Bäume werden mit vieler Sorgfalt erhalten, und Lücken mit jungen ausgefüllt. Die Grabplätze sind ziemlich groß und nicht zu sehr an einander gedrängt. Die Eröffnung dieses Begräbnißgartens fand im Jahre 1833 statt, und seit der Zeit sind viele Vierecke verkauft worden; aber die Grabmähler sind noch nicht sehr zahlreich, und wenige sind Prachtstücke. Es giebt hier keine Fürsten Demidoff, die so kostbare Grabmähler aufstellen könnten, wie man sie im Père la Chaise in Paris sieht. Die Hauptschönheit des Platzes liegt in dem, was die Natur gethan hat. Die meisten der Grabmähler sind einfach, aber immer mit einem kleinen Garten oder Rasenplatze umgeben, die mit der größten Sorgfalt unterhalten werden.

Die Anlage hat ungemeinen Beifall gefunden, nicht nur bei den Reichen, sondern auch bei den Bauern der Umgegend. Man geht nicht nur hin, um sich einen lieblichen Platz für die ewige Ruhe auszuwählen und die Grabstätte geliebter Verstorbenen zu besuchen, sondern es gibt auch Viele, die ohne einen solchen Zweck den Ort als einen angenehmen und interessanten Spaziergang benutzen. An schönen Tagen sieht man die Equipagen der Bostonier und die Wägelchen der Pächter zahlreich dort versammelt, und es gibt wohl in der Umgegend von Boston keinen Ort, wo sich so zahlreiche Besucher einstellen.

Ganz in der Nähe des Begräbnißplatzes ist ein kleiner, niedlicher See, an welchem auf einer Halbinsel ein Wirthshaus steht, wo für die Unterhaltung der Gäste auf alle Art gesorgt ist. Der

Wald bietet einen allerliebſten Spaziergang dar; es ſind Boote da, um auf dem See zu fahren, und Fiſchergeräthe und Fiſche in Menge für die Liebhaber; aber vergebens, man findet wenig Gäſte dort. Im Anfang fiel es mir ſehr auf, daß man Orte der Art nicht beſucht; aber Garten-Vergnügungen nach Berliner Art ſind nicht in der hieſigen Sitte.

Sechstes Capitel.

Ausflug nach Portsmouth.

Gegen das Ende des Monats November machte ich einen Ausflug nach Portsmouth, der größten Stadt in New Hampſhire. Die Entfernung beträgt fünfundſechzig Meilen, die wir in der gewöhnlichen Poſtkutſche in acht bis neun Stunden zurücklegten. Der Weg führte über Salem, eine ziemlich bedeutende Seeſtadt, die früher faſt allein den Handel mit China und Oſtindien betrieb. Als Merkwürdigkeit wird das Muſeum gerühmt, in welchem ſich viele oſtindiſche und chineſiſche Sachen befinden ſollen. Es iſt das Eigenthum einer Geſellſchaft, deren Mitglieder eine Fahrt um das Cap Horn, die ſüdliche Spitze von Amerika, gemacht haben müſſen. Unſer Weg führte uns ferner über New-Berryport, auch ein Ort von Bedeutung, wo ebenfalls viel Schifffahrt getrieben wird. Der Hafen iſt gut. Eine Kettenbrücke führt hier über den Merrimack, die ſehr ſtark und feſt gebaut ſein muß, da unſere ſchwere Kutſche über ſie weg raſſelte, als wenn ſie von Stein wäre. Bis jetzt waren wir meiſt durch eine ziemlich rauhe Gegend gekommen. Kleine Hügel, mit kahlen Granitfelſen und ſchlechten Tannenaufwüchſen bedeckt, wechſelten mit mageren Wieſen ab; an Ausſicht war nicht zu denken, und weder im Thale, noch auf der Höhe war viel zu ſehen. In der Nähe von Portsmouth aber war es weniger wild, das Land war flacher, und gut angebaut, und man ſah hin und wieder niedliche Bauernhäuſer.

Portsmouth ſelbſt iſt eine recht freundliche Stadt, die zwar nicht ſo bevölkert wie Salem iſt, aber mit ihren breiten Straßen

und zerstreut stehenden Häusern einen größeren Raum einnimmt. Der Hafen ist vortrefflich, und es wird hier viel Handel getrieben. Obgleich die größte Stadt in New-Hampshire, ist Portsmouth doch nicht die Hauptstadt; man hat dazu das weiter im Innern liegende Concord gewählt, das ich auf einer späteren Reise kennen lernte. Wir hatten eine erwünschte Gelegenheit, uns mit den Einwohnern etwas näher bekannt zu machen. Es fand nämlich am Abend eine Vorlesung über die Gallsche Schädellehre in dem dortigen Liceum Statt, wo wir eine äußerst zahlreiche Versammlung fanden. Besonders hatten sich so viele Frauenzimmer eingestellt, daß für die Herren kein Platz war. Leider muß ich gestehen, daß ich die Höflichkeit der Amerikaner nicht nachahmte, sondern fühllos gegen die Noth, in der sich mehrere junge Schönen hinter mir befanden, einen guten Platz, den ich zwischen zwei Damen eingenommen hatte, nicht abtrat. Vorlesungen der Art sind jetzt in ganz Neuengland an der Tagesordnung. Jedes Dorf beinahe hat sein Lyceum. Am Anfang des Winters sammelt man Unterschriften auf Vorlesungen; eine Commission schreibt an verschiedene Gelehrte und frägt, ob sie Lust haben, eine oder mehrere Vorlesungen zu halten; manche bieten sich dazu an, und es gibt sogar solche, die darauf reisen. Da nämlich alle Gesellschaften der Art recht gut bezahlen, und ein reisender Professor eine und dieselbe Vorlesung an verschiedenen Orten halten kann, so ist dieß ein ganz artiger Erwerbzweig. Solche Vorlesungen finden gewöhnlich alle acht Tage Statt, und im Allgemeinen liest nicht derselbe an zwei aufeinander folgenden Abenden; fodert aber der Stoff eine umfassendere Behandlung, so werden auch wohl zwei und drei Abende gestattet. Eine solche Gesellschaft für Vorlesungen war denn auch in Portsmouth zu Stande gekommen und ein Arzt hatte in mehreren aufeinanderfolgenden Vorlesungen in die Wissenschaft der Phrenologie einzuweihen gesucht.

Der Eifer für Vorlesungen der Art ist wohl löblich, und zeigt von Empfänglichkeit und Bildungsfähigkeit; aber ich zweifle, daß dadurch viel Belehrung gewonnen wird. Wenigstens sollte dabei die zu große Mannigfaltigkeit der Gegenstände vermieden und immer nur ein solcher gewählt werden, der allgemeines Interesse hätte und dem Bildungszustande der Zuhörer entspräche, wie dergleichen Vorlesungen in Deutschland und auch in meiner Vaterstadt Basel vor *einem gemischten* Publikum gehalten werden. Denn was kann es

viel helfen, wenn man heute eine Vorlesung über Mineralogie hört, und in acht Tagen sich von der Ausgrabung von Pompeji erzählen läßt? Es werden wohl einige Ideen hängen bleiben, und oberflächliche Kenntnisse kommen auf diese Art unter die Leute; aber eine üble Folge ist, daß Manche sich einbilden, von einer Wissenschaft etwas zu verstehen, weil sie zwei Vorlesungen darüber gehört haben. Es ist Schade, daß diejenigen, die an der Spitze solcher Gesellschaften stehen, die Wißbegierde der Leute nicht besser zu leiten und ihnen nicht etwas Nützliches und Zweckmäßiges darzubieten wissen. Dieser Mißbrauch einer an sich guten Sache mag auch der Grund sein, warum solche Vorlesungen unter der ersten Classe schon ziemlich in Mißcredit gekommen und fast ganz der niederen Classe überlassen sind. Hier hat aber der Eifer sogar die Mägde befallen, wie ich durch folgende Mittheilung einer Dame erfuhr. Da es auf dem Lande immer schwer hält, Mägde zu bekommen, so fuhr sie zu mehreren Bauern in der Umgegend, um sich zu erkundigen, ob nicht eine der Töchter dieser Leute geneigt wäre, bei ihrer Mutter als Magd einzutreten. Eins der Mädchen war auch bereit, verlangte aber außer dem Sonntage, zwei Abende in der Woche frei zu haben, um theils Vorlesungen anzuhören, theils die Singstunde besuchen zu können.

Am folgenden Morgen machten wir einen Besuch in der Schiffswerfte (Navy-Yard), welche auf einer Insel im Flusse Conchecho der Stadt gegenüber liegt. Wir passirten eine lange Brücke, die oberhalb Portsmouth über den Fluß geschlagen ist, und sich durch ihre große Festigkeit auszeichnet. Bei hoher Fluth stehen ihre Pfeiler an einigen Orten zehn Fuß tief im Wasser, und trotz dem widersteht sie der Strömung der ein- und auslaufenden Fluth, die so stark ist, daß der Eingang in den Hafen nie zufriert; ein Vorzug, den dieser vor denen von Boston, Philadelphia, Baltimore und anderen voraus hat. Fest mag die Brücke sein, aber durch Eleganz zeichnet sie sich nicht aus. Den Fluß dagegen fand ich allerliebst. Ueber der Brücke vereinigt er sich mit einigen andern, und macht weiter oben mehrere kleine Biegungen, und verliert sich in der Ferne hinter Felsenvorsprüngen. Da die Jahreszeit schon etwas vorgerückt war, so fehlte es der sonst schönen Landschaft an Leben und Grün. Die Navy-Yard gehört der Central-Regierung, von welcher bekanntlich die Marine und Armee unterhalten werden, und

welcher die Regierungen der einzelnen Staaten das Land zu Anſtalten der Art abtreten. Wir nahmen die Schiffe, deren mehrere in großen Häuſern bereit lagen, von Stapel gelaſſen zu werden, in Augenſchein, beſuchten die Caſerne, die aber von Soldaten leer war, indem alle bis auf einen Oberſten, ſich in Florida im Kriege gegen die Seminolen befanden, und kehrten dann, von einem ſtarken Nordoſtwinde durchkältet, in die Stadt zurück. In der Mündung des Fluſſes liegt eine andere kleine Inſel, auf der die Central-Regierung ein Fort zum Schutz für die Stadt und die Schiffswerfte errichtet hat, das wir aber nicht beſuchten. Da nun in Portsmouth nicht viel mehr zu ſehen und die Jahreszeit ſchon ſo weit vorgerückt war, daß wir an Ausflüge in die Umgegend, die ſehr ſchöne Punkte darbieten ſoll, nicht denken konnten; ſo machten wir uns auf den Rückweg nach Boſton und Cambridge, auf dem wir viel von der Kälte litten, ſo daß wir recht froh waren, uns Abends am Kaminfeuer von den gehabten Mühſeligkeiten erholen zu können. Dieſer Ausflug hatte mir ziemlich die Luſt zu Winterreiſen benommen; die Kutſchen mit den offenen Seiten ſchützen zu ſchlecht gegen Wind und Kälte.

Siebentes Capitel.

Cambridge. Thanksgiving-day. Schlittenfahrt. Eishandel.

Unterdeſſen war Thanksgiving-day herbeigekommen, der auf den erſten December fiel. Dieſes Feſt — ſo ziemlich das einzige Freudenfeſt der Neuengländer — deſſen Feier jährlich vom Gouverneur des Staates beſtimmt wird, hat mit dem ſchweizeriſchen Dank-, Buß- und Bettage Aehnlichkeit, iſt aber eigentlich nur ein Danktag, denn Buße verträgt ſich nicht wohl mit Kuchen und Braten. Die Feier dieſes Tages nehmlich, zu welcher die zerſtreuten Glieder einer Familie, die ſich vielleicht ein ganzes Jahr nicht geſehen haben, zuſammenkommen, beſteht vorzüglich in Eſſen und Trinken. Die Hausmütter bieten dann alle ihre Kunſt auf, gute Puddinge und *Kuchen zu* bereiten. Von den Kuchen (pies) namentlich gibt es

unendlich viel Arten, und man bäckt sie für diesen Tag in solcher Menge, daß man noch Vorrath für die nächsten drei Wochen übrig behält. Zu einem Danktag-Mittagsessen ist übrigens ein Truthahn eine unentbehrliche Zugabe; und der Verbrauch dieser Vögel (die in Amerika einheimisch, nicht zu den Seltenheiten gehören) ist an diesem Feste so stark, daß den Tag vorher die Straßen von Boston beinahe bedeckt sind mit Wagen voll Truthähne und Hühner. Wer diesen Danktag überstanden hat, ohne sich den Magen verdorben zu haben, muß entweder sehr weise sein, oder eine eiserne Gesundheit haben.

Kurz nach Neujahr hatte ich Gelegenheit, ein Vergnügen mitzumachen, dem die Neuengländer mit Leidenschaft ergeben sind. Da nehmlich seit mehreren Tagen Schnee gefallen, und die Bahn schon recht gut war, so wurde eine gemeinschaftliche Schlittenfahrt verabredet, und ein großer Schlitten zu ungefähr vierundzwanzig Personen bestellt. Um fünf Uhr Abends, gerade vor einbrechender Dunkelheit, machten wir uns auf den Weg. Unsere Absicht war, nach einem sechs Meilen entfernten Wirthshause zu fahren, und dort zu Nacht zu essen. Um aber das Schlitten-Vergnügen länger zu genießen, beschlossen wir einen Umweg zu machen, und befahlen dem Kutscher, uns nicht vor zwei Stunden an unser Ziel zu bringen. Anfangs ging es recht gut. Wir waren Alle in der besten Stimmung, und versüßten uns sogar bis zu deutschen Studentenliedern, die einen eigenen Eindruck auf die amerikanischen Zuhörer machten, besonders da wir gerade zu der Zeit unter der Brücke einer Eisenbahn durchfuhren. Nun aber brachte uns der Kutscher auf Nebenwege, wo an manchen Orten in Folge des Windes kein Schnee, und an anderen so viel lag, daß wir da und dort sitzen blieben, und keine andere Wahl hatten, als auszusteigen und eine Strecke zu Fuße zu gehen. Endlich aber blieb der Schlitten in dem zu einer Tiefe von drei Fuß zusammengewehten Schnee so fest stecken, daß die Meisten am Fortkommen desselben verzweifelten, und, da das Wirthshaus, wo warme Stuben und das Nachtessen unserer wartete, nicht weit entfernt war, sich zu Fuß auf den Weg machten. Nur einer der Herren und ich, wir hofften, daß es uns gelingen werde, den Schlitten wieder heraus zu heben, und suchten die Gesellschaft zum Warten zu bewegen; aber vergebens, man betrachtete unsere Lage als ganz hoffnungslos, und ließ uns zurück. Wir zwei und der

Kutscher machten uns an die Arbeit, die uns auch gelang. Ein Pfahl, den ich aus dem Zaun nahm, diente als Hebel, und in kurzer Zeit war der Schlitten wieder flott gemacht. — Große Wagen werden in Amerika auf zwei niedrige Schlitten gesetzt, welche beide mit dem Wagenkasten durch eiserne Nägel eingelenkt sind, so daß sie so ziemlich den Vor- und Hinterrädern eines Wagens entsprechen. Sie gewähren den Vortheil, daß sie bei unebenen Wegen und tiefen Löchern, wie sie bei tiefem Schnee so häufig sind, die starken Stöße brechen, auch das Fahren erleichtern und sicherer machen. — Mit den guten Pferden hatten wir unsere ungeduldigen Reisegefährten bald eingeholt, die wir im Mondschein unter Ach und Weh durch den tiefen Schnee waten sahen, wobei es natürlich den Damen am übelsten ging, die vor den Schneewehen rathlos standen, wenn ihnen nicht die Herren Bahn brachen. Einige der Nachzügler nahmen wir mitleidig auf; andere, die dem Ziele schon ziemlich nahe gekommen waren, ließen wir lachend zurück. Bald war die Gesellschaft im Wirthshause vereinigt, und durch Thee und Kaffe erwärmt und ermuntert. Wir waren so heiter, daß wir sogar zu tanzen anfingen. Beim Nachtessen lernte ich auch ein neues warmes Getränke, mould vine genannt, kennen, das aus Madera, Rahm und Zucker bereitet wird. Auf unserer Rückfahrt hatten wir weiter keine Unfälle, wir wählten die besuchteren Straßen und kamen glücklich nach Hause.

Ungefähr zwei Meilen von Cambridge liegt ein kleiner See, der im Winter auf eine merkwürdige Weise von der Handelsbetriebsamkeit ausgebeutet wird. Da das Wasser desselben sich durch große Klarheit auszeichnet, und ein vortreffliches, zum Aufbewahren geeignetes Eis liefert, so wird dieses als ein Handelsartikel benutzt, auf Schiffe gepackt und nach allen Seiten hin verschickt. Man verfährt dabei folgendermaßen. Wenn die Eisdecke eine Dicke von zehn bis vierzehn Zoll erlangt hat, so wird sie zuerst mit einem eisernen Schlitten, der statt der Läufe mit eisernen Messern versehen, und von einem Pferde gezogen, einem doppelten Pfluge ähnlich sieht, zu einer gewissen Tiefe eingeschnitten. Sind einmal zwei Furchen gemacht, so dient die eine immer als Richtschnur für die nächste; das eine Messer wird noch einmal in die schon gemachte eingesetzt, und die neue der vorigen parallel gezogen. Diese Schnitte werden *mittelst derselben* Maschine im rechten Winkel durch neue Schnitte

durchkreuzt und auf dieſe Art Würfel gebildet, die auf der oberen Fläche einen und einen halben Fuß im Quadrat haben und gewöhnlich über einen Fuß dick ſind. Da die Meſſer des Schlittens blos bis in die Hälfte der ganzen Dicke gehen, und ſomit die Würfel noch im Zuſammenhange bleiben, ſo werden ſie auf beiden Seiten durch große von Männern geführte Sägen von einander abgelöſt. Das Abtrennen von der hinteren Verbindung — denn die vordere beſteht nicht mehr, da die Reihe vor derſelben losgetrennt ſein muß, ehe man an die folgende gehen kann — geſchieht immer reihenweiſe, und wird durch große eiſerne Meißel bewirkt. Ein Theil des Eiſes wird ſogleich auf Wagen geladen, die auf der Eisdecke an die Stelle, wo die Würfel geſchnitten werden, vorfahren, und mittelſt eines beweglichen, von einem Pferde gezogenen Krahnen mit dem Eiſe beladen werden; was in ſehr kurzer Zeit bewerkſtelligt wird. Ein anderer Theil des Eiſes wird in großen rings umher an den Ufern ſtehenden Häuſern zum Gebrauch für Boſton und die Umgebung aufbewahrt; dieſe Häuſer ſind aus Holz gebaut und mit doppelten Wänden verſehen, deren Zwiſchenraum mit Hobelſpänen ausgefüllt iſt. Sie erſetzen unſere Eiskeller vollkommen und ſelbſt im heißeſten Wetter hält ſich das Eis darin; obgleich die unterſte Schichte auf dem ebenen Boden liegt. Um das Eis auf eine bequeme und leichte Art zu den Häuſern zu ſchaffen, wird in der Mitte des Sees in die Eisrinde ein Canal ausgehauen, in welchem die Eiswürfel an das Ufer geflößt werden. Zum Aufbewahren in den Häuſern läßt man gewöhnlich zwei Würfel beiſammen, wodurch man ſich etwas Mühe erſpart. In die Häuſer ſelbſt werden die Stücke mittelſt einer eigenen Art von Krahnen gehoben. Von hieraus gehen nun im Sommer täglich Wagen mit Eis beladen nach allen Richtungen hin, und für wenig Geld kann man jeden Tag ein großes Stück im Hauſe haben. Der Weg, auf dem die Eiswagen zur Stadt fahren, ging hinter meinem Fenſter vorbei, und ich wunderte mich oft über die große Anzahl derſelben. In Boſton wird das Eis auf Schiffe geladen, die es ſehr weit verführen. Viele gehen nach den ſüdlichen Städten des Landes, einige ſogar nach Oſtindien; und ſelbſt auf dieſem langen Wege ſoll nicht zu viel von der Ladung verloren gehen. Der Unternehmer hat wenigſtens noch immer ſeinen Vortheil dabei gefunden und iſt ein reicher Mann geworden.

Achtes Capitel.

Strafanſtalt in Charleſton. Arbeitshaus in Boſton.

Charleſton, gewiſſermaßen eine Vorſtadt von Boſton, liegt auf der anderen Seite des engen Meerarmes, der um die Halbinſel von Boſton herumgeht, und in den die Flüſſe Charles und Myſtick ſich münden. Bunkershill, der berühmte Hügel, auf dem die Amerikaner ſich zur Zeit der Belagerung von Boſton ſo rühmlich gegen die Britten vertheidigten, bildet einen Haupttheil dieſes Städtchens. Zum Andenken an die dort gefallenen Amerikaner hat man jetzt ein Denkmal zu errichten angefangen. In dem Umfange von Charleſton findet ſich die Strafanſtalt des Staates Maſſachuſetts, die nach dem Syſtem der in Auburn beſtehenden Anſtalt eingerichtet iſt. Das Ganze wird von einer hohen Mauer von Granit, wozu die Quadern von den Gefangenen ſelbſt gehauen worden ſind, umſchloſſen. Auf der Mauer geht ein Gang herum, der für die Wärter beſtimmt iſt, um von da aus die im Hofe arbeitenden Gefangenen bequem beobachten und eine ſtrenge Wache halten zu können. Im Innern finden ſich mehrere getrennte Gebäude, wovon die einen als Wohnungen für die Verbrecher dienen, die andern die Werkſtätten enthalten. Die Wohnungen fand ich eigenthümlich: ſie ſcheinen nach der Einſchachtelungstheorie gebaut zu ſein; denn ein Haus iſt in das andere geſtellt. Die ebenfalls aus Granit gebauten Zellen nehmen fünf Stockwerke ein, auf deren jedem achtunddreißig ſich befinden, neunzehn in jeder Reihe, mit der Hinterſeite aneinanderſtoßend. Ihre Größe beträgt nur acht Fuß in der Höhe, ſechs Fuß in der Tiefe und drei und einen halb Fuß in der Breite. Das Bett iſt an der Wand befeſtigt und wird den Tag über aufgeklappt und die Nacht heruntergelaſſen; und wenn dieß geſchehen iſt, kann der Gefangene ſich nicht drehen. Die Thüre geht nach außen, und es findet ſich kein Fenſter in der Zelle, wozu auch neben der Thüre kein Platz wäre: es wird durch eine im Innern angebrachte Röhre erſetzt, durch welche ein Luftwechſel vor ſich gehen kann; übrigens bleiben die Zellen den ganzen Tag, während die Gefangenen an der Arbeit ſind, offen ſtehen. Auf jedem Stockwerke gehen um das ganze Gebäude, mit Ausnahme einer ſchmalen Seite, Gallerien her-

um, die ziemlich eng und aus Eisen verfertigt sind. Die auf die Gallerien gehenden Zellen-Thüren sind ebenfalls von Eisen, und alle neunzehn einer Reihe können mit einem großen Riegel, den man mittelst einer Vorrichtung vorschiebt, zugleich geschlossen werden. Außerdem ist jede Thüre noch mit einem Schlosse versehen, das des Nachts geschlossen wird. Die geringe Höhe der Zellen macht, daß das fünfstöckige Gebäude nicht sehr hoch ist. Ueber dieses eigentliche Gefängniß hat man nun ein größeres Haus gebaut, das blos aus Mauern besteht und dazu dient, die Gefangenen vollständig von der Außenwelt abzuschließen. Die Fenster dieses äußeren Hauses, das bloß drei Stockwerke hat, entsprechen den Thüren der Zellen nicht, und so kann der Gefangene nirgends hinaussehen.

Des Morgens werden die Gefangenen durch eine Glocke geweckt, worauf der Geistliche kommt und ein Gebet hält. Zur Arbeit gehen sie in Reihen, Einer hinter dem Andern, und es ist ihnen streng untersagt, einander die geringste Mittheilung, sei es auch nur durch Zeichen, zu machen; denn die Auflegung des strengsten Stillschweigens wird nach diesem System mit Recht als ein vorzügliches Besserungsmittel angesehen. Das Essen nehmen sie in ihren Zellen ein, vor welche während der Mahlzeit der Riegel geschoben wird; nachher gehen sie wieder reihenweise an ihre Arbeit, und bei Anbruch der Nacht werden sie in ihre Zellen zurückgebracht. Licht ist ihnen nicht gestattet, und die ganze Nacht hindurch wird strenge Aufsicht gehalten, indem Wärter hin und her gehen, und lauschen, ob irgend ein Versuch gemacht wird, mit dem Nachbar sich zu unterhalten. Die Gefangenen sind in Abtheilungen gebracht, und beschäftigen sich mit mancherlei Arbeiten: es gibt Schuhmacher, Steinhauer, Weber u. s. w. Während der Arbeit wird streng darauf gesehen, daß wo möglich gar keine Mittheilung stattfindet, weßwegen immer ein Wächter im Zimmer ist. Da aber gewöhnlich über zwanzig Gefangene unter der Aufsicht eines Mannes stehen, der doch nicht Aller Augen beobachten kann, so läßt sich leicht denken, daß dieser Zweck nicht vollständig erreicht wird, und manche doch immer schädliche Mittheilung Statt findet. Jeder Arbeiter bekommt seine Aufgabe für den Tag, und ist genöthigt, dieselbe zu vollenden. Die Peitsche ist in den Händen der Wächter, und wird von ihnen zur Züchtigung gebraucht, natürlich manchmal auch gemißbraucht. Diese Leute arten mehr und weniger in Tyrannen aus

und pflanzen durch ihre Härte Haß und Verstocktheit in die Gemüther der Verbrecher, die zwar nicht mit Liebe, aber eben so wenig mit Leidenschaft behandelt werden sollten; Vieles, ja Alles hängt von der Persönlichkeit dieser Wächter ab, aber im Ganzen wird man wenig Vertrauen in sie setzen können. Ueber sie selbst wird noch von höheren Beamten eine strenge Aufsicht geführt. Die weiblichen Gefangenen sind von den Männern vollständig getrennt, und wohnen in besonderen Stuben, und werden im Ganzen auf dieselbe Art wie die Männer behandelt.

Was ich immer bei Anstalten, die nach diesem Systeme eingerichtet sind, zu beklagen fand, ist, daß die Gefangenen den neugierigen Blicken der Besucher ausgesetzt sind, und gleichsam wie wilde Thiere gezeigt werden. Dadurch muß das Gefühl der Scham in diesen unglücklichen Verirrten gänzlich unterdrückt werden; und wenn sie in die Welt zurückkehren, ist ihre bürgerliche Ehre verloren; denn sie sind ja dem Publikum beinahe ebenso sehr bekannt geworden, als die in manchen Schweizerstädten wenigstens ehedem auf die Straßen ausgeführten Sträflinge. (Dort dachte freilich Niemand an Besserung.) Der Mißbrauch wird mit den Besuchen so weit getrieben, daß Manche sogar ihre Bekannten unter den Gefangenen besuchen; und obgleich keine Unterredungen gestattet werden, so hat dieß doch gewiß manche schädliche Folgen. Der Eintritt in die Anstalt zu Charleston steht für Geld jedem offen.

Eine andere interessante Anstalt ist das Arbeitshaus (house of industry), mit welchem noch zwei andere Anstalten verknüpft sind: das Strafhaus (house of correction), und das Besserungshaus (house of reformation). Alle diese drei Anstalten sind von der Stadt errichtet worden. Die Lage derselben auf einem hübschen Hügel an der Bai von Boston ist frei und gesund, und hinlänglicher Raum für alle möglichen Bedürfnisse vorhanden.

Das Arbeitshaus ist zur Versorgung von gebrechlichen und schwächlichen Personen bestimmt; im Winter finden auch Verarmte einen Zufluchtsort darin; alle aber müssen arbeiten, und auf diese Art die Kosten ihres Unterhalts theilweise decken. Es gibt mehrere Arbeitsstuben, in welchen die Bewohner auf verschiedene Art beschäftigt werden. Ich ging durch mehrere derselben, fand mich aber von der schlechten Luft, die darin herrschte, abgeschreckt. Die Leute waren eben mit dem Aufzupfen getheerter Strick-Enden beschäftigt, wo-

durch ein übler Geruch verbreitet wurde; auch fand ich die Zimmerdecken zu niedrig. Die Schlafzimmer sind etwas besser, doch schlechter als in ähnlichen Anstalten in Amerika und selbst in anderen Theilen derselben Anstalt. Das mittlere Gebäude enthält die Küche und die Wohnung der Beamten; der eine Flügel ist für die Männer bestimmt, der andere für die Weiber. In der letzteren Abtheilung werden auch arme Schwangere aufgenommen; denn ein eigentliches Gebärhaus gibt es in Boston nicht. An den Weiberflügel gränzt ein kleineres Haus, das für Waisen bestimmt ist, und worin die Kinder der armen Frauen, die im Hause niederkommen, und andere verlassene Geschöpfe aufgenommen und bis zum zwölften Jahre erzogen werden. Nach vollendeter Erziehung versorgt man sie auf die gewöhnliche Art, thut die Knaben zu Handwerkern in die Lehre, oder bringt sie bei Pächtern unter; die Mädchen verdingt man als Mägde u. s. w. Die Kinder schienen alle gesund zu sein, und waren fröhlich und guten Muthes.

Das Strafhaus (house of correction) ist eine ähnliche Anstalt wie die oben beschriebene in Charleston. Sie ist zum Gebrauch der Stadt und zur Aufnahme von Verbrechern geringerer Art bestimmt. Die Gefangenen bleiben meist nur kürzere Zeit dort. Die Zellen sind auf diese Art in Reihen und Stockwerken eingerichtet, und die Lebensordnung im Allgemeinen ungefähr dieselbe.

Das Besserungshaus (house of reformation) ist für junge Verbrecher bestimmt, die man nicht nur dem bösen Beispiele der älteren Verbrecher entziehen, sondern auch durch Erziehung, Unterricht und strenge Disciplin zu brauchbaren Menschen bilden will. Da die Anstalt erst seit wenigen Jahren errichtet ist, so läßt sich über ihren Erfolg noch nichts sagen, gewiß aber ist viel von ihr zu erwarten, und hoffentlich wird man immer mehr auf diesen verdorbenen Theil der Bevölkerung zu wirken suchen. Anstalten der Art sind noch selten, werden aber bei dem entschiedenen Bedürfnisse bald an Zahl zunehmen.

Neuntes Capitel.

Geſelliges Leben in Boſton und Cambridge.

Bevor ich Boſton und Cambridge verlaſſe, muß ich noch etwas von dem geſelligen Leben ſagen. Es iſt mir eine angenehme Pflicht, meinen dortigen Freunden hiemit einen öffentlichen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, und ich freue mich, die ſchönen Stunden, die ich an beiden Orten zugebracht habe, in der Rückerinnerung zu durchleben. Dieſe Blätter ſind nicht für die neue Welt beſtimmt, aber vielleicht kommen ſie doch dem Einen oder Andern zu Geſicht, der ſich meiner vorübergehenden Erſcheinung erinnert, und mögen ihm dann beweiſen, daß mir das Andenken an meine dortigen Freunde theuer iſt. Ich habe die Geſellſchaften in Amerika nicht blos des Vergnügens wegen (wofür ich, aufrichtig zu geſtehen, ſehr empfänglich bin), ſondern auch in der Abſicht, in ihnen den Geiſt und die Sitten des Volkes zu ſtudiren, beſucht, und ſo viel, als mir möglich war, beobachtet. Doch bin ich weit entfernt, mir ein Urtheil oder wohl gar Tadel zu erlauben; meine Abſicht iſt blos, von dem, was ich geſehen, kurze Rechenſchaft abzulegen, und denen, die mich auf meinem Ausfluge in die neue Welt begleiten, ein flüchtiges Bild zu geben, wie in Amerika große Geſellſchaften, Bälle u. dgl. ſich ausnehmen.

Obgleich in den Vereinigten Staaten dem Grundſatze nach eine vollkommene Gleichheit Statt findet und von verſchiedenen Ständen gar nicht die Rede ſein ſollte; ſo gibt es doch in der Geſellſchaft gewiſſe Unterſchiede, und eine Ariſtokratie der Geſellſchaft (wenn ich ſo ſagen darf), die zum Theil auf Geburt und politiſcher Bedeutung, zum Theil auf Vermögen beruht. Es gibt nehmlich in Boſton Familien, die mehrere Geſchlechter hindurch in Wohlſtand geblüht haben, vielleicht ihren Urſprung von den Pilgrimen ableiten und in hohem Anſehen ſtehen, weil Glieder derſelben ſich um das Gemeinweſen verdient gemacht haben. Dieſe bilden einen ziemlich in ſich abgeſchloſſenen geſelligen Kreis, in welchen nur wenige Andere aufgenommen werden. Vermögen iſt allerdings ein Haupterforderniß, um zu dieſer Ariſtokratie zählen zu können; aber Geld verſchafft *doch nicht in* demſelben Grade Zutritt in der Geſellſchaft, als es in

New-York der Fall iſt, wo es im Verhältniß zu der großen Bevölkerung der Stadt nicht ſo viele alte Familien gibt und der Reichthum theils zu ſehr neuern Urſprungs, theils zu beweglich und veränderlich iſt, als daß ſich eine feſtſtehende und abgeſchloſſene Geſellſchaft bilden könnte. Das geſellige Leben in den verſchiedenen Zirkeln Boſtons iſt übrigens, abgeſehen von der perſönlichen Zuſammenſetzung, ſehr wenig oder gar nicht verſchieden. Ton und Sitten der großen Welt werden in den Zirkeln der niederen Stände mit verſchiedenem Glücke nachgeahmt, und in den feineren Geſellſchaften mit Freiheit und Anmuth geübt.

Einladungen werden in den meiſten Fällen ſchriftlich ertheilt; ſelbſt zu einer kleinen Abendgeſellſchaft wird auf dieſe Art eingeladen, und pflichtmäßig muß der Eingeladene eine ſchriftliche Antwort ſchicken. Von den kleinen geſelligen Zirkeln, die in Deutſchland die gewöhnlichſten ſind, und die gewiß das meiſte Vergnügen gewähren, weiß man in Amerika wenig oder nichts; unter funfzig oder ſechzig Perſonen findet man ſelten in einer Geſellſchaft vereinigt. Zum Thee wird beinahe nie eingeladen, immer zum Nachteſſen. Da es der großen Zahl der Gäſte wegen unmöglich iſt, jedem einen Sitz anzuweiſen, ſo wird keine ſitzende Mahlzeit gehalten. Man öffnet meiſt ein Nebenzimmer, wo ſich eine reichlich mit Speiſen und Getränken verſehene Tafel befindet, und wohin ſich die Geſellſchaft begibt, um ſtehend ihren Appetit zu ſtillen. Die Herren bedienen die Damen, und ſuchen ſich zuletzt ſelbſt zu verſehen. Bediente zeigen ſich nicht, außer um die Lücken auszufüllen. Es fehlt gewöhnlich nicht an Leckerbiſſen; beſonders erſcheinen häufig, auf mannigfache Art bereitet, Auſtern, die als eine ziemlich allgemeine Lieblingsſpeiſe von den meiſten Gäſten ungern vermißt werden. Beim Eintritt bringt man natürlich der Dame vom Hauſe ſeinen Gruß dar; aber dieß iſt auch Alles: beim Weggehen findet gar keine Förmlichkeit Statt, und Viele entfernen ſich nach einer und zwei Stunden, um ſich in eine andere Geſellſchaft zu begeben. Jeder Eingeladene hat das Recht, Freunde einzuführen, die er natürlich der Hausfrau vorſtellen muß. Es iſt daher nichts leichter für junge Herren, als Eintritt in Geſellſchaften zu erhalten, und es frägt ſich nur, ob ſie nachher weiter eingeladen werden. Daher auch Eingeborene ſeltener Gebrauch von dieſer Freiheit machen, als Fremde, denen ſie natürlich äußerſt erwünſcht iſt.

Die Unterhaltung iſt faſt immer von derſelben Art und auf das Geſpräch beſchränkt; Muſik, Tanz, Spiele u. ſ. w. ſind ſelten. Natürlich kann wegen der großen Anzahl von Gäſten das Geſpräch nicht allgemein werden; wozu noch kommt, daß wegen des meiſtens ſehr beſchränkten Raumes gewöhnlich Alle, Damen wie Herren, ſtehen. Die neueren Häuſer haben zwar immer zwei Beſuchzimmer, die ſich mittelſt Einſchiebthüren in einander öffnen; aber ſelten ſind ſie von bedeutender Größe. Man ſucht dieſem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man Stühle u. ſ. w. aus dem Zimmer wegſchafft; aber eben deßwegen iſt ans Sitzen nicht zu denken. Für einen Fremden ſind die Geſellſchaften äußerſt angenehm, und er kann ſich keine beſſere Gelegenheit wünſchen, Bekanntſchaft zu machen. Durch den Wirth oder diejenige Perſon, die ihn eingeführt hat, oder durch einen anderen Bekannten wird er Mehreren der Reihe nach vorgeſtellt, und bringt ſo ein Paar Stunden auf die angenehmſte und nützlichſte Art zu. Man hat übrigens ein Recht, dieſe Bekanntſchaften ſelbſt mit Damen ſpäter fort zu ſetzen, und es iſt gar nicht ungewöhnlich oder auffallend, nach einer ſolchen flüchtigen Vorſtellung einer Dame einen Beſuch zu machen; ſelbſt wenn ſie nicht verheirathet iſt, wird dieß kein Aufſehen erregen. Die Fräuleins nehmen dort eben ſo häufig Beſuche von Männern an, als Frauen; und ein junger Mann kann einer jeden jungen Dame, mit der er bekannt zu werden wünſcht, auch wenn er mit ihrer Familie nicht im Geringſten bekannt iſt, einen Beſuch machen, ohne daß er fürchten muß, ſie ins Gerede zu bringen. — Bei dieſer Zerſtückelung oder Auflöſung der Geſellſchaft hat es übrigens die Wirthin leicht. Sie braucht nicht für die Unterhaltung ihrer Gäſte beſorgt zu ſein, da Zweigeſpräche viel ſeltener ſtocken, als eine allgemeine Unterredung.

Da ich der Sprache noch nicht recht mächtig war, ſo war meine Unterhaltung natürlich oft ſtockend und wenig genießbar; aber die Damen bewieſen immer ſo viel Kunſt, mich zu verſtehen und die Unterredung von Neuem zu beleben, daß ich dabei die angenehmſten und nützlichſten Sprachübungen machte; und was ich von der engliſchen Sprache erlernt habe, verdanke ich ganz allein den Damen. Mit den Herren konnte ich anfangs gar nicht fortkommen. Hatte ich mich abgemüht, einen Gedanken in engliſche Worte einzukleiden, ſo erhielt ich ſtatt aller Antwort ein fragendes „Sir?“ und war genöthigt, von Neuem anzufangen, worauf denn doch vielleicht wieder

ein zweites „Sir?" erfolgte. Mir fiel es auf, daß die Herren es so wenig verſtanden, einem Fremden das Sprechen zu erleichtern; aber mit einer Dame hätten ſie ſich wohl mehr Mühe gegeben. Ich tadle übrigens nur den Sprachgebrauch dieſes „Sir," nicht diejenigen, die ſich deſſelben gegen mich bedienten. Ein „Wie meinen Sie" oder etwas der Art hätte etwas mehr Muth eingeflößt, einen neuen Verſuch zu machen; aber dieſes kurze „Sir" war zu abſchreckend.

Da die Unterhaltung, wie geſagt, faſt ganz auf das Geſpräch beſchränkt iſt: ſo beſitzen die amerikaniſchen Frauenzimmer eine große Leichtigkeit in der geſelligen Unterhaltung. Damit aber wäre noch nicht viel geholfen, fände man nicht zugleich immer eine große Anzahl ſehr wohl unterrichteter Damen, mit denen man Geſpräche der verſchiedenſten Art führen kann. Die Schulbildung der jungen Mädchen darf man im Allgemeinen gut nennen. Für die Erziehung wird von allen Seiten ſehr viel gethan, und die meiſten Aeltern ſind im Stande, Alles, was ihnen nöthig ſcheint, an die Ausbildung ihrer Kinder zu wenden. Mag auch in dem Syſteme, das man namentlich bei der weiblichen Erziehung befolgt, Manches mangelhaft ſein, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß das weibliche Geſchlecht mit Recht auf einen hohen Grad von Bildung Anſpruch macht. In der Litteratur ſind die Damen im Allgemeinen gut zu Hauſe, und haben nicht nur die neueren Schriften, ſondern auch die älteren Meiſterwerke der engliſchen Sprache geleſen, mit denen ſie oft eine merkwürdig genaue Bekanntſchaft haben. Ich war erſtaunt zu ſehen, wie gut Manche die beſten Stellen aus Shakespeareſchen Stücken inne hatten, und konnte mir dieß nicht anders, als durch eine äußerſt ſorgfältige Schulbildung erklären. Die Unterhaltung dreht ſich daher oft um Gegenſtände der Litteratur, wenn auch in den meiſten Fällen mehr um die der neueren. Die Kenntniß der neueſten Erzeugniſſe der Litteratur iſt für das geſellige Leben ſo nöthig geworden, daß man ſich wirklich um neu erſchienene Werke reißt. Das Bedürfniß, mit der Mode-Lectüre Schritt zu halten, hat ſich ſelbſt auf dem Lande fühlbar gemacht und daſelbſt Leſegeſellſchaften hervorgerufen. Es treten nehmlich ungefähr funfzehn bis zwanzig Familien zuſammen, von denen jede einen gewiſſen Beitrag bezahlt, wovon Bücher angeſchafft werden, die am Ende des Jahres, wenn ſie geleſen ſind, verkauft, das erlöſte Geld capitaliſirt, uud von den Zinſen deſſelben neue Bücher angeſchafft werden. Mit welchem Fleiße in

den Schulen das Studium der Mutterſprache getrieben wird, konnte ich oft daraus ſehen, daß junge Leute ſich lange Zeit über die Ausſprache gewiſſer Wörter unterhielten, und nicht etwa Schulbuben, die eben erſt aus dem Schulſtaube kamen, ſondern junge Männer und Frauenzimmer. Im Ganzen wird in Amerika die Sprache viel mehr ſtudirt als bei uns, und muß es vielleicht werden, weil ſonſt bald die Reinheit derſelben, auf die man dort viel Gewicht legt, verloren gehen würde. Man lernt die engliſche Sprache, wie man eine fremde lernen würde, beſonders wenden die Frauenzimmer, ohne deßwegen pedantiſch zu ſein, im Allgemeinen viel Aufmerkſamkeit auf die Sprache, unſtreitig mehr als die Männer; und wenn auch ihre Worte nicht gewählter ſind, ſo iſt doch ihre Ausſprache ſorgfältiger. Uebrigens ſcheint mir, als wenn bei der ſorgfältigen Ausſprache des Engliſchen immer etwas Gezwungenes oder Unnatürliches zu bemerken wäre. Ich fühlte dieß namentlich beim Geſange, der wohl kaum in einer Sprache ſo ſchwer iſt, als in dieſer, wo gewiſſe Worte eine ganz eigenthümliche Stellung der Zunge fodern, die es ſo ziemlich unmöglich macht, zugleich einen hellen Ton hervorzubringen. Jedoch räume ich gern ein, daß das Urtheil darüber durch volksthümlichen Geſchmack und erſte Jugend-Eindrücke beſtochen iſt; was auch von meiner Vorliebe für deutſchen Geſang im Vergleich mit dem franzöſiſchen gelten mag.

Ein großer Theil der Unterhaltung dreht ſich natürlich immer auch um die verſchiedenen Vorleſungen, die eben gehalten werden, und deren Beſuch auch in Boſton, wie anderwärts, an der Tagesordnung iſt. Man theilt ſich das Gehörte mit, tauſcht Urtheile darüber aus u. ſ. w. Das Theater iſt natürlich auch ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung, wie in allen Theilen der Welt, wo es eins gibt: ſodann kommen die tauſend und aber tauſend Gegenſtände, die das gewöhnliche Leben darbietet, an die Reihe: man macht den Damen den Hof, witzelt, ſpöttelt, wird wohl auch gefühlvoll, obgleich letzteres zu den Ausnahmen gehört. Kommt man von Europa, ſo muß man natürlich davon erzählen; denn die Amerikaner ſind eben ſo neugierig zu wiſſen, was wir thun, als wir neugierig ſind von ihnen etwas zu erfahren; und ſie haben eben ſo wenig richtige Vorſtellungen von uns, als wir von ihnen. Einige hingeworfene Ideen, in Worte gekleidet, die am Ende den Gedanken nicht richtig geben, können kaum dazu beitragen, genauere Vorſtellungen zu geben;

aber man antwortet auf die Frage der Neugierde, ſo gut es gehen will. Im Ganzen haben die Amerikaner von Europa vortheilhafte Vorſtellungen, finden aber das eigene Land noch viel beſſer; und warum ſollten ſie es auch nicht? Kommen doch jährlich tauſend unſerer Landsleute dort an, und ſagen ihnen durch die That: „bei Euch iſt es beſſer.“ Im National-Charakter der Engländer ſcheint mir das große Selbſtgefühl, das ſie als Nation haben, ein ſchöner Zug zu ſein: es tritt zwar in den Einzelnen zuweilen als Arroganz auf und macht ſie unangenehm und lächerlich, aber das Volk iſt dadurch groß geworden. Die Amerikaner haben dieſes nationelle Selbſtgefühl in einem hohen Grade, ob mit, oder ohne Grund, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die Frauenzimmer nie über Politik ſprechen. Sie gehen wohl in den Streit über Amerika ein, und vertheidigen es gegen geſchehene Angriffe, aber den Kampf unter den verſchiedenen Parteien im Lande ſelbſt laſſen ſie ruhig ſeinen Gang gehen. — Zum großen Theil wiſſen ſie wohl auch nicht, um was es ſich handelt, und ihr Urtheil richtet ſich ganz allein nach den Perſonen, die in ihren Augen die Parteien gleichſam repräſentiren. Dieſe Neutralität der weiblichen Unterhaltung mag auch davon herrühren, daß die Gegner einander in Geſellſchaft ſehen, und politiſche Trennungen keine Trennungen im geſelligen Leben herbeiführen. Da man nun Männer von ganz verſchiedener politiſchen Farbe in einem und demſelben Zimmer beiſammen findet, ſo wären natürlich politiſche Erörterungen ſehr unpaſſend. Man kann es wohl ein Glück nennen, daß die Frauenzimmer an ſolchen nicht Theil nehmen; denn nichts Peinlicheres gibt es für einen Mann, als wenn ihn eine Dame von der Richtigkeit ihrer politiſchen Anſichten überzeugen will. Dagegen ſteht den Amerikanerinnen ein anderes Feld der geſelligen Unterhaltung offen, in das man an vielen Orten in Deutſchland ſich nicht wagen darf, ohne ſich entweder Spöttereien auszuſetzen, oder in den Geruch des Pietismus zu kommen: ich meine die Religion. Aber in Amerika iſt es ſehr gewöhnlich, daß man ſich über religiöſe Gegenſtände, beſonders über Anſichten, die eben in einer Predigt ausgeſprochen wurden, unterhält; was natürlich weniger in großen Geſellſchaften, als in kleinen Kreiſen Statt findet. Es iſt dieß um ſo natürlicher, da die Prediger am geſelligen Leben viel Antheil nehmen, und oft in Geſellſchaften geſehen werden. Freilich iſt im Allgemeinen das Intereſſe

an der Religion in Nord-Amerika größer als in Deutſchland; die Freiheit des kirchlichen Lebens macht, daß Jeder, der an einer religiöſen Geſellſchaft Theil nehmen will, zuerſt eine Wahl treffen und ſich dazu die nöthige Kenntniß des Gegenſtandes verſchaffen muß; mit der Kenntniß kommt aber natürlich auch die lebhafte Theilnahme. Lau kann man nicht ſein, es gilt, ſich hier für das Eine oder Andere zu entſcheiden. Und ſo kommt es, daß, obgleich es in den Vereinigten Staaten keine von der Regierung anerkannte und unterhaltene Kirche gibt, doch mehr Sinn für Religion herrſcht, und Kirchen, Pfarrer und Kirchenbeſucher in Neuengland wenigſtens zahlreicher als in irgend einem Lande der Welt ſind. Im Innern des Landes freilich, wo die Bevölkerung noch dünn und die Bewohner erſt ſeit wenig Jahren angeſiedelt ſind, iſt der religiöſe Zuſtand weniger vortheilhaft; aber man darf hoffen, daß es mit der Zunahme der Bevölkerung auch damit beſſer werden wird. Zwar Capitain Hall bedauert die Vereinigten Staaten, daß ſie keine National-Kirche haben; vielleicht aber habe ich nicht Unrecht, wenn ich im Gegentheil glaube, England würde glücklicher ſein, wenn es keine ſolche hätte. Capitain Hall iſt ein Tory, und dieß erklärt manche ſeiner über Amerika ausgeſprochenen Urtheile.

Da der Kreis der Bekannten ſehr groß iſt, wie man aus der Menge der Eingeladenen ſchließen kann, ſo wiederholen ſich dieſe Geſellſchaften ſehr oft, und Viele bringen beinahe jeden Abend der Woche in Geſellſchaft zu. Bälle ſind auf demſelben Fuß eingerichtet, und die Zimmer wo möglich noch mehr gefüllt, ſo daß man bei Contretänzen oft kaum Platz hat, die Figuren auszuführen. Walzer werden wenige getanzt, da man dieſen Tanz nicht ganz ſchicklich findet, und ſowohl manche Aeltern als junge Damen Abneigung dagegen haben. Die Muſik iſt ſelten gut. Das Tanz-Vergnügen wird mit großer Mäßigkeit genoſſen: man bleibt nicht ſehr viel länger, als in den anderen Geſellſchaften, und kommt etwas ſpäter. Eigen in ihrer Art ſind die ſogenannten Hochzeitsgeſellſchaften, die am Abend nach der Verheirathung oder den folgenden Tag von dem jungen Ehepaare gegeben werden. Die junge Frau ſteht, umringt von ihren Brautjungfern, deren gewöhnlich drei oder vier ſind, in der Mitte des Zimmers der Thüre gegenüber, wo ſie die Brautführer in der Nähe des Einganges aufhalten und die eintretenden Gäſte *der Gaſtgeberin* vorſtellen. Natürlich müſſen ſie ihr den Namen des

Gaſtes angeben, ſonſt würde ſie oft gar nicht wiſſen, wen ſie vor ſich hat. Mich dauerte immer die arme Frau, die ſtundenlang an einen Platz gefeſſelt, ſich den Beſuchern zeigen muß, und ſelten unter den Glückwünſchenden einen Bekannten findet, mit dem ſie einige Worte wechſeln kann. Das Nachteſſen iſt natürlich bei ſolchen Gelegenheiten reicher und glänzender als bei anderen Geſellſchaften und zeichnet ſich namentlich durch einen ungeheuren Hochzeitskuchen aus, welcher am Ende angeſchnitten und herumgegeben wird. Die jungen Mädchen beſonders beeifern ſich, ein Stück davon zu erhalten, und es gilt als ein ſicheres Mittel, bald einen Mann zu bekommen, wenn man gerade von dem Theile des Kuchens erhält, von welchem der jungen Frau ihr Stück abgeſchnitten worden iſt. Beim Weggehen ſteht ein Bedienter an der Thüre, und bietet Jedermann ein Stück in ein Papier gewickelt an. Ich fand dieß äußerſt drollig, und ſcheute mich es anzunehmen, wurde aber bedeutet, es gehöre dieß zu einer Hochzeitsgeſellſchaft, und ſteckte es ruhig ein.

Zehntes Capitel.

Theater und Muſik in Boſton.

Zu den Hauptvergnügungen, die Boſton darbietet, muß man das Schauſpiel rechnen. Es gibt daſelbſt drei Theater, von denen aber zwei mehr der niederen Komödie angehören, während das Tremont-Theater ſich in jeder Beziehung vortheilhaft auszeichnet, ſowohl durch die Wahl der Stücke, als die Darſtellung. Alle dieſe drei Theater werden von einer hinlänglichen Anzahl von Zuſchauern beſucht, was auch nöthig iſt, um die Koſten zu decken. Denn da alle drei Privatunternehmungen ſind, und keine Unterſtützung genießen: ſo würden ſie natürlich ſogleich eingehen, wenn die Einnahme ſich nicht mehr genügend erwieſe. Die innere Einrichtung iſt ſo ziemlich dieſelbe wie in unſeren Theatern; aber in den Preiſen der Plätze findet wieder der Grundſatz der Gleichheit ſeine Anwendung, es gibt nehmlich mit Ausnahme des Parterres und der oberſten Gallerie nur einen Preis. Man bezahlt für einen Platz auf der erſten

oder zweiten Gallerie einen Thaler. Da die Logen meiſt zehn bis zwölf Plätze haben, ſo können Damen nicht wohl nach dem Theater gehen, wenn ſich nicht eine Geſellſchaft zuſammenfindet, die ſo ziemlich alle Plätze einer Loge einnimmt; denn obgleich man in einem demokratiſchen Staate lebt, ſo will man doch nicht gern jeden beliebigen Nachbar neben ſich haben. Einzelne numericte Plätze werden nicht verliehen. Auffallend war mir bei meinem erſten Theaterbeſuche, daß wir, gegen die an der Treppe abgegebenen Billete keine Gegenmarken erhielten: man rief uns die Zahl unſerer Loge nach, und überließ es uns ſelbſt unſere Plätze aufzuſuchen. Man ſcheint nicht befürchten zu müſſen, daß auf dieſe Art Verwirrungen entſtehen, und ſich Leute an Plätze drängen, die ihnen nicht gehören.

Ich ſah im Tremont-Theater mehrere Stücke von Shakespeare, unter anderen auch „Viel Lärm um nichts," und fand die Aufführung recht gut, obſchon die Nebenrollen etwas zu ſchwach beſetzt waren. Die Rolle des Benedic, die mir beim Leſen nie in ſolcher Bedeutung erſchienen war, zeichnete ſich bei dieſer Aufführung ſo ſehr aus, daß ſie mit der der Beatrice die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Vielleicht hatte ich das Stück nicht aufmerkſam genug geleſen; denn bei einer ſpäteren Aufführung machte ich dieſelbe Bemerkung. Die Rolle der Beatrice wurde von Miß Clifton gegeben, die gewiß mit Recht zu den ausgezeichneten Schauſpielerinnen gerechnet wird: ſie iſt von der Natur glücklich ausgeſtattet, hat eine ſchöne Geſtalt, ein ausdrucksvolles Geſicht, glänzende ſchwarze Haare und eine gute Stimme. Als ich daſſelbe Stück in demſelben Theater zum zweiten Mal ſah, gab Miß Tree die Rolle der Beatrice auf ausgezeichnete und zum Theil unübertreffliche Weiſe. Sie wußte ſich ſo glücklich in die Laune, mit welcher das Stück geſchrieben iſt, zu werfen und die Glanzpunkte meiſterhaft herauszuheben, indem ſie zugleich trefflich von Benedic (Mr. Murdock) unterſtützt wurde. Dabei fiel mir die froſtige Haltung des Publikums nicht wenig auf; beſonders bemerkte ich in einer Loge der oberen Gallerie vier Damen, die ſo ſteif wie Quäker daſaßen, und nie auch nur ein Lächeln zeigten. Wir in unſerer Loge dagegen waren ſo ziemlich in dem anderen Extreme, und vielleicht reizte uns die Steifheit der Uebrigen noch mehr, als das Stück ſelbſt zur Luſtigkeit. Kurz vor meiner Abreiſe aus Amerika ſah ich Miß Tree in einer engliſchen Tragödie „Jon," die im ganzen Le[illegible]ffehen gemacht und eine ziemlich gün-

ſtige Aufnahme gefunden hatte. Es war die erſte Vorſtellung, der ich beiwohnte und das Haus gedrängt voll. Miß Tree ſpielte gut und wurde ziemlich unterſtützt; aber mir ſchien, daß ſie beſſer für die Comödie als für die Tragödie paſſe. Das Publikum ſchien dagegen ſehr zufrieden zu ſein, wenigſtens kargte es nicht mit ſeinem Beifall, obgleich das Stück, dem es offenbar an Handlung fehlt, gar nicht von der Art iſt, daß es ſchauluſtige Beſucher zufrieden ſtellen konnte. Aber in Amerika ſcheint es wie bei uns zu gehen: die Mehrzahl richtet ſich nach dem Rufe eines Stückes, und findet gut, was der Ruf als ſolches bezeichnet. Ich ſah dieſe Schauſpielerin noch in mehreren anderen Stücken, und mußte immer von Neuem die Gewandtheit und Mannigfaltigkeit ihres Spiels bewundern. Miß Tree iſt von der Natur nicht ſo reichlich begabt, als Miß Clifton; aber ſie iſt viel wahrer in ihrem Spiele, und trägt ſo meiſterhaft vor, daß man leicht vergißt, daß ſie nicht eigentlich ſchön iſt. In der Tragödie ſcheint ſie mir nicht genug Kraft zu beſitzen, aber im Luſtſpiel leiſtet ſie ungemein viel, durch die Beweglichkeit und Angemeſſenheit ihres Mienenſpiels.

Forreſt, einer der erſten der jetzt lebenden amerikaniſchen Künſtler, hatte ich leider keine Gelegenheit zu ſehen. Er war gerade damals auf einer Kunſt-Reiſe in England, wo er, wie man ſagt, Furore gemacht haben ſoll: wenigſtens ſprachen die dortigen Blätter alle mit vielem Lobe von ihm, freilich fanden ſie auch an ihm zu tadeln; und es mag wohl etwas in der Sprache der Nord-Amerikaner ſein, was den Engländern fremd und ſogar unrichtig vorkommt. Wie iſt es auch anders möglich, als daß die Sprache bei dieſen zwei Nationen, die ſo weit entfernt ſind und unter ſo ungleichen Umſtänden leben, ſich etwas verſchieden geſtaltet? Obgleich die Amerikaner im Ganzen getreu an Regeln und Vorſchrift halten, ſo werden ſich gewiß immer einzelne Eigenheiten bei ihnen einſchleichen. Aber es iſt erfreulich zu ſehen, daß amerikaniſche Künſtler im Mutterland verdiente Anerkennung finden. Lange nachdem die Vereinigten Staaten ſich zur politiſchen Selbſtſtändigkeit erhoben hatten, waren ſie noch in Beziehung auf Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften von England abhängig; aber in der neueren Zeit haben ſie auch in dieſen Beziehungen ſelbſtſtändiger zu werden begonnen. Haben ſie doch ſchon in der ſchönen Litteratur große Talente aufzuweiſen; aber auch in den Wiſſenſchaften werden ſie nicht länger zurückbleiben.

Die Gelehrten haben in Amerika viel mit ungünſtigen Verhältniſſen zu kämpfen, indem der Staat wenig oder nichts für die Pflege der Wiſſenſchaften thut, und bei den Einzelnen noch der Sinn und die Theilnahme fehlt. Aber es wird hierin gewiß beſſer werden, und unterdeſſen wird das Volk ſich gewöhnen, nicht das allein zu ſchätzen, was von jenſeit des Meeres kommt, ſondern auch im Einheimiſchen den Werth zu erkennen.

Opern werden im Tremont-Theater nur ſelten, öfter dagegen in einem der anderen gegeben; ich habe aber keine geſehen, da ich nicht viel davon erwartete. Im Tremont-Theater, wo, wie gewöhnlich, in den Zwiſchenacten immer Muſik gemacht wurde, hörte man ſelten etwas Anderes, als Straußiſche Walzer, die in der neueren Zeit ſehr in die Mode gekommen waren. Einige Mal wurden auch zwiſchen zwei Stücken Tänze aufgeführt, in denen ſich eine Solotänzerin zeigte, die gar nicht übel tanzte. Ballete, die auf kleinen Theatern immer ſchwierig zu geben ſind, war man in Boſton ſo weiſe nicht zu verſuchen.

Obgleich es hier keine gute Oper gibt, ſo fehlt es doch nicht ganz an muſikaliſchen Genüſſen, wenn ſchon ſie im Ganzen ziemlich ſelten ſind. Es beſteht ein Geſangverein, unter dem Namen Händel- und Haydn-Geſellſchaft, der ſich meiſtens mit geiſtlicher Muſik beſchäftigt und manchmal öffentliche Aufführungen veranſtaltet. Außerdem hat ſich eine Geſellſchaft unter dem Namen Akademie gebildet, die ſich die Beförderung der Muſik zur Aufgabe gemacht, und gleichſam eine Schule für Geſang und Inſtrumental-Muſik errichtet hat. Die Ausgaben werden durch jährliche Beiträge der Mitglieder gedeckt. Unter der Leitung dieſer Akademie ſteht ein Verein, der ſich mit Einübung und Aufführung von Inſtrumental- und Vokal-Muſik beſchäftigt, und an welchem nicht alle Mitglieder der Akademie Theil nehmen. Von dieſer Geſellſchaft hörte ich unter andern das Oratorium David von Neukomm aufführen, und meine Erwartungen wurden weit übertroffen. Die Aufführung war zumal in Erwägung der Kräfte der Geſellſchaft gelungen zu nennen. Die gute Inſtrumental-Begleitung trug vorzüglich zu dem guten Erfolge bei; doch befriedigten auch die ſehr zahlreich beſetzten Chöre in hohem Grade, und nur die Solo-Partien fielen im Ganzen weniger befriedigend aus. Die Geſellſchaft gibt auch Concerte, wo vom Orcheſter blos Inſtrumental-Muſikſtücke, Ouvertüren u. ſ. w. aufgeführt werden.

Die Akademie hat jetzt in der Perſon eines Herrn Schmidt aus Bremen, eines trefflichen Schülers von Spohr, einen tüchtigen Violinſpieler angeſtellt, der nicht nur das Orcheſter leitet, ſondern auch Liebhabern unentgeltlichen Unterricht gibt, um ſie für das Orcheſter vorzubereiten.

Früher fanden die Muſiker in den Vereinigten Staaten nicht die ihnen gebührende Stellung in der Geſellſchaft; und dieſe Geringſchätzung drückte die Talente, ſo daß manches gar nicht zur Ausbildung kommen konnte. In neuerer Zeit aber hat ſich hierin Vieles geändert. Man hat ſich ſehr viel Mühe gegeben, gute Lehrer ins Land zu ziehen und behandelt dieſe, wie ſie es verdienen. Jetzt zeigen ſich Liebhaber, die ſich früher nicht herauswagten. Wie ſchwer es übrigens hält Vorurtheile, die Jahre lang geherrſcht haben, zu überwinden, kann man aus folgender Thatſache ſehen. Vor kurzer Zeit beſchloß der Stadtrath von Boſton in den unteren Schulen den Geſang einzuführen; dagegen erſchien in einem öffentlichen Blatte ein Artikel, in welchem dieſes Vorhaben ſtark getadelt, und die Muſik mit dem Tanzen auf eine Stufe geſtellt wurde.

Eilftes Capitel.

Antritt einer großen Reiſe nach den ſüdlichen und weſtlichen Staaten. Fahrt nach New-York. Amerikaniſche Wirthshäuſer.

In der Mitte des Februars 1837 verließ ich das gaſtliche Haus meines Bruders, um eine Reiſe nach den ſüdlichen und weſtlichen Staaten, zunächſt nach New-York und Washington anzutreten. Auf der Eiſenbahn von Boſton nach Providence, die vierzig Meilen von einander liegen, fand ich mich zum erſten Mal ohne Freund und Führer ganz allein unter dem amerikaniſchen Volke. Die Trennung von meinem Bruder und ſeiner liebenswürdigen Familie hatte mich düſter geſtimmt, und ich fühlte mich nicht geneigt, mit meinen Mitreiſenden Bekanntſchaft zu machen. Die drei Stunden, die wir auf der Eiſenbahn zubrachten, blieb ich ganz auf mich allein beſchränkt. Wir kamen ziemlich langſam vorwärts; der Schnee legte uns an einigen Stellen Hinderniſſe in den Weg, und nöthigte uns etwas

vorsichtig zu fahren. Endlich langten wir in Providence an. Diese Hauptstadt des Staates Rhode Island liegt an einem Meerbusen, der sich weit ins Innere des Landes erstreckt, und mit so zahlreichen und so gedrängt auf einander folgenden Inseln bedeckt ist, daß er mehr das Ansehen eines Flusses hat. Die Lage der Stadt am Ende dieses Armes ist sehr hübsch: der eine Theil derselben, der auf einer vom Strande aufsteigenden Anhöhe liegt, tritt malerisch hervor, und manche der Gebäude zeichnen sich vortheilhaft aus.

Hier fanden wir ein Dampfschiff unserer wartend, das uns nach New-York führen sollte. Aber die große Anzahl der Passagiere und ihr vieles Gepäcke machten viel Aufenthalt, und es ging wohl eine Stunde vorüber, ehe wir uns in Bewegung setzten. Die Fahrt selbst war, bei unfreundlichem, feucht-kaltem Wetter, sehr mühsam, da wir eine Eisdecke in der Nähe von Providence durchschneiden mußten, und einige Mal sogar genöthigt waren, rückwärts zu gehen, um dichteres Eis mit Hülfe eines stärkeren Anlaufes zu durchbrechen. In der Cajüte krachte es jedes Mal fürchterlich, wenn das Schiff von Neuem gegen Eis anstieß, aber Gefahr war nicht vorhanden, indem die Spitze des Schiffes durch eine eigene Vorkehrung gegen das Eis geschützt war. So wie wir ins offene Wasser kamen, stellte sich ein so dichter Nebel ein, daß wir uns unmöglich in die offene See wagen konnten, in die wir einige Meilen weit hineinfahren mußten, ehe wir in den Sund gelangen konnten; auch wäre es bei so starkem Nebel in der Nacht unmöglich gewesen, den Eingang desselben zu finden. Wir blieben daher bis zum nächsten Morgen in New-Port liegen, einem ziemlich besuchten Badeorte, der auf einer Insel fast am Eingange dieses Meerbusens liegt. Wie mir während dieses Stilliegens der Abend verging, weiß ich selbst nicht. Ein Versuch, Unterhaltung anzuknüpfen, fiel sehr unglücklich aus. Ein mir von sonst her bekannter Amerikaner, den ich hier traf und der auch deutsch sprach, stellte mich einem Bostonier vor, der, wie ich, nach Washington zu gehen beabsichtigte. Ich wollte die Unterhaltung durch eine allgemeine Bemerkung eröffnen; aber mein neuer Freund verstand mich nicht, und wandte sich an den, der mich ihm vorgestellt, mit der Frage: „Verstehen Sie ihn? ich kann ihn nicht verstehen.“ („Do yon understand him? I do not.“) Ich fand den Erfolg dieses ersten Versuches nicht sehr einladend, und machte daher *weiter keine Anstrengung*, Bekanntschaft anzuknüpfen. Eine Unter-

brechung der Langenweile verſchaffte mir ein auf dem Schiffe befindlicher Knabe von vierzehn Jahren. Indem er an einen Spieltiſch trat, um zuzuſehen, ſagte einer der Spieler zu ihm: „Ich wette, du kannſt etwas aufführen.“ Der Knabe erklärte ſich bereitwillig, verlangte aber Geld; und als ihm dieß verſprochen wurde, fing er zu declamiren an. Er trat mit ſolcher Keckheit und Zuverſichtlichkeit auf, und entwickelte bei pathetiſchen Stellen eine ſo natürliche und lebhafte Action, daß alle Paſſagiere über ſein mimiſches Talent erſtaunt waren. Nach Beendigung der Vorſtellung, (die dem Künſtler ziemlich viel einbrachte, wenigſtens fünf Thaler) wurden Bekehrungsverſuche mit ihm gemacht. Mehrere Herrn wollten ihn bereden, einen anderen Stand zu wählen; aber mit vieler Feſtigkeit erklärte er, daß er einen Widerwillen gegen den Handel habe und einen unwiderſtehlichen Drang fühle, Künſtler zu werden, und auf den Brettern zu leben. — Mein Schlaf war für die erſte Nacht, die ich in dem engen Bett eines Dampfſchiffes zubrachte, recht gut. In der Frühe gegen ſechs Uhr ſetzte ſich endlich unſer Schiff in Bewegung; wir wurden aber durch das in dem Sunde befindliche Eis ſo ſehr aufgehalten, daß wir erſt gegen Mitternacht nach New-York kamen, und ich es mir gefallen laſſen mußte, noch eine Nacht auf dem Dampfſchiff zuzubringen. Die zweihundert Meilen von Providence nach New-York legt man im Sommer auf guten Dampfbooten in vierzehn bis ſechszehn Stunden zurück: die Dauer der Fahrt hängt natürlich immer etwas von der Fluth und dem mehr oder weniger günſtigen Winde ab.

In New-York machte ich zuerſt mit den amerikaniſchen Wirthshäuſern Bekanntſchaft, und ich kann ſagen, zu meiner Zufriedenheit. Freilich ſind ſie in New-York wohl beſſer, als an manchen Orten im Innern; aber die eigenthümliche Einrichtung, die mir recht wohl gefiel, iſt ſo ziemlich in allen dieſelbe. Das Aſtorhaus, das der reiche Aſtor aus Karlsruhe gebaut hat, iſt ungemein groß, und gleichwohl hat es oft nicht Raum genug für die Menge der Beſucher, die ſich zu allen Jahreszeiten dort zuſammendrängen, und deren es namentlich im Früh- und Spätjahre viele gibt; denn in dieſer Jahreszeit kommen alle Käufer nach New-York, um ſich für das ganze Jahr zu verſorgen. Das ganze Haus iſt in zwei Theile getheilt, wovon der eine für die Damen, der andere für die Herren beſtimmt iſt; in dem erſteren werden natürlich auch die Herren aufgenommen, die mit

Damen reiſen. Die Geſellſchaft iſt hier viel beſſer, als im Herrn-Theile, meiſtens auch ein Unterſchied in den Preiſen; in der Koſt dagegen ſind die Herren eher im Vortheile, indem der Wirth vermuthlich vorausſetzt, daß die Damen ſich nicht viel aus dem Eſſen machen. In beiden Abtheilungen gibt es ein ſogenanntes Sprechzimmer (parlour), ein Eßzimmer, ein Rauch- und Leſezimmer für die Herren und eine Schenkſtube (bar room), welche durch die Berichte der Reiſenden ſo berühmt geworden iſt. Dieſe Schenkſtube beſteht aus einem den Gäſten zugänglichen Theile und einem inneren Raume, wo die Kellner und die Getränke ſich befinden. Auf dem Schenktiſche, der dieſe beiden Theile abſchneidet, liegt ein Buch, in welches man bei der Ankunft ſeinen Namen einträgt. Iſt dieß geſchehen, ſo ſetzt man ſich ruhig nieder, bis es dem Kellner gefällt, einem ein Zimmer anzuweiſen; denn ungeduldig zu ſein oder ſich zu beklagen, würde den Fremden verrathen. Man erlaubt ſich höchſtens die Bemerkung; „Ich wünſche ein Zimmer mit einem Bett.“ Es war dieß immer meine erſte Frage und eine Bedingung für mein Bleiben. Die Amerikaner machen ſich gar nichts daraus, mit Andern in einem Zimmer zu ſchlafen, wie ſie denn überhaupt auf Reiſen ſich unglaublich viel von Wirthen, Kutſchern, Capitainen gefallen laſſen, ſo daß man Bände anfüllen könnte mit Beiſpielen ihrer Geduld und Langmüthigkeit. Als Bewohner eines Gaſthofes iſt man gewöhnlich einer unabänderlichen Hausordnung unterworfen und nur in den beſſeren Gaſthöfen der großen Städte, wie im Aſtorhauſe zu New-York, iſt es möglich, ſich nach ſeinem Gutdünken bedienen zu laſſen, wofür man freilich mehr bezahlen muß. Mit einer Glocke oder durch Schläge auf ein großes Blech wird das Zeichen zum Aufſtehen gegeben, meiſt eine halbe Stunde vor dem Frühſtück, und dieſes Signal wird eine halbe Stunde vor dem Mittagseſſen, dem Thee und Nachteſſen wiederholt. Die Zeit der Mahlzeit iſt natürlich verſchieden in verſchiedenen Gaſthöfen und Städten, und richtet ſich zum Theil nach der Jahreszeit. Einige Minuten vor dem Oeffnen der Thüre des Speiſeſaals, das erſt, wenn das zweite Zeichen gegeben worden, geſchieht, ſammeln ſich die Herren in der Nähe deſſelben; und ſo wie die Thüre aufgeht, drängt ſich der ganze Schwarm hinein, worauf in wenig Augenblicken alles ſitzend und in voller Arbeit iſt. Die Schüſſeln ſtehen ſchon vor dem Oeffnen der Thüre *auf* dem Tiſche, ſo daß man nie zu warten braucht; und friſche

Gerichte werden auch gewöhnlich nicht aufgetragen, mit Ausnahme des Deſſerts, das oft in den Wirthshäuſern niederen Ranges nur aus Pudding oder Kuchen beſteht. In kurzer Zeit ſind Manche ſchon mit Eſſen fertig; und ſo wie ſie den letzten Biſſen in den Mund geſteckt haben, verlaſſen ſie auch die Tafel. Dieſe ſtrenge Hausordnung findet nicht Statt im Aſtorhauſe New-York. Da ſteht man auf, wenn man will, das Frühſtück befindet ſich von acht bis zehn Uhr auf dem Tiſche; beim Mittagseſſen geht Alles in Ruhe und Ordnung her, ſo daß man ſich Zeit dazu nimmt, und beim Deſſert bleiben Viele ſitzen, und ſprechen bei einer Flaſche Wein fort. Am Abend iſt das Speiſezimmer wieder mehrere Stunden offen, und man findet einen Tiſch mit kaltem Fleiſch, Auſtern, Salat u. ſ. w. verſehen. In der Bauart finden auch bedeutende Abweichungen von der gewöhnlichen amerikaniſchen Einrichtung Statt. Der Theil für Herren z. B. beſteht hier beinahe ganz allein aus Zimmern mit einem Bett, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß wenn zwei zuſammen ankommende Herren es nicht beſonders verlangen, jeder ein Zimmer für ſich bekommt. Uebrigens iſt das Aſtorhaus nicht mehr das einzige in ſeiner Art; es gibt jetzt in allen größeren Städten Wirthshäuſer, die auf einen ähnlichen Fuß eingerichtet ſind. Abgeſehen von der etwas unangenehmen Hausordnung und einigen anderen Kleinigkeiten, an die man anfangs nicht gewöhnt iſt, kann man mit vielem Recht behaupten, daß die Wirthshäuſer in den Vereinigten Staaten im Ganzen beſſer ſind, als in Deutſchland; namentlich gilt dieß von den Gaſthöfen in den Dörfern, wo man reinliche Zimmer und Betten, und gutes Eſſen findet. Wie verſchieden übrigens verſchiedene Menſchen über dieſelbe Sache urtheilen, kann man daraus ſehen, daß ich auf der Rückfahrt von New-York nach Havre einen Mitreiſenden behaupten hörte, er habe ſich auf ſeiner Reiſe in Amerika nie ſatt gegeſſen; warum? weiß ich nicht. Der gute Mann war indeſſen trotz des Hungers, den er gelitten, nicht mager geworden. Es gibt jetzt in New-York einen Gaſthof, der ganz nach franzöſiſcher Art eingerichtet iſt; aber ich weiß nicht, ob er viel Vorzüge darbietet, zumal da das Leben dort viel theurer iſt; ich vermuthe, daß blos Europäer ihn den andern vorziehen. Eigen iſt es übrigens, daß es ſo ziemlich gleich iſt, ob man in einen Gaſthof erſten Ranges oder in einen anderen geringeren geht. Mit Ausnahme einiger wenigen, die zu den ausgezeichneten gehören, ſind die Preiſe überall

dieſelben. Der Rang des Hauſes wird mehr durch die ſich daſelbſt befindende Geſellſchaft, als durch den Preis beſtimmt; denn natürlich fühlt ſich Jeder da am wohlſten, wo er Leute ſeines Standes antrifft, und trotz aller Gleichheit zeigt ſich Ungleichheit an allen Orten. Eine ähnliche Eigenheit iſt es, daß, wenn man in einem Gaſthofe wohnt, man nichts dadurch erſpart, daß man an den Mahlzeiten zum Theil oder gar nicht Theil nimmt: man bezahlt Tageweiſe, und der gewöhnliche Preis iſt zwei Thaler.

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt in New-York, deſſen Lage. Bauart der amerikaniſchen Häuſer. Koſthaus-Leben. Die Verfaſſerin von Redwood. Karl Follen.

Der erſte Tag meines kurzen Aufenthaltes in New-York war durch das Wetter nicht begünſtigt. Indeſſen erleichtern die guten Seitenwege, die man in vielen Straßen findet, das Herumgehen mitten im Schnee und Regen. Die Hauptſtraße Broadway iſt ſehr ſchön, und zeichnet ſich namentlich durch die breiten Seitenwege aus, die mich an die Boulevards in Paris erinnerten, obgleich ſich die Kaufläden nicht mit denen in Paris vergleichen können. New-York liegt zwiſchen zwei Flüſſen auf einer ſich zuſpitzenden Landzunge, deren äußerſtes Ende in eine Promenade verwandelt iſt, die mit einer alten ganz im Waſſer liegenden Baſtei, dem ſogenannten Caſtelgarten, in Verbindung ſteht, und daher den Namen Batterie behalten hat. Von dieſem Punkte aus hat man eine ſchöne Ausſicht über den Hafen von New-York bis an die, die innere Bai ſchließenden, Narrows, wo die äußere ſogenannte Raritan Bai anfängt, die ſich beim Sandy Hook ins Meer öffnet. Zur Rechten kommt der mächtige Hudſon heraus, der auch den Namen North river trägt; zur Linken der East river, der gleichſam die Fortſetzung des zwiſchen dem Feſtlande und Long-Island liegenden Sundes bildet. Auf beiden Seiten der Landzunge längs der Flüſſe landen Schiffe. Die zunächſt am Waſſer liegenden Straßen werden ganz von Waarenhäuſern eingenommen, und man ſieht dort kein Wohnhaus; nur hie und da

findet ſich vielleicht eine Matroſenherberge. Broadway läuft in einer geraden Linie von der Spitze der Landzunge, in ziemlich gleicher Entfernung von beiden Flüſſen, drei bis vier Meilen landeinwärts, und mit der zunehmenden Größe der Stadt wird wohl auch die Länge dieſer Straße zunehmen. Der höhere Theil der Stadt iſt ganz frei von dem Getümmel des Handels und der Gewerbe, und wird ganz allein von Wohnhäuſern eingenommen, welche alle durch Reinlichkeit und Sauberkeit einen ſehr angenehmen Eindruck machen. Palläſte gibt es nicht; man trifft aber viele Häuſer, die mit marmornen Treppen und Fenſtergeſimſen verziert ſind. Ganze Reihen von Häuſern ſind nach einem und demſelben Muſter gebaut, und dieß gibt ihnen das Anſehen eines zuſammengehörigen Ganzen. Alle Häuſer ſind ſo ziemlich nach demſelben Plane gebaut, nicht nur in New-York, ſondern auch in den meiſten Städten des Landes, mit Ausnahme der ſüdlichen Staaten, wo namentlich die Landhäuſer eine ſehr verſchiedene Bauart haben. Gewöhnlich ſind die Häuſer drei Fenſter breit und drei bis vier Stockwerke hoch. Der untere Stock iſt immer etwas über die Straße erhaben, weßwegen von außen eine Treppe zu der Hausthüre hinaufführt. Dieſe Treppen ſind immer äußerſt reinlich gehalten, oft von Marmor und meiſt mit einem eiſernen Geländer eingefaßt. Unter dem erſten Stocke findet ſich ein Erdgeſchoß, oder Halbkeller, das einen beſonderen Eingang von der Straße her hat und meiſt vom Geſinde benutzt wird. Vor den Fenſtern dieſes Erdgeſchoſſes iſt die Straße ausgegraben, um mehr Licht zu gewinnen und mittelſt eines eiſernen Geländers wird dieſer Graben von der Straße abgeſchieden. Aerzte, Juriſten und andere Geſchäftsmänner benutzen dieſen Theil des Hauſes ſehr oft zu ihren Geſchäftsſtuben, gleichſam als wollten ſie Leute, die blos Geſchäfts wegen kommen, nicht zu der Hauptthüre eintreten, und das eigentliche Wohnhaus nicht entweihen laſſen. In dem hinteren Theile dieſes Erdgeſchoſſes findet ſich gewöhnlich die Küche. Die Tiefe des Grundſtückes iſt mit wenigen Ausnahmen ſo bedeutend, daß hinter dem Hauſe noch hinlänglich Platz iſt für einen Hof und einen kleinen Garten. Im erſten Stocke finden ſich neben dem Gange zwei Zimmer, eines vorn und eines hinten, die meiſtens durch Einſchiebthüren getrennt ſind, ſo daß im Nothfall beide in einander geöffnet werden können. Gewöhnlich wird eines derſelben als Wohnzimmer, das andere als Eßzimmer benutzt. Vom unterem Stock nach dem

zweiten gehen immer zwei Treppen; eine vordere, die für die Herrschaft, und eine hintere, die für das Geſinde beſtimmt iſt. Meiſtens iſt der Gang durch eine Thüre getheilt, ſo daß Beſucher gar nichts von den häuslichen Arbeiten wahrnehmen, die im hinteren Theile des Hauſes vorſichgehen. Der zweite Stock enthält die eigentlichen Beſuchzimmer. Da die Treppe und der Gang nicht erlauben, die drei Fenſter oder die ganze Breite des Hauſes dafür zu benutzen, ſo ſind die Zimmer ſelten ſehr geräumig: doch werden ſie ebenfalls durch eine Einſchiebthüre in Verbindung gebracht. Den vom Gange übrig gelaſſenen Raum vor dem dritten Fenſter nimmt gewöhnlich ein kleines Cabinet ein; oder iſt derſelbe mit dem größeren Zimmer in Verbindung gebracht, ſo hat dieſes dadurch eine unregelmäßige Form erhalten. Im dritten Stock ſind die Schlaf-, Kinderſtuben u. ſ. w.

Aus dieſer Andeutung der inneren Einrichtung wird klar, daß ſelten mehr, als eine Familie in einem ſolchen Hauſe wohnen kann. Der Reichthum verſchafft größere Bequemlichkeit im Innern, aber die Einrichtung des Hauſes ſelbſt bleibt gewöhnlich dieſelbe, nur daß vielleicht die Verhältniſſe vergrößert würden. Sogenannte doppelte Häuſer, wo die Thüre in der Mitte iſt, und die ganze Breite fünf Fenſter beträgt, ſind ziemlich ſelten, namentlich in dem neueren Theile der Stadt. Die Armen begnügen ſich mit zweiſtöckigen Häuſern, mit der Breite von zwei Fenſtern und mit noch wenigeren, doch iſt die Anzahl der Familien verhältnißmäßig gering, die nicht ein ganzes Haus für ſich haben. Hat man nicht hinlängliches Vermögen, um ein ganzes zu bewohnen und zu leben, wie andere leben und wie man es wünſcht; ſo geht man lieber in Koſthäuſer (boarding houses) — als daß man ſich einſchränkt. Junge Eheleute wohnen in den erſten Jahren nach ihrer Verheirathung ganz gewöhnlich in Koſthäuſern, wo ſie ſich meiſtens mit einem Schlafzimmer begnügen und das gemeinſame Wohn- und Eßzimmer benutzen. Oft iſt die Geſellſchaft in ſolchen Koſthäuſern ſehr angenehm, aber manchmal trifft man es weniger glücklich, für die Frau iſt eine ſolche Lebensweiſe recht bequem, indem ſie keine Haushaltung zu führen hat und ſich immer in Geſellſchaft befindet; für den Mann dagegen muß eine ſolche Einrichtung ſehr unangenehm ſein. Er iſt den ganzen Tag auswärts und beſchäftigt: kommt er Mittags *zum Eſſen*, ſo hat er gerade nur ſo viel Zeit, um haſtig zu

ſpeiſen: kommt er am Abend zurück, ſo findet er ſeine Frau im Geſellſchaftszimmer, vielleicht von Fremden umringt, die ſich zwiſchen ihn und ſie ſtellen: oder ſie iſt in Geſellſchaft gegangen, wo er ſie in einem großen Zirkel findet, und von wo beide ermüdet und ſchläfrig ſpät nach Hauſe kehren. Kann da von einem häuslichen Zuſammenleben, von einem traulichen Zuſammenſitzen und Koſen die Rede ſein? Ein Ehemann ſollte ſich lieber auf alle Art einzuſchränken ſuchen und ſich von geſelligen Zirkeln, die ihn zu ſtarken Ausgaben nöthigen, zurückziehen, um ſeine eigene Haushaltung zu heben, wo er ſeine Frau ungeſtört ſehen und ſprechen könnte und ſein eigener Herr wäre. Der Grund, warum ſich ſo viele Eheleute ein Leben der Art gefallen laſſen, iſt, wie ich glaube, im Charakter der Männer zu ſuchen, die das Bedürfniß eines häuslichen Lebens nicht fühlen; denn ich habe mich davon überzeugt, daß die amerikaniſchen Frauen fähig ſind, ſich in alle möglichen Verhältniſſe zu finden und zu ſein, wie ihre Männer ſie haben wollen. Eine Frau, die geſtern noch gewohnt war, die vornehme Dame zu machen, welcher Kutſche und Pferde zu Gebote ſtanden, und die von ihrem Salon aus die Haushaltung regierte, begleitet morgen ihren zu Grunde gerichteten Mann mit dem größten Gleichmuthe nach dem Innern des Lands, um Bauerfrau zu werden, und über Küche und Feld die Aufſicht zu führen. Die erſten Anſiedler wären nicht ſo glücklich und erfolgreich geweſen, wenn ſie nicht von ihren Frauen ſo trefflich unterſtützt worden wären. Die Abkömmlinge dieſer würdigen Frauen aber haben ſicherlich viele ihrer Tugenden geerbt, obgleich dieſe oft durch die Schuld der Umſtände und aus Mangel an Anregung nicht an den Tag treten.

In New-York machte ich mehrere intereſſante Bekanntſchaften. Unter Anderen ſah ich die Verfaſſerin von Redwood, Hope Leslie, doch leider wegen der mir zu karg zugemeſſenen Zeit zu kurz, als daß ich mich einer genaueren Bekanntſchaft hätte erfreuen können. Dieſe Schriftſtellerin hat ein ungemein großes Publikum, und iſt jetzt die eigentliche Volksſchriftſtellerin. Von einem ihrer kürzlich erſchienenen Romane ſind allein in New-York zwölftauſend Exemplare abgeſetzt worden. Man kann ſich nur freuen, daß ſie einen ſo bedeutenden Einfluß erlangt hat. Allen ihren Romanen, und namentlich den neueren, liegt eine moraliſche Idee zum Grunde, die ſie in dieſer angenehmen Form den Leſern verſtändlich und anziehend

zu machen ſucht. Die Perſonen, die in ihren Geſchichten auftreten, ſind nicht aus den höchſten Ständen, ſondern aus den mittleren und ſelbſt den ärmeren Klaſſen genommen; und indem deren Leben beſchrieben wird, wie es iſt und wie es ſein ſollte, wird dem Leſer ein Spiegel vorgehalten, worin er Tugend und Laſter erblickt. Die ſittliche Bildung des weiblichen Geſchlechts iſt dabei ein Hauptaugenmerk, und ihm muß das Leſen dieſer Schriften ſehr wohlthätig, ja eine Arznei ſein. Die Romane von Bulwer, Edgeworth u. ſ. w., haben die Phantaſie der Mädchen mit Scenen aus dem vornehmen Leben (Highlife) gefüllt, und beſonders vielen Amerikanerinnen geſchadet, indem ſie darüber ihres Standes und ihrer Lage vergaßen. Es iſt daher höchſt nöthig, daß ſie mit ihren Vorſtellungen auf die ihnen angemeſſenen Verhältniſſe und Pflichten zurückgeführt werden.

In New-York traf ich auch Herrn Karl Follen, der mich ehedem in Baſel als Knabe geſehen hatte. Dieſer ehemalige Juriſt und von den deutſchen Höfen gefürchtete Demagog iſt, nachdem er in Cambridge eine zeitlang Profeſſor der deutſchen Litteratur geweſen, nunmehr als Prediger an einer der dortigen unitariſchen Kirche angeſtellt. Seine Vorträge hält er in engliſcher Sprache, die er ſich ſo zu eigen gemacht hat, daß Manche den Fremden nicht in ihm erkennen. Als Prediger hat er ſich durch ſeine Beredſamkeit großen Ruf erworben, und wird unter die ausgezeichneten Redner gerechnet, namentlich in ſeiner Secte. Bei einem ſpäteren Beſuche in New-York hatte ich Gelegenheit, ihn predigen zu hören und fand eine zahlreiche und ausgewählte Zuhörerſchaft um ihn verſammelt. Zum Text hatte er den Spruch gewählt: „Ich bin nicht gekommen, aufzulöſen, ſondern zu erfüllen," wovon er die Anwendung auf die revolutionäre und conſervative Richtung in Politik und Religion machte, indem er zeigte, welches die verſchiedenen Principien dieſer beiden Richtungen ſeien, wie weit die Extreme gingen, wie nahe ſich die Gemäßigten der beiden Parteien ſtünden, und welches der wahre Weg ſei, den man nach dem Muſter Jeſu betreten müſſe.

Dreizehntes Capitel.

Abfahrt von New-York. Rückblick auf die Stadt und ihre Umgebungen. Ankunft in Philadelphia. Deutsches Aussehen der Stadt. Gastfreundschaft der Amerikaner.

Um nach Philadelphia zu gehen, verließ ich Neu-York am Sonntag-Morgen, und war eigentlich überrascht, mich an diesem Tage in Amerika reisen zu sehen; denn ich hatte mir vorgestellt, daß Postwagen, Dampfschiffe u. s. w. an diesem Tage auszuruhen pflegten; was auch in Neuengland so ziemlich der Fall ist, mit Ausnahme jedoch der Briefposten. Das Dampfboot, auf dem ich mich einschiffen sollte, lag im Hudson: es war ein hübsches, reinliches Schiff und versprach eine angenehme Fahrt. Fluß und Bai waren, so weit man sehen konnte, mit einer Eisdecke überzogen, aber in der Mitte hatten die aus- und einlaufenden Schiffe und Dampfboote eine offene Bahn gebildet. Das Wetter war sehr schön, und die Sonne schien so warm, daß ich die ganze Zeit auf dem Verdeck zubringen konnte. So wie wir an der Batterie vorbeigekommen waren, öffnete sich die Aussicht auf den Ostfluß. Neu-York gegenüber, auf dem hohen Ufer von Long-Island, sah man Brooklyn liegen, das mittelst etlicher Dampffähren mit Neu-York in Verbindung steht. Es ist jetzt eine große Stadt von ungefähr dreißigtausend Einwohnern, früher bestand es blos aus einigen Landhäusern. Zugleich trat nun auch New-York selbst mehr hervor, von dem man jedoch nicht viel sehen kann, theils wegen der Schiffs-Maste, theils, weil der hintere Theil der Stadt sehr wenig erhöht ist und daher vollkommen durch den vorderen Theil verdeckt wird. Wir begegneten mehreren einlaufenden Seeschiffen, die vielleicht eine lange Seefahrt gemacht und manches Ungemach, manchen Sturm erduldet hatten. Im Winter ist eine Reise zur See eine höchst unangenehme Sache, namentlich für die armen Matrosen, die, wenn die Taue steif und hart und die Segel gefroren sind, mit der Abänderung der letzteren unsägliche Mühe haben, und mit kalten, erfrornen Fingern arbeiten müssen. Der Gedanke an einen Sturm im Winter erregt widrige Empfindungen. Im Sommer macht die Aufregung, welche ein solches Ereigniß auf dem Schiffe hervorbringt,

einem einigermaßen kaltblütigen Zuſchauer Vergnügen, und verleiht dem Seeleben einen eigenthümlichen Reiz; aber Kälte und Eis ertödten Alles, und können ſelbſt dem leidenſchaftlichſten Seemanne das Seeleben verleiden. Ich hörte oft Capitäne und Matroſen ſich über den Winter beklagen, und manche äußerten ſogar, daß ſie aus dieſem Grunde nie mehr zur See gehen würden. Freilich ſobald ſie einige Zeit auf dem Lande zugebracht hatten, und das Frühjahr wieder kam, war der Winter-Verdruß vergeſſen, die Luſt erwachte von Neuem, und in kurzer Zeit waren ſie wieder auf ihrem gewohnten Elemente.

New-York wird durch mehrere Forts vertheidigt, von denen zwei in der Nähe der Stadt auf zwei kleinen Inſeln liegen; zwei andere ſehr bedeutende decken den Eingang in den Hafen, die ſogenannten Narrows, die auf der einen Seite von Long-Island, auf der anderen von Staten-Island gebildet werden. Da der Sund, der Staten-Island von dem Feſtlande trennt, mit dickem Eis bedeckt war, ſo mußten wir durch die Narrows hindurch in die Raritan-Bai fahren und dem Ufer von Staten-Island folgen, bis in die Nähe von Amboy, wo wir das Dampfſchiff verließen. Am Landungsplatze rauchte ſchon der Dampfwagen. Unſer Gepäck hatte man ſchon vorher auf Karren geladen, und in wenig Minuten war Alles in Ordnung. Das Gepäck wurde in große Kaſten und wir in bequeme Wagen verſorgt, und der ganze Zug ſetzte ſich bald in Bewegung. Mit dem zurückgehenden Dampfſchiffe gingen die von Philadelphia kommenden Paſſagiere nach New-York. Die Eiſenbahn, auf der wir uns befanden, geht bis an den Fluß Delaware, Philadelphia gegenüber; da aber dort keine Brücke iſt und der Fluß zugefroren war, ſo mußten wir dieſe Linie verlaſſen. Wir fuhren ſechs Meilen in Kutſchen, und begaben uns auf eine andere Bahn, die oberhalb Philadelphia auf einer Brücke über den Delaware geht. Auf dieſe Art kamen wir durch Trenton, ein recht freundliches, reinliches Landſtädtchen. Trotz des Umweges und des Zeitverluſtes bei dem öfteren Wechſel, legten wir doch die achtzig Meilen von New-York nach Philadelphia in neun Stunden zurück; im Sommer braucht man in der Regel weniger als acht Stunden. Es war, wie geſagt, Sonntag, und es überraſchte mich, auf dem Wege von Trenton nach Philadelphia ſo viele Leute auf den Straßen zu finden, was in Neuengland nicht *der Fall geweſen* ſein würde. Die Menſchen ſchienen mir auch an-

ders auszuſehen, als die Yankees, (ſo heißen die Neuengländer), und ſelbſt die Bauart der Häuſer fand ich verſchieden; Alles erinnerte mich an Deutſchland, es war nicht mehr Neuengland. Der erſte Eindruck, den Philadelphia auf mich machte, war nicht gerade vortheilhaft, die Straßen kothig, die Häuſer klein und unanſehnlich, viele Barracken gleich; wenige ſauber und reinlich, und es dauerte ſo fort, bis wir an die Stelle kamen, wo wir die Eiſenbahn verließen. Ich war lange in Zweifel, ob wir wirklich in Philadelphia wären, in der Stadt, von deren Reinlichkeit ich ſo viel gehört hatte. Als ich freilich ſpäter in andere Theile der Stadt kam, fand ich meine vorgefaßte Meinung vollkommen durch das Ausſehen derſelben beſtätigt. Was ich zuerſt geſehen hatte, war eine Art von Vorſtadt, wo viele ärmere Leute wohnen, namentlich viele Deutſche. Den erſten Abend brachte ich auf der Straße zu, wo ich ebenfalls vielen Leuten begegnete und alles ſo zu finden meinte, wie es an einem Sonntag-Abend in einer deutſchen Stadt zu ſein pflegt. Daher näherte ich mich einem großen, hell erleuchteten Gebäude, mit der Hoffnung, dort ein Concert oder etwas der Art zu finden; aber ich hatte mich getäuſcht, es war eine Kirche. Die Verſammlung trennte ſich gerade, und es kamen unter andern viele Damen heraus, die meiſt ſehr elegant und reich gekleidet waren, und ganz ruhig allein durch die Straßen ihren Wohnungen zugingen.

In Philadelphia, wo ſo viel für den Fremden zu ſehen iſt, hielt ich mich länger auf als in Neu-York. Meine Empfehlungen brachten mich mit vielen liebenswürdigen Familien in Berührung und ich erfreute mich einer ſo zuvorkommenden und freundlichen Aufnahme, daß ich oft wirklich nicht wußte, womit ich ſo viel Güte verdient hatte. Im Allgemeinen iſt es gewiß wahr, daß in keinem Lande Fremde auf bloße Briefe hin ſo gut aufgenommen werden, wie in Amerika. Mag auch die Seltenheit europäiſcher Reiſenden in dieſem Lande etwas dazu beitragen, ſo iſt darum die Gefälligkeit und Güte, womit dieſe ernſten, gravitätiſchen Amerikaner, wie ſie Cap. Hall nennt, Fremde empfangen, nicht weniger wohlthuend und rühmenswerth. Dieſe Kaufleute, von denen man denken ſollte, daß ſie ganz von dem Gedanken an Geld und Gewinn eingenommen wären, finden Zeit, dem Fremden Aufmerkſamkeit zu erweiſen und Dienſte zu leiſten; und was beſonders wohlthut, iſt die Art und Weiſe, wie man in den Familien aufgenommen wird. Der

Spruch: „Betrachten Sie ſich als hier einheimiſch," iſt nicht bloße Redensart, ſondern man wird ſo behandelt, daß man ſich wirklich ſo fühlt.

Vierzehntes Capitel.

Die Strafanſtalt in Philadelphia. Die mediciniſchen Lehranſtalten.

Meine Zeit in Philadelphia war ſehr angenehm ausgefüllt. Die Tage brachte ich mit dem Beſuche der verſchiedenen Sehenswürdigkeiten zu und die Abende in geſelligen Zirkeln. Mein erſter Beſuch galt einer der intereſſanteſten Anſtalten, dem großen Gefängniß in der Nähe von Philadelphia, der ſogenannten öſtlichen Strafanſtalt (Eastern Penitentiary), die erſt ſeit wenigen Jahren im Gang und noch ziemlich einzig in ihrer Art iſt. Die Gebäulichkeiten befinden ſich in einem großen, ungefähr zehn Morgen Lands haltenden Vierecke, das von einer hohen Mauer umſchloſſen iſt. Die Ecken ſind mit Thürmen verſehen und der Haupteingang iſt in einem thurmähnlichen Gebäude, das durch ſeine Feſtigkeit an ein altgothiſches Schloß erinnert, ſo wie auch die angebrachten Verzierungen und die Zinnen der Mauern ganz denſelben Charakter tragen, wie unſere alten Ritterburgen. Dieſe Umgebung mit ihrem ernſten, düſteren Ausſehen entſpricht ganz der Beſtimmung der Anſtalt, und beim Eintritt durch die reichlich mit Eiſen beſchlagene Thüre und den hohen gewölbten Thorweg fühlt man, daß hier der Ort ſei, wo Ernſt und Strafe wohnen. In der Mitte des Vierecks, in das wir nun treten, ſteht ein kleines rundes Gebäude, von welchem gleichſam ſtrahlenförmig nach drei Seiten hin längliche, aus zwei Zellenreihen und einer Gallerie beſtehende Gebäude (wir wollen ſie ſelbſt Gallerien nennen) ausgehen; nur die vierte Seite gegen den Haupteingang zu iſt freigelaſſen. Man könnte die Geſtalt des Ganzen mit einem Rade vergleichen, an dem mehrere Speichen fehlen. In dem Mittelgebäude befindet ſich ein Saal, von welchem Glasthüren in die verſchiedenen Gallerien führen, ſo daß von ihm aus alle Theile des Gefängniſſes beobachtet werden können. Hier halten ſich die Wärter und Aufſeher auf. Alle dieſe Gallerien ſind aus Quader erbaut und gewölbt. Die drei älteren ſind blos ein-

ſtöckig und die Zellen haben keine Thüre nach dem Gange zu, ſondern blos ein kleines Fenſter, das dazu dient, den Gefangenen das Eſſen zu reichen; hinter ihnen aber iſt ein kleiner Hof, durch welchen die Gefangenen hereingebracht werden, und in welchen ſie manchmal herausgelaſſen werden, um ſich da in der freien Luft zu ergehen; wobei man aber Sorge trägt, nie zwei zugleich in zwei benächbarte Höfe zu laſſen, damit ſie nicht Verbindung anzuknüpfen ſuchen. In den neueren Gallerien ſind zwei Stockwerke von Zellen, von denen die unteren ebenfalls Höfe haben; im oberen Stock dagegen hat man zwei Zellen vereinigt, um den Mangel des Hofes zu erſetzen. Die Gallerie oder Halle iſt nicht unterbrochen durch das obere Stockwerk; vor den oberen Zellen gehen ſchmale Altane herum, die den größeren Theil der Gallerie offen laſſen. Die Zellen in dieſen Gallerien öffnen ſich nach der Halle zu. Sie haben doppelte Thüren, die innere aus gegitterten eiſernen Bändern beſtehend, die äußere von Holz; durch die innere kann der Gefangene ſeine Schüſſel zur Eſſenszeit hinausreichen und hereinnehmen. Mit verbundenen Augen werden die Verbrecher in die Anſtalt gebracht und in ihre Zellen geſteckt, aus denen ſie nicht herauskommen, bis ihre Strafzeit vorüber iſt; auch beim Weggehen werden ihnen die Augen verbunden und ſie verlaſſen ihren mehrjährigen Aufenthaltsort, ohne mehr davon kennen gelernt zu haben, als ihre Zellen. Alle werden beſchäftigt, mit Weberei, Schuhmacherarbeit u. ſ. w., und die Langeweile treibt ſie zum Fleiße. Oftere Beſuche von Geiſtlichen, die ihnen Bibeln und andere Bücher in die Hände geben, ſind die einzige Unterbrechung ihres einſamen Lebens. Die Wärter verrichten ihr Amt ſtillſchweigend, und meiſt bekommt ſie der Verbrecher gar nicht einmal zu Geſichte. Der Gottesdienſt wird auf folgende Art gehalten. Es wird an einem eiſernen Drathe ein Vorhang der Länge nach mitten durch die Halle vor den Zellen, deren äußere Thüre geöffnet iſt, gezogen, welcher hindert, daß die gegenüber wohnenden Gefangenen einander nicht ſehen können, indem zugleich die Wärter bemüht ſind, alle Verſuche zu Mittheilungen zu verhüten. Nun tritt der Geiſtliche an das eine Ende der Halle und hält ſeinen Vortrag, welcher vermöge der gewölbten Bauart von allen Gefangenen mit Leichtigkeit vernommen wird. In den älteren Gallerien iſt dieß freilich ſchwieriger, weil dort keine Thüren, ſondern nur ſchmale Fenſter ſind. Strafe für widerſpenſtige Gefan-

gene und ſolche, die nicht arbeiten wollen, iſt theilweiſe Entziehung der Nahrung; indeſſen können ſo wenig Fehler gemacht werden, daß auch wenig Strafen nöthig ſind.

Die Vorzüge dieſer Anſtalt vor den nach dem Auburn-Syſtem errichteten liegen in der vollſtändigen Trennung der Gefangenen. Sie bekommen ſich einander nie zu ſehen; jede Mittheilung untereinander iſt ihnen unmöglich gemacht; ſie ſind nicht den Lockungen und Drohungen ihrer Mitgefangenen ausgeſetzt; ſie verlaſſen die Anſtalt, ohne Bekanntſchaft mit anderen Verbrechern gemacht zu haben; und wenn ſie, wie zu hoffen ſteht, als gebeſſerte Menſchen in die Welt treten, ſo müſſen ſie nicht fürchten, in Jedem, der ihnen begegnet, einen Augenzeugen ihres Aufenthaltes im Gefängniß zu finden; ihr früheres Leben iſt ihnen nicht am Fortkommen hinderlich, und ſie können gleichſam von Neuem zu leben anfangen. Vollkommene Einſamkeit mit Arbeit dient gewiß dazu, in einem nicht ganz verſteinerten Gewiſſen Reue und gute Vorſätze hervorzurufen, und wird dieſe Gemüthsverfaſſung durch Beſuche von Geiſtlichen und durch Leſen nützlicher Bücher gut geleitet und gerichtet, ſo iſt eine Beſſerung nicht nur der Gewohnheiten, ſondern auch der Neigungen und Geſinnungen zu hoffen.

Die Europäer, welche die amerikaniſchen Strafanſtalten in den letzten Jahren beſucht haben, geben alle dieſer Anſtalt ein äußerſt vortheilhaftes Zeugniß. Dr. Julius aus Hamburg, der noch kürzlich im Auftrag der preußiſchen Regierung die Gefängniſſe in Amerika beſuchte, hat ſich entſchieden für vollſtändige Abtrennung bei Tag und Nacht mit Arbeit erklärt. William Crawford, in einem Bericht an Lord Duncanon, den damaligen brittiſchen Staatsminiſter, hat ſich in einem ähnlichen Sinn ausgeſprochen; und ſo auch die beiden franzöſiſchen Beauftragten Beaumont und de Toqueville. Hingegen die Maſſe des Volkes und die Regierungen in den Vereinigten Staaten ſind für das Syſtem der Anſtalt in Auburn, weil es den Vorzug hat, daß die darnach eingerichteten Anſtalten ſich ſelbſt erhalten, indem der Ertrag der gemeinſamen Arbeit der Verbrecher nicht nur die Koſten ihres Unterhalts, ſondern auch oft die Beſoldung der Beamten deckt und dem Staate ſogar noch eine Einnahme bringt. Das Volk iſt natürlich geneigt, das Wohlfeilere vorzuziehen, wenn auch dabei der eigentliche Zweck verfehlt wird. Aber die Aufgabe iſt ja nicht, die Verbrecher ſo wohlfeil wie

möglich zu unterhalten, sondern sie zu bessern. Und gelingt die Besserung bei der vollständigen Trennung häufiger, als bei der gemeinsamen Arbeit, so werden die vermehrten Kosten dadurch vergütet, daß die Anzahl der Verbrecher in einem stärkeren Verhältnisse abnimmt. Man hat gegen die vollkommene Absonderung der Gefangenen eingewendet: sie wirke schädlich auf die Gesundheit; dieß wird aber durch das Verhältniß der Sterblichkeit in den verschiedenen Anstalten widerlegt. Die Anzahl der Gestorbenen in der Eastern Penitentiary war im Jahr 1835 — 36. sieben von zweihundert einundsechzig oder zweisechstel Procent; in Auburn, in demselben Jahre zehn von sechshundertfunfzig, oder nicht ganz zwei Procent; in Singsing, einem nach dem Auburn-System eingerichteten Gefängnisse des Staates New-York, einunddreißig von achthundert, oder vier Procent. Die erstere Anstalt und deren System steht also keineswegs im Nachtheile. Uebrigens spricht für Gefängnisse der Art noch die Thatsache, daß sich keine ansteckende Krankheiten darin verbreiten können, und selbst Epidemien dadurch an Einfluß verlieren, daß die Gefangenen nichts von ihrem Bestehen wissen. In der Eastern Penitentiary weiß kein einziger Gefangener, der vor dem Juni 1832 eingesteckt ist, daß die asiatische Cholera sich in Amerika gezeigt hat, und kein Einziger ist davon befallen worden, während sie dagegen in Singsing und Auburn große Verheerungen angerichtet hat — gewiß eine äußerst merkwürdige Thatsache.

Die medicinischen Lehranstalten in Philadelphia sind ziemlich bedeutend. Es gibt deren zwei, von denen die eine mit der Universität verbunden ist und gegen vierhundert Studenten zählt. Die andere, Jefferson College genannt, ist neueren Ursprungs, hat aber in den letzteren Jahren der medicinischen Schule der Universität beinahe den Vorrang abgewonnen; jetzt ist die Anzahl der Studenten an beiden Orten ungefähr gleich. In der medicinischen Schule der Universität wohnte ich einer akademischen Feierlichkeit bei. Die Studenten überreichten nehmlich der Fakultät das Bild des Dr. Physik, eines der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, der eine lange Reihe von Jahren hindurch in Philadelphia thätig war und noch lebt, aber wegen Altersschwäche so ziemlich auf sein Zimmer beschränkt ist. Er und Dr. Rush, der auch in Philadelphia wirkte, haben einen bedeutenden Einfluß auf den Fortgang der Arzneikunde in Amerika ausgeübt und sehr viel Anregung gegeben. Viele der Schulen, die

ſich jetzt überall gebildet haben, ſind von ihren Schülern ausgegangen. Einer der Studenten hielt bei der Gelegenheit eine kleine Rede, und zwei der Profeſſoren antworteten. Mir flößte die ganze Handlung viel Theilnahme ein, obgleich ich den alten Mann nie geſehen hatte; und ich konnte aus Allem ſehen, daß unter den Studenten und noch mehr unter den Profeſſoren viel wiſſenſchaftlicher Geiſt herrſcht, und daß Alle die Liebe zur Wiſſenſchaft belebt. An dieſer Anſtalt iſt Will. Gibſon angeſtellt, der auch in Deutſchland bekannt iſt, namentlich durch die Veröffentlichung zweier Fälle von luxatio humeri, deren Zurückbringung von unglücklichen Folgen begleitet war, indem eine Zerreißung der Gefäße Statt fand und der Tod erfolgte. Unter anderen machte ich auch die Bekanntſchaft von Sam. Jackſon, der mir gleich ausgezeichnet erſchien als Gelehrter und Lehrer; ſein Fach iſt Institutes of medicine, was ungefähr der allgemeinen Pathologie und Therapie entſpricht. Seine Anſichten nähern ſich in manchen Stücken denen der naturphiloſophiſchen Schule, und er beſitzt viel Geſchick, ſeine Gedanken in ein geiſtreiches Gewand einzukleiden; ſeinen Vortrag fand ich ausgezeichnet. Zu den bekannteren Lehrern an der anderen Schule gehören Pattiſon und Dungliſon: letzterer iſt Herausgeber des mediciniſchen Anzeigers und Bibliothek. Mit beiden Anſtalten ſind Spitäler, anatomiſche und naturhiſtoriſche Sammlungen verbunden.

Funfzehntes Capitel.

Die Blindenanſtalt. Die Waſſerwerke. Das Armenhaus.

Am folgenden Morgen beſuchte ich die erſt kürzlich errichtete Blindenanſtalt, die beinahe ganz in den Händen von deutſchen Lehrern iſt. Ich fand fünfunddreißig Kinder in derſelben, und, ſo viel ſich von einem kurzen Beſuche urtheilen läßt, alles ſehr zweckmäßig eingerichtet und geleitet.

Von hier fuhr ich nach den Waſſerwerken am Fluß Schuylkill, die einige Meilen von dem inneren Theile der Stadt entfernt ſind. Der durch einen Damm aufgeſtaute Fluß treibt mehrere große

Waſſerräder, und dieſe ſetzen Pumpen in Bewegung, durch welche ein auf einem nahen Hügel befindliches Baſſin mit Waſſer aus dem Fluſſe gefüllt wird. Von dieſem Baſſin, das in mehrere Behälter getheilt iſt, wird dann das Waſſer nach der Stadt geleitet; und die hohe Lage deſſelben erlaubt, daß das Waſſer bis in die oberſten Stockwerke der höchſten Häuſer gelangen, und davon jeder Bürger für einen geringen jährlichen Beitrag, nicht nur in ſeiner Küche und ſeinem Hofe, ſondern auch in jedem Zimmer ſeines Hauſes haben kann. Gewiß ein großer Vortheil, beſonders bei etwaigen Feuersbrünſten, die freilich in Philadelphia nicht ſo häufig ſind, als in New-York und Boſton. Die Einrichtung erſcheint als ſehr einfach, aber das Unternehmen iſt großartig. Früher wurden die Pumpen durch eine Dampfmaſchine getrieben, jetzt aber wird das Waſſer ſelbſt als bewegende Kraft benutzt.

Von hier aus fuhr ich nach dem Armenhauſe (Almshouse), das auf der anderen Seite des Fluſſes Schuylkill liegt. Die Wege waren in Folge des Thauwetters ſo grundlos, daß ich oft zweifelhaft war, ob die zwei Pferde im Stande ſein würden, weiter zu kommen. Das Armenhaus iſt ein ſehr ſtattliches Gebäude, das auf einem Hügel hinter dem Fluſſe liegt, und von wo man einen bedeutenden Theil der Stadt überſieht. Unter dem Namen des Armenhauſes begreift man mehrere Anſtalten, die in verſchiedene Gebäude vertheilt ſind. Das Ganze bildet ein Viereck. Im Vordertheil, der gegen die Stadt zugerichtet iſt, befindet ſich das eigentliche Armenhaus für die Männer, und die mit einem Portal und Säulen verzierte Mitte enthält die Wohnung des Aufſehers und mehrerer Beamten. Im Hintertheil des länglichen Viereckes iſt das Armenhaus für die Weiber; und in der Mitte wohnt die Aufſeherin mit ihren Untergeordneten. Außerdem befindet ſich hier die Kirche, und die Küche, wo mit Dampf gekocht wird. Im ſüdlichen Seitentheile, deſſen Bauart ſich dadurch unterſcheidet, daß an den beiden Ecken kleine Flügel angehängt ſind, befindet ſich das Krankenhaus und in deſſen Mitte der Operationsſaal, die Apotheke, die Haushaltung, Wohnungen u. ſ. w. Die eine Hälfte iſt für die Männer, die andere für die Weiber beſtimmt. — In den beiden Flügeln ſind die Irren untergebracht; und zwar im unteren Stockwerke die unheilbaren und veralteten Fälle, im oberen die friſcheren und mehr Hoffnung darbietenden. Jeder der Geiſteskranken hat

seine Zelle, die nicht sehr groß, aber doch ziemlich geräumig sind, und alle ein Fenster nach dem Gange und eines nach dem Freien zu haben. In jedem Stockwerk ist ein Eßzimmer und ein Wohnzimmer In letzterem sah ich mehrere Frauen mit Arbeiten beschäftigt; andere waren in ihren Zellen; mehrere maniacae saßen in Zwangsjacken und wütheten. Auf dem männlichen Flügel ist ein großer Saal zum Herumgehen bestimmt, wo ich ungefähr dreißig Kranke beisammen fand, die ziemlich ohne Aufsicht und ohne alle Beschäftigung waren.

Im nördlichen Seitentheile ist ein Arbeitshaus, wo arme Kranke nach ihrer Genesung für die Unkosten zwei bis sechs Wochen arbeiten müssen, und wohin liederliche Personen, Trunkenbolde u. s. w., welche die Polizei auf den Straßen ergriffen, gebracht und auf verschiedene Art beschäftigt werden. Es befindet sich hier eine Dampfmaschine, durch welche eine Mühle, und eine Spinnerei in Bewegung gesetzt werden.

Der von dem Viereck eingeschlossene Hof enthält ein mittleres Gebäude, das mit den vier, seinen vier Seiten entsprechenden Höfen, die durch Mauern von einander geschieden sind und ungefähr die Gestalt eines abgestumpften Kegels haben, durch Thüren in Verbindung steht. Ein Theil desselben dient als Waschhaus, ein anderer als Waarenhaus, wo auch die im Arbeitshause verfertigten Sachen zum Kaufe ausgestellt sind.

Merkwürdig ist die Scheidung zwischen weißen und schwarzen Bewohnern, die sich durch die ganze Anstalt erstreckt. Im Krankenhause sind die Neger mit den syphilitischen Kranken in das obere Stockwerk verlegt; im Armenhause nehmen sie den unteren Stock ein; nur bei den Irren fand ich diese Scheidung nicht; die Verrückten scheinen sich nicht viel um den Unterschied der Farbe zu bekümmern. Das Vorurtheil gegen die Schwarzen ist so groß, daß selbst in diesem Staate, wo die Sklaverei schon seit längerer Zeit abgeschafft ist, das Volk sich noch nicht hat gewähnen können, den Neger als Seinesgleichen zu betrachten. Die ganze Anstalt scheint unter strenger Aufsicht zu stehen. Zimmer, Betten, Gänge, Alles war sehr reinlich; Wasser befindet sich reichlich in allen Stockwerken. Ein Fehler der Anstalt ist, daß zu Vieles darin zusammen gedrängt ist, und so ein Theil dem anderen schadet. Die Reconvalescenten müssen ins Arbeitshaus, was ihnen oft gewiß nicht zuträglich ist, *und die Kranken lassen sich* nicht gern in ein Armenhaus aufneh-

men, deſſen Name einen üblen Eindruck macht. Wie die Studenten im Winter ſich zur Klinik dahin begeben können, wenn ſie nicht fahren, iſt mir unerklärlich, denn die Entfernung iſt beträchtlich und der Weg könnte nicht ſchlechter ſein. In der Stadt ſelbſt iſt ein anderes Spital, das ſchon länger beſteht und im Ganzen recht gut eingerichtet iſt; die Abtheilung für Geiſteskranke ſteht aber auch unter keiner ſorgfältigen Aufſicht. Weder dieſe noch die Irrenabtheilung draußen im Armenhauſe können ſich mit der Anſtalt in Boſton meſſen.

Sechzehntes Capitel.

Das größte Linienſchiff der Welt. Clubs. Muſikaliſche Geſellſchaften. Weibliche Wohlthätigkeit.

Man hatte mich ſeit meiner Ankunft in Philadelphia ſchon ſo oft gefragt, ob ich das große Linienſchiff geſehen hätte, daß ich mich endlich aufmachte, um es in Augenſchein zu nehmen. Die Navyyard iſt am Delavare gelegen, etwas unterhalb der Stadt, und das vielbeſprochene Linienſchiff liegt dort auf Klötzen unter einem großen hölzernen Hauſe. Sein Name iſt Penſylvania, und es ſoll das größte Schiff der Welt ſein. Es hat vier Kanonenverdecke und kann hundertſechzig Kanonen halten; eintauſendfünfhundert Mann ſind nöthig zur vollſtändigen Bemannung. Die außerordentliche Länge des Schiffes beträgt zweihundertſechzig Fuß, ſeine Breite vielleicht funfzig Fuß, ſo daß man ſich keinen beſſeren Tanzplatz denken könnte, als das obere Verdeck. Ich machte hier die Bemerkung, daß die Schiffe auf dem Lande immer größer als im Waſſer erſcheinen, vielleicht deßwegen, weil ſie ihre ganze Höhe zeigen und nicht von der unendlichen See umgeben ſind. Wenn ich mich nicht irre, ſo gibt es in den Vereinigten Staaten blos vier Kriegshafen, Norfolk, New-York, Boſton und Portsmouth, in welche dieß ungeheure Schiff einlaufen kann; an der ganzen ſüdlichen Küſte iſt kein Hafen, deſſen Eingang tief genug wäre, um es einzulaſſen. Mir ſcheint es daher nicht ſehr zweckmäßig, ſolche ungeheure Schiffe

zu bauen; aber der Stolz der Amerikaner fühlt sich dadurch geschmeichelt, wenn sie sagen können, sie besitzen das größte Kriegsschiff der Welt. Im Sommer bald nach meinem Besuche wurde es von Stapel gelassen, zu welchem Schauspiele sich Tausende von Zuschauern in Philadelphia eingefunden hatten, so daß der ganze Fluß mit Boten bedeckt war. Es wurde von hier nach Norfolk gebracht, um dort vollständig ausgerüstet zu werden; es geschah dieß auch schon wegen der geringen Tiefe des Flusses, gerade unterhalb Philadelphia, weswegen man sogar das leere Schiff durch Lichterschiffe aufheben mußte, um es nur aus dem Flusse wegzubringen.

Einen Abend brachte ich sehr angenehm zu in einer Männergesellschaft, einer Art von Club oder Kränzchen, deren Mitglieder sich alle acht Tage in dem Hause eines derselben versammeln. Man kommt um acht Uhr zusammen, unterhält sich ein wenig, und um neun Uhr setzt man sich zum Nachtessen. Das, an dem ich Theil nahm, war äußerst reichlich, so daß ich mich erkundigte, ob es denn in dieser Gesellschaft kein Gesetz gebe, wodurch Leckereien von der Tafel verbannt seien, wie es doch gewöhnlich in Gesellschaften der Art der Fall ist. Es hieß: Ja freilich, Wildpret sei nicht erlaubt und Champagner. Es waren ungefähr siebenzig Personen versammelt, die mir alle wohlgemuth und in guter Laune zu sein schienen; dem Nachtessen that man viele Ehre an, und gut war es, daß Alles in so reichem Maße vorhanden war. Außer diesem Club gibt es noch einen ähnlichen, älteren, der mehr Ruf hat, und den Namen des Stifters, eines Dr. Wistar trägt. Die Anzahl der Mitglieder ist geringer: um eintreten zu können, muß man (wenn ich mich nicht irre) Mitglied der amerikanischen philosophischen Gesellschaft sein. Leider konnte ich an der Zusammenkunft dieser Abendgesellschaft nicht Theil nehmen, weil ich meinen Aufenthalt in Philadelphia nicht so weit ausdehnen konnte. Die Damen sind natürlich mit diesen Männergesellschaften nicht zufrieden, die das gesellige Leben sehr schwierig machen, indem die Herren zwei Abende in der Woche darin zubringen; aber die Sache ist jetzt Mode in Philadelphia, und die Damen müssen Geduld haben, bis der Eifer dafür sich legt, was gewiß auch geschehen wird.

Die Bibliothek der amerikanischen philosophischen Gesellschaft hatte ich schon früher besucht. Der Bibliothekar John Vaughan, der *durch seinen Eifer und* seine Sorgfalt die Sammlung zu dem ge-

macht hat, was ſie iſt, war ſo gütig geweſen, mich zu einem Frühſtück zu laden, bei welchem ich Gelegenheit hatte, eine ſchon früher gemachte Bekanntſchaft mit Herrn Duponceau fortzuſetzen. Herr Duponceau, obgleich Franzoſe von Geburt, iſt jetzt einer der erſten engliſchen Philologen; er kam als Juriſt nach Amerika und iſt oft als ſolcher berathen worden, hat ſich aber mehr durch gelehrte Schriften, als durch juridiſche Beredtſamkeit bekannt gemacht. Bei einem erſten Beſuche, den ich ihm in ſeinem Hauſe machte, ſprachen wir über Medicin, und er war mit vielen mediciniſchen Schriftſtellern, meiſt aus der älteren Schule, bekannt. Die Morgenſtunden, die ich mit den beiden alten (ſchon mehr als ſiebenzigjährigen) Herren zubrachte, war mir ſehr angenehm und belehrend. Auch verdankte ich der Gefälligkeit des Herrn Vaughan viel. Ich mußte ihm meinen Reiſeplan mittheilen und meine Empfehlungsbriefe zeigen; er verſprach die ſich vorfindenden Lücken auszufüllen, und am nächſten Morgen ſchickte er mir zehn Briefe, denen ich die angenehmſten Bekanntſchaften in den ſpäter beſuchten Städten verdankte.

In Philadelphia wohnte ich der erſten muſikaliſchen Abendgeſellſchaft in Amerika bei. Die Zuſammenkünfte dieſer Geſellſchaft, in welcher ſich Liebhaber und Künſtler hören laſſen, wiederholen ſich alle acht Tage und werden abwechſelnd von zwei Damen angeordnet. Ich hörte ſehr guten Geſang und ausgezeichnetes Clavierſpiel, unter anderen auch eine Deutſche, Fräulein Oberſtolz aus Münſter, angeblich eine Schülerin von Hummel, die auf der Auswanderung nach dem Innern von Amerika begriffen war. Die Zimmer waren nicht zu voll, der Kreis mit liebenswürdigen und geſchmackvoll gekleideten Damen geziert, und der Ton ſehr angenehm und ungezwungen, ſo daß ich mich in einer europäiſchen Soirée zu befinden ſchien, und einige recht angenehme Stunden verbrachte.

Die Frauen in Philadelphia waren damals eifrig beſchäftigt mit weiblichen Arbeiten, deren Ertrag für die Blindenanſtalt beſtimmt war. Es ſollte eine Art Meſſe gebildet und Buden in einem großen Saale errichtet werden, in welchen mehrere Damen in eigener Perſon den Verkauf der von ihren Freundinnen gelieferten Arbeiten beſorgen wollten. Man erwartete natürlich, daß die Herren ſich zahlreich einfinden würden; man nahm ſich vor, die Preiſe ſehr hoch zu ſtellen und hoffte, daß die Herren aus Höflichkeit und aus Großmuth ſich dieſelben gefallen laſſen und reichlich einkaufen würden. Wie ich

ſpäter hörte, hat der Erfolg die Erwartungen übertroffen, und die Blindenanſtalt durch die Hand-Arbeiten der ſchönen Philadelphierinnen eine bedeutende Unterſtützung erhalten.

Siebenzehntes Capitel.

Abreiſe von Philadelphia. Ankunft in Baltimore.

Obgleich ich mich in Philadelphia ſehr wohl befand und gut aufgenommen war, konnte ich doch nicht länger bleiben; denn ich eilte nach Washington, wo der Congreß verſammelt war, und hatte ein ſchwieriges Stück Weg bis dahin zurückzulegen. Der gewöhnliche Weg nach Baltimore, wohin mich die Reiſe zuerſt führte, war mir verſchloſſen, da der Fluß Delaware noch nicht gangbar war. Man geht nehmlich auf dem Dampfſchiffe den Delaware hinunter bis New-Caſtle; hier benutzt man eine Eiſenbahn, um funfzehn Meilen zurückzulegen, bis in eine Bucht der Cheſapeake-Bai, und von hieraus macht man den Reſt des Weges wieder in einem Dampfſchiffe. Es ſind hundertundfünfzehn Meilen nach Baltimore, die man im Sommer in neun Stunden macht. Den Tag vor meiner Abreiſe ging der Fluß auf, und ich erkundigte mich auf dem Bureau der Dampfſchiffe, ob nicht vielleicht bald die Fahrt möglich ſei; ich hörte aber, die Cheſapeake-Bai ſei noch nicht offen und vor drei bis vier Tagen werde wohl der Waſſerweg noch nicht gebraucht werden können. Ich war alſo auf den Landweg gewieſen. Dieſer iſt im Winter, wenn es Schlittenbahn gibt und die Wege wenigſtens hart gefroren ſind, erträglich; das Frühjahr dagegen iſt die ungünſtigſte Jahreszeit für eine Reiſe der Art. Trotz der argen Beſchreibung, die man mir davon machte, wählte ich den Landweg. Ich zog das Gewiſſe dem Ungewiſſen vor; denn es hätte ja wieder Froſt eintreten können, ſo daß die Waſſerfahrt bei der Menge des Treibeiſes auf dem Fluſſe wieder unmöglich geworden wäre.

Den vierundzwanzigſten Februar um fünf Uhr Morgens verließ ich Philadelphia. So lange der Poſtwagen noch auf dem Pfla-

ſter raſſelte, konnte man ſich der Täuſchung überlaſſen, daß es noch ziemlich gut gehen werde; aber bald kamen wir auf die Landſtraße, und von da an ging es ſchwerfällig und langſam vorwärts; ſelten daß ſich unſere Pferde zu einem Trott verſtanden. Ich hatte vier Reiſegeſellſchafter, über die ich anfangs, da nicht viel geſprochen wurde, keine ſicheren Vermuthungen hatte; aber ſchon kurz nach dem Frühſtück gaben ſich die Leute größtentheils zu erkennen. Mit mir auf derſelben Bank ſaß ein Schiffscapitain; gegenüber ein Fleiſcher aus New-York; in der vierten Ecke ein Gutsbeſitzer aus der Umgegend; den mittleren Sitz hatte ein ſchlafliebendes Individuum eingenommen, das ſich ſelten in einem nicht ſchlafenden Zuſtande befand, und auch ſelten ſich herabließ, ein Wort zu ſagen. Die Unterhaltung drehte ſich um Handel und Politik; und obgleich die Leute nicht zu den wohlunterrichteten Claſſen gehörten, ſo intereſſirte es mich doch, ihre Anſichten und Aeußerungen zu vernehmen. Es hatte damals in New-York ein Mehlaufruhr Statt gefunden, d. h. man hatte einem Mehlhändler ſeine Bude geſtürmt und das Mehl auf die Straße geſtreut. Der Pöbel behauptete nehmlich, der hohe Preis dieſes ſo nöthigen Artikels ſei durch die Speculationen der Mehlhändler herbeigeführt worden, und wollte ſich durch dieſen Gewaltſtreich an einem dieſer verhaßten Menſchen rächen. Der Fleiſcher war doch ſo vernünftig einzuſehen, daß der hohe Mehl-Preis nicht blos durch die Speculationen einzelner Händler herbeigeführt worden ſei, und ſchloß daraus, daß man nach Europa für Korn geſchickt habe, auf einen Mangel. An einigen Orten in Neuengland war die Meinung, daß die Theurung des Mehls und auch der Kohlen durch Speculation herbeigeführt werde, ſo herrſchend, daß ſich Geſellſchaften bildeten, deren Mitglieder ſich verpflichteten, in ihren Häuſern weder Mehl noch Kohlen mehr zu verbrauchen, ſondern ſich mit Holz, Kartoffeln und Welſchkorn zu begnügen. Was es übrigens möglich macht, daß ſelbſt Bauern bei ſolchen Theuerungen leiden, iſt die Gewohnheit, die ſie haben, alles ihr Getreide im Herbſt zu verkaufen, wodurch ſie genöthigt ſind, das Mehl von Händlern zu nehmen, und haben ſie auch Frucht behalten, ſo findet ſich vielleicht keine Mühle in der Nähe, wo ſie ihr Korn könnten mahlen laſſen, indem es deren wenige gibt und die vorhandenen großen Anſtalten ſich meiſt in den Händen der Speculanten befinden. Aus dieſem Grunde iſt es allerdings möglich, daß wenn nicht hinreichend Getreide

vorhanden iſt, die Großhändler es in ihrer Gewalt haben, den Preis des Mehls weit hinaufzuſchrauben. Durch ſolche Geſpräche verkürzten wir uns den Weg. Der Gutsbeſitzer mußte übrigens viel von dem Fleiſcher leiden, der ihm mit Bemerkungen über Land und Straßen hart zuſetzte; denn alle Augenblicke hieß es: „Aber bei uns hat man beſſere Pferde, kein ſo armes Land!" Wir ſuchten ihn auch über ſeine politiſchen Grundſätze auszuforſchen: wir hielten ihn nehmlich für einen Van Buren Mann (ſo heißt man die Anhänger von Jackſon oder Van Buren); aber er wollte nicht mit der Sprache herausrücken, und der arme Mann mochte froh ſein, als wir an ſeinem Hauſe hielten.

Wir waren jetzt nur noch vier. Der ſchlafende Mann hatte ſein Incognito noch immer beibehalten und erſt am Abend, als ich mich als Dr. Med. eingeführt hatte, theilte er uns mit, daß er ein Schuhhändler von Lynn in Maſſachuſetts ſei, welcher Ort, wie meine Leſer ſich erinnern, mir bekannt geworden war. Der Mann wurde mir nach Ablegung ſeines Incognito nicht gerade angenehmer; er hatte nicht die natürliche offene Derbheit der beiden Andern und doch nicht die Höflichkeit eines Gebildeten; ich kam übrigens wenig mit ihm in Berührung und hielt mich meiſtens an die beiden Andern. Die ſchlechten Wege leiteten unſer Geſpräch auf das Umwerfen. Der Fleiſcher behauptete, große Erfahrungen darin zu haben, und verſicherte uns, wir würden gewiß auch auf dieſem Wege Gelegenheit haben, damit Bekanntſchaft zu machen. Der Seecapitain fand das Stoßen und Schwanken des Wagens ziemlich ſtark und meinte, es erinnere ihn an einen Sturm zur See; aber er ſaß in ſeiner Ecke wie angenagelt, während ich manchmal trotz aller Vorſicht von meinem Sitze aufgeworfen wurde und einmal beinahe meinem Fleiſcher in die Arme gefallen wäre. Wir lachten recht herzlich bei ſolchen Gelegenheiten; zum Umwerfen aber kam es nicht, und obgleich wir einige Mal ſo nahe daran waren, daß wir alle Vier anfingen, uns darauf vorzubereiten, ſo kamen wir doch immer mit dem Schrecken davon. Meine zwei Freunde erwieſen ſich als ſtarke Trinker, und ließen keinen Branntweinladen, deren es übrigens nicht ſehr viele gab, vorübergehen, ohne ſich mit dem vorhandenen Vorrathe bekannt zu machen. Zu ihrem Unglück kamen wir in eine Mäßigkeits-Grafſchaft; aber ſie waren gewarnt worden und hatte eine Flaſche Wach*holderbranntwein* (gin) und Zucker mit ſich genommen. Waſſer hoff-

ten ſie überall zu finden. Sie wollten mich auch verleiten gegen die Mäßigkeit zu handeln; aber was ſie mir anboten, war ſo ſchlecht, daß ich es vorzog, der ſchönen Tugend treu zu bleiben. In einer ſolchen Grafſchaft nehmlich beſchließt die Mehrzahl der Einwohner, daß kein Wirth patentirt werden darf, mit der Erlaubniß hitzige Getränke zu verkaufen; der Apotheker höchſtens darf Wein halten, und ſo findet man vielleicht auf mehrere Stunden im Umkreis kein Haus, wo Branntwein oder Wein ausgeſchenkt würde.

Was übrigens Jemandem, der gewohnt iſt mit einem guten Biſſen auch ein gutes Glas Wein zu verbinden, noch unangenehmer vorkommen muß, als ein ſolcher Mangel an Schenkhäuſern, iſt ein Mittagseſſen bei einem Mäßigkeits-Mann, der ſeinen Gäſten ein prächtiges Eſſen vorſetzt, aber keinen Wein gibt. Ein ſolches Mäßigkeits-Gaſtmahl erinnert mich an eine homöopathiſche Mahlzeit, der ich einſt auf einer Reiſe in Deutſchland bei einer Familie, welche die Homöopathie auch in die Küche eingeführt hatte, beiwohnte, aber glücklicher Weiſe damit verſchont wurde. Denn da man von einem allopathiſchen Dr. Med. vermuthen konnte, daß er ſo wenig homöopathiſche Gerichte als Arzeneien liebe, ſo war man ſo nachſichtsvoll, mich beſonders mit allopathiſchen Gerichten zu bedienen. Aber ſo etwas geſchieht nicht bei den Mäßigkeits-Männern in Amerika. Man kann nichts dagegen haben, wenn Leute den Entſchluß faſſen, weder Wein noch Branntwein zu trinken; aber wenn ſie Gäſte einladen, ſo ſollen ſie ihnen vorſetzen, was dieſe gut finden, und ſie nicht wider ihren Willen mäßig zu ſein zwingen. Es zeigt ſich übrigens in dieſem Falle, wie in ſo vielen andern, daß dem Buchſtaben nach in Nord-Amerika vollkommene Freiheit herrſcht, aber im geſelligen und politiſchen Leben die Freiheit der Einzelnen oft beſchränkt iſt, und die Menge einen gewiſſen Despotismus ausübt.

Unſer Mittagseſſen war mittelmäßig. Das Mädchen, das uns aufwartete, ſetzte ſich, wenn ſie nichts zu thun hatte, auf einen Stuhl, und unterhielt ſich mit Leſen eines Romans. Ich fand dieß höchſt auffallend: eine deutſche Kellnerin würde ſo etwas nicht thun dürfen, und auch gar keine Luſt dazu fühlen; bei den übrigen Gäſten indeſſen erregte es gar kein Aufſehen. Beim Nachteſſen waren wir glücklicher, wir hielten in dem Hauſe eines Quäkers, der uns als ein Mäßigkeits-Mann keinen Branntwein geben konnte, dafür aber ein gutes Nachteſſen und excellenten Thee aufſtellte. Er gab übrigens

mit Vergnügen Gläſer her, um von dem mitgebrachten gin Gebrauch machen zu können, und lachte recht herzlich über die Vorſicht der beiden Trinker. Es waren die erſten Quäker, mit denen ich in Berührung kam. Ihr Du, ihr freundliches Benehmen, worin ſich durchaus nichts Herbes und Finſteres zeigte, und die in ihren offenen Zügen ſich ausſprechende Gutmüthigkeit erweckte bei mir eine vortheilhafte Meinung von dieſer Secte. Die alte Mutter beſonders war freundlich bemüht, uns zu unſerer Zufriedenheit zu bedienen.

Die Nacht hindurch bis drei Uhr Morgens legten wir mit Angſt und Noth dreizehn Meilen zurück. Der grundloſe Weg war gefroren, aber nicht feſt genug, um die Pferde und den Wagen zu tragen: die armen Thiere ſanken daher immer ein, und konnten manchmal kaum fortkommen. Zum Glück hatte uns der Quäker gute Pferde gegeben, und ſo gelangten wir endlich nach Port Depoſit, einem kleinen Städtchen am Susquehannah, mit einem Hafen, wo größere Schiffe, die nicht weiter den Fluß hinaufgehen können, abladen; daher der Name. Hier erhielten wir den tröſtlichen Beſcheid, die Pferde ſeien zu ſchlecht, um uns mit der ſchweren Kutſche über den Berg nach Bellair bringen zu können. Der Wirth benahm ſich ſehr gleichgültig bei unſerer Verlegenheit. Ich ſagte ihm meine Meinung ziemlich derb; er hörte mich ganz gelaſſen an, rührte ſich aber nicht: die Sache ging ihn freilich nicht viel an. Wir faßten endlich den Entſchluß zu reiten. Der Schuhhändler, welcher erklärte, er habe noch nie auf einem Pferde geſeſſen, wurde mit dem Gepäck auf ein Wägelchen geladen, das der Kutſcher unterdeſſen herbeigeſchafft hatte, und für uns übrige drei wurden drei Pferde geſattelt, ſo daß wir gegen vier Uhr endlich wieder reiſefertig waren. Der Morgen war ſchön, obgleich kühl. Wir mußten den Fluß auf einer langen bedeckten Brücke paſſiren. Der Schließer derſelben war ziemlich überraſcht, als wir ihm die Poſtkutſche zu Pferd ankündigten; er wollte uns nehmlich Brückengeld abfordern, wir erklärten ihm aber, daß wir eigentlich die Poſtkutſche ſeien, und ſo ließ er uns durch. Es war noch Dämmerung, als wir das Flußthal verließen; ſo wie wir auf die Höhe kamen, fing es an zu tagen, und bald kam auch die Sonne hervor, die uns erwärmte. Die Wege waren ſehr ſchlecht, ſo daß wir oft die Wieſen neben dem Wege benutzten, um ein wenig ſchneller reiten zu können. Bei einem Wettrennen der Art *wäre es mir* beinahe ſchlecht gegangen. Der Sattel rutſchte, ich

hielt mich am Halſe des Pferdes, ſprang aus dem Sattel und kam zum Glück mit den Füßen auf die Erde, ſo daß ich das Pferd halten konnte; das Wiederaufſteigen aber wurde mir beinahe unmöglich, da das wildgewordene Pferd nicht halten wollte, und der lockere Sattel mir nicht erlaubte, in den Steigbügel zu treten. Es dauerte einige Zeit, ehe ich wieder zu Pferde ſaß, und meinen Begleitern nachreiten konnte. Die neun Meilen bis zum Frühſtück, auf den ſchlechten Wegen, wo die Pferde meiſtens tief einſanken, hatten uns ziemlich Appetit gemacht, und wir waren recht froh über den Anblick des Wirthshauſes. Unſer Schuhhändler, dem wir einen bedeutenden Vorſprung abgewonnen hatten, kam denn auch endlich an. Er klagte ſehr über den harten Sitz auf dem Wägelchen und die erlittene Kälte, und beneidete uns wegen des beſſern Looſes, das wir gezogen hätten, das denn doch nicht beneidenswerth war. Das Frühſtück war ſehr gut, und ich ſprach ihm tüchtig zu im Vorgefühl, daß uns kein Mittageſſen zu Theil werden würde. Eine alte Frau mit einer Brille ſchenkte uns Caffee ein, und eine Sklavin, welche uns Brod u. ſ. w. herumreichte, erinnerte uns, daß wir im Staate Maryland waren, wo Sklaverei Statt findet. Die übrigen ſechs Meilen nach Bellair wurden ſehr raſch zurückgelegt, indem die Wege etwas beſſer waren. Die funfzehn Meilen auf den ſchlechten Pferden hatten uns tüchtig mitgenommen, und wir waren daher zufrieden, die Sättel mit einem alten Kaſten zu vertauſchen, den man uns unter dem Namen einer leichten Chaiſe angeprieſen hatte. Die Sitze waren von einer für uns unglückliche Reiter faſt unerträglichen Härte; das Verdeck, das dem Wind ungehinderten Zugang von und nach allen Seiten geſtattete, war ſo gut als nicht vorhanden; der Rückſitz fand ſich in einem Zuſtand, der für ſeine Dauer Beſorgniß erregte; die Thüren waren zugebunden, wahrſcheinlich um das Oeffnen und Schließen zu erſparen: mit einem Wort, es war ein Prachtexemplar eines Rumpelkaſtens. Die Pferde waren gut, und der Kutſcher ſuchte die verlorene Zeit einzubringen; dabei aber wurden wir auf eine fürchterliche Weiſe umher geworfen. In dem nächſten Dorfe erhielten wir eine beſſere Kutſche, aber ſchlechtere Pferde; und vielleicht wären wir doch denſelben Abend nicht nach Baltimore gekommen, wenn wir nicht dem Eigenthümer mit zurückkommenden Pferden begegnet wären, mit deſſen Hülfe wir unſere Kutſche gegen einen vierrädrigen Karren vertauſchten. Nun ging

mit einem von gin angefeuerten Kutſcher, in raſchem Trabe oder Galopp durch den Schlamm hindurch, ſo daß wir, als wir bei einem Wirthshauſe an der Straße hielten, buchſtäblich mit Koth bedeckt waren. Auf der Chauſſée, die wir nun erreicht hatten, und wo wir wieder in die Kutſche ſtiegen, die mit anderen Pferden leer nachgeſchickt worden war, ging es beſſer, und etwas vor fünf Uhr langten wir in Baltimore, der Hauptſtadt des Staates Maryland an. Da wir von einer kleinen Höhe zur Stadt hinunterkamen, ſo konnten wir einen ziemlichen Theil derſelben überſehen, und ich war überraſcht ſie ſo groß zu finden. Eine Stunde nach unſerer Ankunft kam das Dampfſchiff mit Paſſagieren von Philadelphia an. Mir that es ſehr leid, nicht gewußt zu haben, daß es ſo bald abgehen würde. Ich hätte ſo noch einen Tag in Philadelphia bleiben können, und würde eine bequeme und angenehme Ueberfahrt gehabt haben, ſtatt der Mühſeligkeiten und Anſtrengungen des Landweges, auf dem wir ſechsunddreißig Stunden Zeit gebraucht hatten, um hundert Meilen zurückzulegen. Den Gewinn habe ich davon, daß ich vor vielen Reiſenden Erfahrungen im Poſtfuhrweſen Amerika's voraus habe.

Achtzehntes Capitel.

Baltimore. Die Kathedrale. Katholiſche Predigt. Die Washington-Säule. Der Telegraph. Oeffentliche Anſtalten. Schönheit der Frauen.

Da ich gerade einen Sonntag in Baltimore zubrachte, ſo verſäumte ich nicht, in die katholiſche Kirche zu gehen. Maryland iſt nehmlich einer der Hauptſitze des Katholicismus in den Vereinigten Staaten außer Louiſiana. Die erſten Anſiedler waren Katholiken und ſeit der Zeit hat die katholiſche Religion immer viel Anhänger in dieſem Staate gezählt. Baltimore iſt der Sitz des Erzbiſchofs. Die Kathedrale iſt ziemlich einfach aus Quadern aufgeführt, zeichnet ſich aber vortheilhaft vor den gewöhnlichen amerikaniſchen Kirchen aus, die eher den Namen von Betſälen verdienen. Ueber dem Haupteingang ſollen ſich dem Plane nach zwei Thürme erheben, von denen *aber erſt einer* ſteht. Das Chor hat die Form eines achtſeitigen

Prismas und iſt mit einer Kuppel gedeckt. Das Innere und Aeußere der Kirche zeigt, daß das Bau-Unternehmen die Kräfte der Gemeinde überſteigt; Alles iſt erſt halb vollendet. Im Innern findet ſich wenig Ausſchmückung; die Altäre zeichnen ſich durch große Einfachheit aus; neben der Hauptthüre ſind zwei Bilder, wovon das eine, eine Abnahme vom Kreuze von Guerin, von Ludwig dem XVIII. geſchenkt worden iſt. Ich war während der Meſſe hereingekommen, und ſetzte mich zuerſt hinten auf eine Bank neben einen Neger; aber um mich den Sängern mehr zu nähern, ſtellte ich mich in einen der Gänge; freilich bemerkte ich einen Anſchlag, durch welchen die eintretenden Nichtkatholiken eingeladen wurden, die in den katholiſchen Kirchen üblichen Förmlichkeiten zu beobachten; aber ich hatte keine Luſt auf den Steinboden niederzuknien und blieb daher an eine Säule gelehnt ſtehen. Da kam ein Kirchendiener auf mich zu, und ich erwartete wenigſtens aus der Kirche gewieſen zu werden; aber nein, er winkte mir und wies mir einen Platz in einem der benachbarten Kirchenſtühle an, wo ich mich niederſetzen konnte. Der von der Orgel trefflich begleitete Geſang, den beſonders eine herrliche, weibliche Soloſtimme verſchönerte, war ſo gut, wie ich lange keinen in einer Kirche gehört hatte. In den proteſtantiſchen Kirchen Amerika's mit Ausnahme vielleicht der deutſchen wird nie von der Gemeinde, ſondern blos von einem Chor geſungen, der aber oft nicht viele gute Stimmen hat und meiſt zu ſchwach beſetzt iſt. — Die Predigt fand ich ſehr merkwürdig: ſie enthielt ſo gar nichts von den katholiſchen Lehrſätzen und Eigenthümlichkeiten, daß ſie gewiß in Spanien für lutheriſch gegolten haben würde. Von der Jungfrau Maria und den Heiligen, von guten Werken, Beichte u. dgl. war keine Rede; der Prediger ſagte unter Anderm: „Salvation is only for those, who persevere in discharging their duties.“ (Erlöſung iſt blos für diejenigen, die in der Erfüllung ihrer Pflichten verharren.) Im nördlicheren Theile der Vereinigten Staaten, wo es ſehr wenige Katholiken gibt, hat man eine übertriebene Furcht vor denſelben; man denkt ſich alle als Jeſuiten und geſchworene Feinde der Republik, und glaubt, ihr einziges Beſtreben gehe dahin, dieſe umzuſtürzen und in ein Königreich zu verwandeln. Vor ungefähr zwei Jahren fand unter dem gemeinen Volke eine große Aufregung gegen den Katholicismus Statt, die ſich noch jetzt nicht ganz gelegt hat. Aber ſelbſt gebildete Leute theilen dieſe unvernünftige Furcht. Vielleicht liegt darin der

Grund, warum die Katholiken sich scheuen, mit allen ihren Principien hervorzutreten: sie fürchten zu viel Aufsehen dadurch zu erregen und es mit der Menge ganz zu verderben.

Nach dem Gottesdienst stieg ich auf die Washington-Säule, ein Denkmahl zu Ehren dieses großen Mannes errichtet. Die Säule besteht aus weißem Kalkstein, ist ungefähr hundert Fuß hoch, ragt aber, da sie auf einem kleinen Hügel steht, und ein ziemlich hohes Fußgestell hat, weit über alle sie umgebenden Gebäude hervor, und endet in eine viereckige Gallerie, die eine Halbkugel umgibt, auf welcher die Bildsäule von Washington steht. Die Aussicht von der Gallerie ist sehr belohnend; man übersieht die ganze Stadt und deren Umgegend, den Hafen mit seinen vielen Schiffen, die Landhäuser mit ihren freundlichen Gärten und Gebüschen, wohin sich die reicheren Einwohner im Sommer zurückziehen. Nach dem Mittagsessen machte ich einen Spaziergang und kam zuerst nach dem Telegraphen, der dazu benutzt wird, die Ankunft von Schiffen in der Chesapeake-Bai in Baltimore anzuzeigen. Er steht auf einem Hügel am Wasser der Stadt gegenüber, und von da aus muß in günstiger Jahreszeit die Aussicht recht malerisch sein. Ich wunderte mich über die Menge der Dampfschiffe, deren ich wohl funfzehn im Hafen bemerkte. Von hier aus ging ich nach dem Fort, das auf der Spitze der Landzunge liegt, welche die beiden Arme des Patapsco trennt (des Flusses, der sich bei Baltimore ins Meer ergießt). Der Eingang von der Chesapeake-Bai in den Arm, an welchem Baltimore liegt, ist äußerst schmal, und zu meiner Verwunderung fand ich ihn mit Eis geschlossen, während alles übrige Wasser davon vollkommen frei war. Ein Lustboot, das wahrscheinlich auf einer Spazierfahrt gewesen war, drängte sich mühsam durch das Eis, und ich weiß nicht, ob es ihm geglückt ist, oder ob es hat warten müssen, bis die Fluth, der Wind oder ein Dampfschiff den Eis-Schlagbaum (es war wie ein schmaler Streif) durchbrochen und ihm den Weg gebahnt habe. Die Thore und Wälle des Forts waren alle offen, von Soldaten Niemand zu sehen, so daß ich ungehindert nach allen Richtungen hingehen konnte; übrigens Alles in guter Ordnung. Dem Fort gegenüber liegt ein Leuchtthurm auf einer ähnlichen niedrigen Küste. Da der lettige Boden halbgefroren und halbaufgethaut, und es nicht sehr angenehm zum Gehen war, kehrte ich ziemlich ermüdet von meinem Ausfluge zurück.

Baltimore hat ſich in neuerer Zeit ſehr gehoben, und ſeine Bevölkerung in den letzten Jahren raſch zugenommen, ſo daß beinahe alle Straßen aus neugebauten Häuſern beſtehen.

Es gibt hier zwei mediciniſche Schulen. Die eine erſt kürzlich geſtiftete, war noch nicht im Gange, wenigſtens befanden ſich noch keine Studenten da; die andere, die ſchon längere Zeit beſteht und den Namen Maryland-Univerſität führt, hat ziemlich abgenommen, ſeit zwei der beſten Lehrer an eine Schule nach Philadelphia berufen worden ſind. Mit der letzteren iſt ein kleines niedliches Spital von ungefähr funfzig Betten verbunden, worin die Clinik für die Studenten gehalten wird. Eine intereſſante Anſtalt iſt das Staats-Spital (state hospital), das früher in den Händen von Privatleuten war, jetzt aber von dem Staate übernommen iſt. Es wird beinahe ganz als Irrenanſtalt benutzt, und die Anzahl der Kranken war damals ſehr gering, wovon vielleicht das hohe Koſtgeld Schuld iſt. Die Gebäulichkeiten ſind ſehr zweckmäßig und gut erhalten. Ich machte auch einen Beſuch im naturhiſtoriſchen Muſeum, das mich durch ſeinen Reichthum überraſchte: namentlich iſt die Sammlung der Vögel ſehr zahlreich. Das Sehenswertheſte iſt aber das Skelett eines Mammouth — Mastodon giganteum —, das, wenn ich mich recht erinnere, in Ohio gefunden worden iſt.

Das Gefängniß in Baltimore iſt ſo ziemlich nach der Anſtalt in Auburn eingerichtet, in manchen Punkten hat man ſich jedoch Veränderungen erlaubt, die mir nicht gerade zweckmäßig erſchienen. Man hat z. B. die Zellen nicht Rücken an Rücken, ſondern in zwei abgeſonderten Reihen gebaut, welche eine Gallerie trennt, auf die ſich die Thüren öffnen. Die Zellen haben Fenſter, die nach dem Freien gehen, und in den oberen Stockwerken können die Gefangenen über die äußere Mauer nach der Stadt wegſehen. Daſſelbe iſt auch im oberen Stock des Arbeitshauſes der Fall. Außerdem eſſen die Gefangenen gemeinſchaftlich in einem Speiſeſaal, und ſehen ſich in der Kirche. Auch hier findet eine Trennung zwiſchen Schwarzen und Weißen Statt: für erſtere ſind beſondere Zellen und beſondere Arbeitszimmer beſtimmt. Der Ertrag der durch die Gefangenen gefertigten Arbeiten iſt ſo bedeutend, daß nicht nur die laufenden Ausgaben gedeckt werden, ſondern auch ein großer Theil der neuen Bauten dadurch beſtritten wird. Die Ausgaben betrugen für das Jahr 1836 vierzigtauſend Thaler, die Einnahme einundfunfzigtauſend

Thaler; es konnten daher eilftausend auf den Bau des neuen Arbeitshauses verwendet werden. Auf diese Art bauen sich die Gefangenen gleichsam ihr eigenes Gefängniß.

Baltimore ist wegen seiner schönen Frauen berühmt; aber das neidische Glück gestattete mir wenig Gelegenheit, mich von der Wahrheit dieses Rufes zu überzeugen. Obgleich die eleganten Amerikanerinnen sich oft auf den Straßen zeigen, so hängt es doch bei einem kurzen Aufenthalt vom Zufall ab, ob man gerade den Schönen begegnet. Gern hätte ich mich in dieser interessanten Stadt länger umgesehen, aber es drängte mich nach Washington zu kommen.

Neunzehntes Capitel.

Abreise nach Washington. Die Gegend bis dahin, Ankunft daselbst. Nächtliche Sitzung des Congresses. Die Bauart der Stadt. Das Capitol.

Ich verließ Baltimore den 27. Februar Nachmittag. Die vierzig Meilen nach Washington legte ich auf einer Eisenbahn in zwei und einer halben Stunde zurück; der Preis war zwei und ein halber Thaler. Die Gegend, durch die ich kam, war trübselig, und das Wetter so düster und nebelig, daß Alles noch viel trüber aussah. Der Weg führte beinahe fortwährend durch eine sandige Gegend, die weiter nichts trägt als ein erbärmliches Nadelholz, eine Wachholderart (Juniperus virginiana): diese Bäume sehen alle aus, als wenn sie in Trauer wären. Ein Theil des Landes ist wohl durch Tabackbau ausgesogen worden, aber die atlantische Meeresküste in den südlichen Staaten besteht oft, bis auf hundert Meilen ins Innere hinein, aus magerem Sandland; und wo kein Sand ist, da sind Sümpfe. Der einzige interessante Punkt auf dem ganzen Wege ist eine Brücke, die sich in der Nähe des Scheide-Punktes der nach Washington und der nach Harper's ferry am Potomac gehenden Eisenbahn befindet. Der Bau ist kühn: unten in bedeutender Tiefe strömt der Fluß, der sich in vielen Windungen durch ein malerisches Thal hindurch drängt, wovon man auf der Brücke einen Theil übersieht.

Es war Nacht, als wir nach Washington kamen. Das Capitol ragte, beleuchtet, einsam auf einem Hügel hervor. Schon waren wir an einzelnen Häusern vorbeigekommen, dann folgte aber wieder eine Strecke Feld; denn Washington ist eine Zusammensetzung von Feld und Häusern. Im Gasthof fand ich keinen Platz, und mußte mich glücklich schätzen in einem Kosthause, wohin mich der Zufall führte, ein Zimmer zu finden. Denn die Anzahl der Fremden, die sich wegen der am 4. März bevorstehenden Einsetzung des neuen Präsidenten in Washington zusammengedrängt hatten, war sehr bedeutend. Für ein Zimmer im ersten Stock bezahlte ich mit Kost und Feuer täglich 2 Thaler, während ich mich auf einen doppelt so starken Preis gefaßt gemacht hatte. Die Gesellschaft im Hause war nicht ausgesucht, aber doch ziemlich interessant; sie bestand meistens nur aus Mitgliedern des unteren Hauses, von denen mehrere ihre Frauen mit sich hatten. Mir war es sehr angenehm mit diesen Herren bekannt zu werden, da ich auf diese Art immer erfahren konnte, was in den beiden Häusern vorging. Schon in den ersten Stunden nach meiner Ankunft begab ich mich nach dem Capitol, wo der Congreß, dessen Sitzungen der vielen Geschäfte wegen auch des Nachts Statt fanden, versammelt war; und so wohnte ich zum ersten Mal der gesetzgebenden Versammlnng der Vereinigten Staaten in einer Abendstunde bei. Von der Reise ermüdet, blieb ich nicht lange dort, obgleich die Sitzung beinahe bis zum nächsten Morgen dauerte. Es sollten noch so viele Sachen zu Ende gebracht werden; denn mit dem Schlusse der Regierung des bisherigen Präsidenten mußte auch der bisherige Congreß, dessen Mitglieder zu der Zeit alle austreten, seine Geschäfte erledigen.

Meine erste Bekanntschaft mit Washington hatte ich bei Nacht gemacht; neugierig stand ich daher frühe am Morgen auf, um die Stadt bei Tage in Augenschein zu nehmen, obgleich ich sie von meinem Zimmer aus, das nach der Pensylvania-avenue, der Hauptstraße zu ging, so ziemlich ganz übersehen konnte. Die Stadt ist regelmäßig angelegt, aber nach einem riesenmäßigen Maßstabe, und wird wohl nie das werden, wozu sie bestimmt worden ist. Die Straßen sind gerade, und schneiden sich im rechten Winkel; der Fluß Potomac bildet zum Theil die eine Grenze der Stadt, die gleich einem Parallelogram sich längs demselben hinzieht. Die Hauptpunkte derselben sind durch sogenannte Avenüen in Verbindung gebracht wor-

den, die zum Theil gleichsam als Radien vom Capitol auslaufen und die Straßen in spitzen Winkeln schneiden. Sie würden gewiß den guten Eindruck vernichten, den sonst die regelmäßige Form möchte hervorgebracht haben; zum Glück aber kann man aus dem Ausgeführten den Plan noch nicht entziffern, und es liegt noch Alles so ziemlich im Dunkeln. Die oben erwähnte Straße Pensylvania-avenue zieht sich vom Capitol bis zum weißen Hause, der Wohnung des Präsidenten, welche ungefähr fünfundzwanzig Minuten von einander entfernt sind: sie ist auf beiden Seiten beinahe ganz mit Häusern besetzt, und bietet einen recht guten Anblick dar; aber weder das Capitol, noch das weiße Haus machen Front gegen dieselbe, was gewiß zu ihrer Verschönerung würde beigetragen haben. Um das weiße Haus herum befinden sich die Wohnungen der Minister und Beamten, auch viele der Gesandten haben ihre Häuser in der Nähe, und auf diese Art hat sich im imaginären großen Washington eine kleine Stadt gebildet, die ungefähr achttausend Einwohner hat. Um das Capitol herum, besonders nach hinten zu, gibt es auch eine Gruppe Häuser, wo unter Anderen der Expräsident Adams seine Wohnung hat. Am Flusse liegt die Schiffswerfte, um welche herum auch wieder eine Partie Häuser zerstreut sind. Noch wird von Manchen ein kleines Städtchen Georgetown, das aber eigentlich ganz getrennt ist, zu Washington zugezählt. Alle diese vier Punkte zusammen genommen, mag Washington ungefähr zwanzigtausend Seelen zählen. Die Stadt ist Sitz der Centralregierung und liegt in dem District Columbia, der, um die Unabhängigkeit der Regierung zu sichern, unmittelbar unter die Aufsicht des Congresses gestellt worden ist. Bei der Gründung der Stadt hoffte man, daß sich ein bedeutender Handel dahin ziehen würde; aber die Lage ist gar nicht dazu passend, und bis jetzt hat sich derselbe noch nicht eingefunden. Eben so unzweckmäßig, wie die Anlegung der Stadt selbst, muß man die der Schiffswerfte finden; denn der Fluß Potomac ist an vielen Stellen unterhalb so seicht, daß er nicht mehr als acht Fuß Wasser hat und gar keine Kriegsschiffe den Fluß hinaufgehen können: man sieht also nicht ein, wozu die Werfte bestimmt ist.

Das Capitol liegt auf einem Hügel, zu welchem von vorn her eine hübsche Treppe hinaufführt. Es ist aus einem gelblichen Kalksteine erbaut, dessen Farbe einen sehr gefälligen Eindruck macht, und bildet ein längliches Viereck, das mit drei Kuppeln versehen ist,

die zur Erleuchtung der Säle dienen. Es ruht auf einem sehr massiven Unterbau, dessen innerer Raum so ziemlich den unterirdischen Kapellen in manchen Kirchen gleicht. Die südliche Front hat den Haupteingang, zu welchem die erwähnte Treppe hinaufführt, und hat ein Portal, das vor dem Hauptgebäude, meiner Ansicht nach, zu weit hervortritt, und deßwegen einen unangenehmen Eindruck macht, weil dadurch das Ganze zu tief wird, im Vergleich der Länge. Der mittlere Theil des Gebäudes ist zu einer großen Rotunde benutzt, die von oben durch eine Kuppel Licht empfängt. Die acht Abtheilungen der Seitenwände sind für Gemälde bestimmt und bis jetzt vier derselben ausgefüllt, mit Werken des alten Obersten Trumbull, der an den dargestellten Ereignissen zum Theil selbst thätigen Antheil genommen hat. Die Gegenstände sind: die Uebergabe von Bourgogne — Die Unabhängigkeits-Erklärung in Philadelphia — Die Uebergabe von Yorktown — Washington im Augenblick, wo er sein Commando niederlegt. Wozu eigentlich diese prächtige Halle dienen soll, wurde mir nicht recht klar; indeß bietet sie für die Mitglieder des Congresses einen schönen Wandelplatz dar. Nach der vorderen Seite zu über dem Portal liegt die äußerst geschmackvoll geordnete Bibliothek, wo man während und vor den Sitzungen meistens eine höchst interessante Gesellschaft findet.

Zwanzigstes Capitel.

Sitzungssäle und Sitzungen des Hauses der Repräsentanten und des Senats. Verhandlungen über Texas. Jackson. Die Gallerien und die Damen.

Im östlichen Flügel des Capitols ist der Sitzungssaal der Repräsentanten-Kammer; in dem gegen Westen der des Senats. Der Raum, wo sich die Repräsentanten versammeln, hat eine halbkreisförmige Gestalt, der Durchmesser oder die gerade Seite entspricht der Breite des Gebäudes, der Bogen liegt nach dem Ende des Gebäudes zu; der Sitz des Sprechers ist in der Mitte der geraden Seite, und die Sitze der Mitglieder gehen von da im Halbkreise aus, und werden durch Gänge in Keile getrennt, die nach hinten

noch durch andere Gänge in doppelt so viel Abtheilungen gebracht werden. Die ganze Einrichtung hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit der der Deputirtenkammer in Paris. Jedes Mitglied hat einen gepolsterten Stuhl und einen Pult mit einem verschließbaren Schubfache, und Allem, was zum Schreiben nöthig ist, versehen. Der Sitz des Sprechers ist ziemlich erhöht; vor demselben sitzen der Schreiber und seine Gehülfen; aber eine Rednerbühne gibt es nicht, denn die Mitglieder sprechen von ihren Sitzen. Die Wände des Saales sind mit Säulen geziert, auf denen der Dom ruht; auf der einen Seite ist hinter denselben ein freier Raum gelassen, der für die Mitglieder bestimmt ist. Oben sind ringsum, auch an der hinter dem Sprecher befindlichen Seite, Gallerien für die Zuhörer angebracht. Der Zutritt zu denselben ist natürlich frei, und im Ganzen hat man hinlänglich Platz, es sei denn bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten. Der Saal ist schön zu nennen, geschmackvoll und mit einer gewissen Pracht ausgeschmückt, aber leider nicht so gebaut, daß man gut hören kann. Es scheint, daß sich die Stimme zu sehr hinter den Säulen verliert, dieser Uebelstand zeigt sich namentlich, wenn man sich auf der dem Sprecher gegenüber liegenden Gallerie befindet, wo die von ihren Sitzen sprechenden Redner den Zuhörern den Rücken zukehren. Vielleicht ließe sich dadurch abhelfen, daß die Mitglieder, die das Wort nehmen wollen, eine vor dem Stuhle des Sprechers zu errichtende Rednerbühne bestiegen, wie dieß in der französischen Kammer geschieht, wo man vielleicht ohne diese Einrichtung denselben Uebelstand bemerken würde; doch fehlt dort der freie Raum hinter den Säulen, der sich hier findet.

In der Versammlung herrscht im Ganzen viel Anstand; man unterbricht den Redner nie durch Geräusch, Zischen oder etwas der Art, selbst das im Hause der Gemeinen in England übliche „hört" ist hier nicht gebräuchlich. Die Mitglieder haben gewöhnlich ihre Hüte auf, nehmen sie aber ab, wenn sie sprechen. Uebrigens erlauben sich die Herren beim Sitzen allerlei Bequemlichkeiten, wie ich namentlich in den Nachtsitzungen fand; was man ihnen freilich nicht sehr übelnehmen kann, da sie manchmal achtzehn bis zwanzig Stunden im Sitzungssaale zubringen mußten. Hinter den Sitzen, in dem erwähnten freien Raum unter den Säulen, befinden sich einige Sofa's, welche ich oft zum Hinlegen benutzt sah. Obgleich *man den Redner nicht* unterbricht, so zeigt man ihm gerade auch

keine große Aufmerksamkeit, wenn er nicht zu den geachteteren gehört; man schreibt Briefe, liest Zeitungen, spricht mit seinem Nachbar u. s. w. Doch Dergleichen geschieht wohl in allen gesetzgebenden Versammlungen. Kleine Knaben machen die dienstbaren Geister; sie tragen Briefchen von einem Mitgliede zum andern, geben den zum Sprechen Aufstehenden ein Glas Wasser, und verrichten Aufträge aller Art. Was mir am ersten Abend auffiel, war die große Vertraulichkeit, die zwischen diesen Knaben und manchen Mitgliedern herrschte; ich sah, wie einer seinen Arm um den Hals eines Herrn legte und sich auf seine Knie setzte.

Das Haus der Repräsentanten und des Senats zusammen, bilden die gesetzgebende Gewalt der Vereinigten Staaten. Von den ersteren schickt jeder Staat je einen für vierzigtausend Einwohner, zu welchen in den Sklavenstaaten auch die Neger, fünf für drei Weiße gezählt werden. Die Wahl der Abgeordneten, die fünfundzwanzig Jahre alt und seit sieben Jahren Bürger im Lande sein müssen, geschieht immer durch das Volk selbst, und zwar auf zwei Jahre, vom Antritt des neuen Präsidenten an gerechnet, der am vierten März Statt findet; denn alle zwei Jahre löst sich der Congreß auf, (so nennt man auch oft das Haus der Repräsentanten). In den Senat schickt jeder Staat zwei Abgeordnete, so daß in diesem Hause die verschiedenen Staaten einander ganz gleich bestehen, sie mögen groß und klein sein. Die Senatoren werden nicht vom Volke, sondern von den gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten gewählt, und behalten ihre Stellen sechs Jahre; und sie sollen, wie es scheint, das aristokratische Princip einigermaßen repräsentiren. Der Senat hat neben seiner gesetzgebenden Gewalt die Befugniß, in die Geschäfte der ausführenden Behörde einzugreifen und gewisse Verfügungen des Präsidenten, Verträge mit auswärtigen Mächten u. dgl. haben dann erst Kraft, wenn sie im Senate angenommen sind.

Das Senatszimmer, das, wie gesagt, auf der andern Seite des Hauses liegt, hat eine ähnliche Gestalt, wie das der Repräsentanten, ist aber viel kleiner. Der Sitz des Präsidenten befindet sich auf der Seite der Fenster, und der Bogen geht nach innen zu; die Sitze der Mitglieder sind in zwei Halbkreisen angebracht und wo möglich noch bequemer eingerichtet als im anderen Hause. Die Gallerien sind ähnlicher Einrichtung, wie dort, nur viel kleiner, und unter denselben befindet sich eine Art von Halle, mit Sofa's versehen,

wo die begünstigten Mitglieder des anderen Hauses, hohe Beamte, Mitglieder des diplomatischen Corps u. s. w., einen bequemen Platz finden, um den Sitzungen beizuwohnen. In akustischer Hinsicht scheint dieser Saal viel besser als der andere gebaut zu sein; wenigstens hört man viel besser, was für mich, als einen Neuling, ein großer Vortheil war.

Ueberhaupt machte diese Versammlung einen ungleich vortheilhafteren Eindruck auf mich, als die der Repräsentanten. Die Mitglieder hatten das Aussehen ehrwürdiger, gereifter Staatsmänner, während im anderen Hause wenig ältere Gesichter zu finden waren; und diesem äußeren Unterschiede entsprach auch der Charakter der Verhandlungen und Reden. Die meisten Senatoren sind Jahre hindurch Mitglieder des anderen Hauses gewesen; wo sie Erfahrungen gemacht und im Sprechen und Debattiren viel Uebung erlangt haben, und daher kommen hier nicht so oft, wie in jenem Hause, Reden vor, die nicht für die Mitglieder, sondern für diejenigen, die der Redner in der Kammer vertritt, bestimmt sind; Reden, die zu Hause vorbereitet und oft gedruckt werden, ehe man sie hält, und die nur dazu dienen, den Eifer des Mannes zu bezeigen, seinen Ruhm zu erhöhen und ihm die Wiedererwählung zu sichern, weswegen sie auch nach allen Richtungen hin verschickt werden. Solche Reden, die darauf berechnet sind, nicht in der Kammer, sondern außerhalb im Volke eine Wirkung hervorzubringen, können natürlich kein bedeutendes Interesse erregen; sie enthalten lange Tiraden über alte abgedroschene Gegenstände, viel Gefühl und starke Dosen von Selbstlob. Solche Reden, welche viel Zeit wegnehmen, sind Ursache, daß im Anfange der Sitzungen des Congresses so wenig gethan wird, und am Ende dann sich die Geschäfte so sehr häufen, daß die Kammer Tag und Nacht sitzen muß, um wenigstens einige Bills durchzubringen. Im Senat findet dieser Uebelstand viel weniger Statt. Die meisten der Mitglieder sind Männer von bedeutendem Rufe, die nicht nöthig haben, für ihren Ruhm eine Rede zu halten und ihre Beredsamkeit für passende Gelegenheiten sparen können. Man hört hier selten zwei oder drei Stunden lange Reden, es sei denn, daß ein Redner einen besonderen Vortrag zu machen hat, und daß er als Haupt einer Partei, um deren Ansichten in's Licht zu setzen, genöthigt ist, den ganzen vorliegenden Gegenstand *aufzunehmen*. Ich fand daher die Verhandlungen ungleich interes-

ſanter, zumal da ſie durch den Gegenſtand gerade ſehr anziehend waren. Die Tagesordnung betraf nehmlich die Republik Texas und deren Anerkennung. Der Senat konnte dieſe Anerkennung nicht unmittelbar ausſprechen, ſondern mittelbar nur dadurch, daß er darauf antrug, einen Geſandten dahin zu ſchicken und für deſſen Beſoldung Verfügungen traf, wo es dann dem Präſidenten überlaſſen blieb, ob er von dieſer Verfügung Gebrauch machen wollte oder nicht. Preſton aus Süd-Carolina ſprach lange dafür. Er gab eine ganze Geſchichte der Republik und Mexiko's zugleich, und ſein Hauptzweck ging dahin, zu beweiſen, daß ſich factiſch eine Regierung gebildet habe und Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſei, daß dieſelbe beſtehen werde. Die Mitglieder aus den ſüdlichen Staaten waren meiſt für Preſton's Vorſchlag, der dagegen von den Mitgliedern aus den nördlichen Staaten bekämpft wurde. Dieſe Anerkennung ſollte eigentlich dazu dienen, Texas aufrecht zu erhalten, und dieß wünſchten die Mitglieder aus den Sklavenſtaaten in einem ſo hohen Grade deßwegen, weil ſie darauf rechneten, durch den früher oder ſpäter Statt findenden Anſchluß von Texas an die Vereinigten Staaten ihre Macht zu vermehren, indem ſie auf dieſe Art vier bis fünf Sklaven-Staaten in die Union bringen würden. Die Sklaverei war auch Schuld, daß ſich Texas von Mexiko losriß. So lange es nehmlich Provinz von Mexiko war, durften dort keine Sklaven gehalten werden, weil ein mexikaniſches Staatsgeſetz dieß verbietet, und die dahin eingewanderten Amerikaner empörten ſich hauptſächlich deßwegen, um das Recht zu erlangen, Sklaven zu halten. Nach Preſton kam Clay von Kentucky. Er war vor acht Jahren mit Jackſon Bewerber um den Präſidentenſtuhl geweſen, und gilt als einer der beſten und geſchmackvollſten Redner; auch iſt er gewiß auf jede Art geeignet, einen günſtigen Eindruck zu machen, eine ſchlanke hohe Geſtalt, noch ungebeugt durch die auf ihr laſtenden Jahre; ein hageres ſcharf gezeichnetes Geſicht mit hoher Stirn, das von vielem Verſtand zeugt; eine tiefe äußerſt klangreiche Stimme, die beim erſten Wort die Aufmerkſamkeit feſſelt; ein ruhiger, würdevoller, aber gelegentlich leichter und anmuthiger Vortrag. Seine ſtärkſte Waffe iſt die Ironie, und man hält ihn für einen gefährlichen Redner, mit dem man ſich hüten muß anzubinden; er iſt manchmal wirklich boshaft, und läßt gleichſam ſeinen Widerſacher erſt wieder los, wenn er ihn vernichtet hat. — Van Buren, der damalige Vice-Präſi-

dent, hätte als solcher eigentlich dem Senat präsidiren sollen, aber als zukünftiger Präsident hatte er sein Amt an seinen Stellvertreter abgetreten, und ich hatte daher keine Gelegenheit, ihn dort zu Gesicht zu bekommen.

Einer der interessantesten Mitglieder der Repräsentanten-Kammer ist unstreitig Quincy Adams, Abgeordneter von Massachusetts, der vor Jackson Präsident der Vereinigten Staaten war. Es ist wirklich eigen, daß ein Mann, der Präsident gewesen, sich jetzt wieder auf den Stuhl eines Repräsentanten setzen mag, und man hat ihn vielfach deßwegen getadelt, aber er läßt sich nicht irre machen, und trotz seines Alters ist er eines der thätigsten und unermüdlichsten Mitglieder, (er ist gewiß ein Siebziger). Ihm scheint das politische Leben zum persönlichen Bedürfnisse geworden zu sein. Ehrgeiz kann seiner Stellung nach ihn nicht leiten, denn er steht nicht an der Spitze einer Partei. Er ist zu unabhängig und zu eigensinnig, um sich den Forderungen einer solchen zu fügen, und buhlt um keine Gunst; er handelt, wie er es für gut hält, läßt sich durch keine Rücksichten von etwas abhalten, und spricht ohne Scheu vor dem Unwillen des ganzen Hauses; ja oft wird seine Hartnäckigkeit seinen Freunden selbst lästig und schadet der Partei, für deren Wohl er arbeitet. Sein Einfluß in der Kammer ist groß. Er hat viele Kenntnisse, und vermöge seiner reichen Erfahrung und seines guten Gedächtnisses kann er beinahe über jeden Gegenstand mit Leichtigkeit sprechen. Er hat eine große Festigkeit, an der schon manche seiner Gegner gescheitert sind, und verliert auch in der Hitze des Streites seine Kälte und Ruhe nicht, obschon seine Leidenschaftlichkeit durch die Härte und Schärfe, mit welcher er manche seiner Bemerkungen macht, hindurchblickt. Kürzlich hatte er einen harten Kampf in der Kammer wegen einer Petition. Er pflegt nehmlich immer die Bittschriften der sogenannten Abolitioner, d. h. derjenigen, die die Sklaverei abgeschafft wissen wollen, einzugeben, und fragte an einem der zur Einreichung von Petitionen bestimmten Tage den Sprecher, ob es ihm erlaubt sei, dem Hause eine von farbigen Menschen unterschriebene Petition vorzulegen. Auf diese Frage erhoben sich mehrere Mitglieder aus Sklavenstaaten, und deklamirten heftig gegen den alten Mann, indem sie verlangten, daß er eine Rüge erhalten, als Aufruhr-Prediger vor Gericht gestellt werden *müsse, u. s. w.* Sie machten es aber so arg, daß sie gerade deß-

wegen ihren Zweck nicht erreichten. Nachdem die Debatten drei Tage gedauert hatten, machte Adams die einfache Bemerkung, es sei doch eigen, daß man ihn wegen einer bloßen Frage zur Rechenschaft ziehen wolle; Fragen seien doch gewiß jedem Mitgliede erlaubt. Die Folge war, daß er freigesprochen wurde, und seine Feinde durchfielen. — Adams ist ein kleiner, nicht ganz schmächtiger Mann, von einfachem Benehmen und Sitten; sein Kopf ist kahl, die Augen voll Feuer, die Züge etwas schlaff und das Alter verrathend, aber sein Körper noch stark, und hält sich trotz der großen Anstrengungen aufrecht. Ich schätzte mich glücklich, die Bekanntschaft dieses achtbaren Mannes machen zu können, und schied von ihm mit erhöhter Achtung.

Während meines Aufenthaltes in Washington brachte ich, wie billig, die meiste Zeit in den Sitzungen der beiden Häuser zu, und obgleich manche Dinge vorkamen, die ich aus Unkenntniß des Zusammenhanges nicht verstehen konnte, so fand ich doch immer Vieles, was mich interessirte. Oft wurde man freilich durch das ewige Abstimmen im höchsten Grade gelangweilt. Im Hause der Repräsentanten fragt in gewöhnlichen Fällen der Sprecher blos die Ja und Nein ab, und urtheilt nach seinem Dafürhalten, ob eine Sache angenommen ist oder nicht; findet aber ein Mitglied die Abstimmung zweifelhaft, so läßt er zuerst die Ja und dann die Nein aufstehen, und zählt beide; befriedigt dieß auch nicht, so muß der Schreiber die Namen aller Mitglieder ablesen, die dann ihr Ja und Nein abgeben. Diese letzte Abstimmungsart nimmt viel Zeit weg, während die zwei ersten Arten äußerst kurz sind. Das Resultat der Ablesung wird dem Publikum durch die öffentlichen Blätter mitgetheilt, und hat den Nutzen, daß das Volk daraus sehen kann, wofür jedes Mitglied gestimmt hat. Im Senat, wo die Anzahl der Mitglieder so sehr gering ist, nimmt die Abstimmung selten viel Zeit weg; aber hier wird man oft aus den Sitzungen vertrieben, weil, sobald der Senat sich an die Regierungsgeschäfte (executive business) macht, die Sitzung nicht mehr öffentlich ist, und die Zuschauer sich entfernen müssen. Eines Abends hatte ich mir lange Mühe gegeben, in die Gallerie des Senatszimmers zu kommen, denn es waren so viele Leute dort, daß ich ziemlich lange warten mußte, endlich gelang es mir und kaum war ich einige Minuten drinnen, so hieß es „Räumt die Gallerien," und alle meine Mühe war vergebens.

In beiden Häuſern befinden ſich immer viele Damen, und man treibt die Höflichkeit gegen dieſelben ſo weit, daß ihnen mehr als die Hälfte der Gallerien gewidmet iſt; beſonders im Senat, wo die Zuhörer wenig Platz haben, nehmen ſie, wenn bedeutendere Redner auftreten, einen großen Theil deſſelben weg. Im Hauſe der Repräſentanten werden auf den Gallerien oft lebhafte Unterhaltungen geführt; ja viele Mitglieder entziehen ſich langweiligen Reden, und widmen den dort befindlichen Schönen ihre Aufmerkſamkeit. Einige der gemeinen öffentlichen Blätter, wie der New-York Herald, nahmen von dieſem Hofmachen der Mitglieder Notiz und brachten es zur Sprache. Zu meiner Zeit jedoch waren die Sitzungen intereſſant und beſchäftigten die Mitglieder zu ſehr, als daß ich etwas davon bemerkt hätte.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Geſelliges Leben in Washington. Der Präſident Jackſon. Antritt Van Burens. Abreiſe von Washington.

Die Abende brachte ich gewöhnlich in Geſellſchaft zu, doch war die Zeit nicht günſtig, um den Glanz des Winterlebens in Washington zu ſehen. Die Geſchäfte lagen ſo ſchwer auf vielen Abgeordneten und Senatoren, daß ſie keine Zeit zum geſelligen Vergnügen fanden und es gab daher nicht ſehr viele Geſellſchaften. In einem kleinen Zirkel hatte ich Gelegenheit, mit mehrerern der berühmteſten Männer perſönlich bekannt zu werden; mit den Senatoren von Süd-Carolina, Preſton und Calhoun; mit Clay, von dem ich oben geſprochen; mit den Senatoren Kent, Bayard. Die Geſellſchaft beſtand großentheils aus den Familien dieſer Senatoren, und die Unterhaltung war zum Theil muſikaliſch, eine der Damen ſpielte die Harfe und ſang dazu, beides mit viel Fertigkeit und Geſchmack. Die Herren waren in ſehr guter Laune, namentlich Preſton, der am Nachmittag den Sieg in der Sache wegen Texas davongetragen. Ich hatte nicht gedacht, daß dieſe Staatsmänner ſo angenehme Geſellſchafter ſein könnten; das Geſpräch hielt ſich fern von aller Politik (womit ſich die Herren am Tage genug und zum

Ueberdruſſe beſchäftigt hatten) und drehte ſich um leichtere Gegenſtände. Dieſelbe Dame, die mir dieſen angenehmen Abend verſchafft hatte, nahm mich den nächſten Abend zu einem Privatball mit, ohne daß jedoch ihr Mann, der als Mitglied des unteren Hauſes gänzlich durch die Sitzungen in Anſpruch genommen war, uns begleiten konnte. Was ich ziemlich merkwürdig fand, war, daß es dort keine Dame vom Hauſe gab; die Geſellſchaft wurde von drei Herren und einer alten Tante empfangen. Trotz des ungünſtigen Wetters (es war nehmlich am Abend tiefer Schnee gefallen) und des Mangels an Miethkutſchen füllten ſich doch die ziemlich geräumigen Zimmer bald. Von den Damen, unter denen ich viele hübſche Geſichter bemerkte, und die meiſtens mit Geſchmack gekleidet waren, waren auch einige aus Baltimore, die vollkommen dem Ruf ihrer Mitbürgerinnen entſprachen. Durch die Güte des preußiſchen Geſandten, Herr Baron von Rönne, gelang es mir, an dieſem Abend dem zukünftigen Präſidenten vorgeſtellt zu werden, der einige Worte an mich richtete, denn zu einem längeren Geſpräch ließ es das Gedränge nicht kommen. Ein ausgeſuchtes und ſehr reichliches Nachteſſen, das in einem beſonderen Zimmer bereitet worden, wurde nach gewöhnlicher Sitte ſtehend eingenommen. Ich verließ den Ball um ein Uhr, obgleich die jungen Leute noch keine Luſt zu haben ſchienen, ſich zurückzuziehen. Der Kutſcher, der mich gebracht hatte, war, wie es ſchien, des Wartens müde geworden und hatte andere Beſchäftigung gefunden; genug ich mußte die Meile zu meinem Hauſe zu Fuß zurücklegen. Indeß hatte ich mich auf einen Zufall der Art zum voraus gefaßt gemacht, und zog mich, mit Hülfe von waſſerdichten Ueberſchuhen aus Cautſchuk, ziemlich gut aus dem Ungemache.

Daß ich das Verlangen trug, den Präſidenten der Vereinigten Staaten, General Andreas Jackſon, kennen zu lernen, werden meine Leſer ganz natürlich finden; und ich hatte gleich nach meiner Ankunft in Waſhington den Verſuch gemacht, bei ihm Zutritt zu erhalten, aber ich erfuhr, daß dieß ſchwer halten werde; der Präſident war nehmlich gerade damals von einer ziemlich gefährlichen Krankheit geneſen, und fühlte ſich noch ſo ſchwach, daß man fürchtete, er werde nicht im Stande ſein, bei der Einführung des neuen Präſidenten zu erſcheinen. Vor dieſer Krankheit hatte man nie die geringſten Schwierigkeiten gehabt, ihn zu ſehen; aber jetzt hatten ſie

zumal so viele Fremde in Washington eingestellt, daß er wahrscheinlich überlaufen worden wäre, hätte er Allen Zutritt gestatten wollen. Die sogenannten Levees, wo man ihn immer sehen konnte, fanden eben wegen seines Unwohlseins nicht mehr Statt. Hr. Baron von Rönne war so gütig gewesen, mir einen Brief an den Neffen des Präsidenten zu geben, worin er ihn bat, mich seinem Onkel vorzustellen; aber vergebens versuchte ich zu diesem Neffen, der die Stelle eines Privatsekretairs bei dem Präsidenten bekleidete, zu gelangen. Einmal hieß es, er sei beschäftigt, dann, er sei auf dem Capitol, so daß ich am Ende alle Hoffnung aufgab, meinen Zweck zu erreichen. Den Brief wollte ich nicht gern aus den Händen lassen, weil ich fürchtete, man würde ihm keine Folge geben. Ich beschloß daher, mir wenigstens das Innere des weißen Hauses zeigen zu lassen.

Man muß sich keine zu große Vorstellung von der Wohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten machen. Sie zeichnet sich hauptsächlich durch ihre schöne Lage auf einer Anhöhe aus, die sich über den Fluß erhebt. Die Hauptfront des Gebäudes ist nach dieser Seite gerichtet, und die Aussicht vom Hügel, dessen Abhang einen reinlich gehaltenen Rasenplatz bildet, recht lieblich. Die ganze Breite dieser Front beträgt neun Fenster, die Tiefe ist nicht bedeutend. Auf der hinteren Seite ist ein hübsches Portal, das in einen Vorsaal führt, der einen bedeutenden Theil des unteren Stokkes einnimmt. Hier befinden sich die Staatszimmer, die mir nebst einigen anderen ohne Schwierigkeit geöffnet wurden. Es sind deren drei: der ziemlich große Saal, das große Audienzzimmer genannt, ist nicht gerade prachtvoll, aber auch nicht ärmlich verziert; namentlich bemerkte ich drei recht hübsche Kronleuchter. Die beiden anderen Zimmer sind kleiner und haben wenig, das sie vor gewöhnlichen bürgerlichen Zimmern auszeichnet. Das eine heißt das grüne, das andere das kleine Audienzzimmer. Während wir herumgingen, hörte ich, wie ein Herr, ein Schreiber bei einem der Ministerien, wie ich vermuthe, einen Bekannten von mir fragte, ob er keine Lust habe, den Präsidenten zu sehen; ich ergriff diese Gelegenheit, und drückte dem gefälligen Manne den Wunsch aus, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen; dasselbe thaten die Begleiter meines Bekannten, und er versprach uns vorzustellen. Ein schwarzer *Diener empfing* uns, als wir die Treppe hinauf kamen, und führte

uns in ein Zimmer, wo wir warten ſollten, bis der Präſident uns empfangen könnte. Nach einiger Zeit wurden wir gerufen. Der Präſident empfing uns als Reconvalescent in ſeinem Schlafzimmer, in einen damaſtenen Schlafrock gehüllt, und war gerade damit beſchäftigt, ſeinen Namen auf mehrere Blätter Papier zu ſchreiben, die ihm von einigen zum Beſuch anweſenden Damen überreicht worden waren. Beim Eintritt gab er uns die Hand und ließ uns Stühle bringen. Sobald die Damen ſich entfernt hatten, richtete er, indem er ſich mit behaglicher Bequemlichkeit eine Pfeife vom Kamin nahm und ſie anzündete, einige Fragen an uns, als aber neuer Beſuch eintrat, entließ er uns mit einem wiederholten Händedruck. Das Bild dieſes Mannes iſt mir feſt in der Seele geblieben: eine ſchöne, ſchlanke Geſtalt mit aufrechter militäriſcher Haltung; eine hohe, von vollen, dichten, weißen, ſtraff emporſtehenden Haaren umgebene, und von Feſtigkeit zeugende Stirn, ein ausdrucksvolles Geſicht, und ein auf große Energie und Beſtimmtheit deutendes Benehmen und Sprache. Obgleich die Umgebungen ihm keinen Glanz verleihen konnten, machte er doch den Eindruck eines Herrſchers auf mich; und ich kann mir leicht denken, daß ein ſolcher Mann von einem Volke, das Muth und Entſchloſſenheit ſo hoch achtet, im höchſten Grade verehrt und geſchätzt wird. Washington ſelbſt war nicht mehr populär bei der Maſſe des Volks, als Andreas Jackſon.

Endlich näherte ſich der große Tag, an welchem Jackſon ſein Amt niederlegen, und Van Buren den Präſidentenſtuhl beſteigen ſollte. Schon frühe am Morgen war das Volk auf den Straßen in Bewegung; ich machte mich endlich auch auf und ging ungefähr um zehn Uhr nach dem Capitol. Es waren ſchon viele Leute an dem Portikus verſammelt, der an der hinteren Seite des Gebäudes ſich befindet; es geht dort eine breite Treppe nach dem erſten Stock hinauf, von wo aus der neue Präſident ſeine Rede zum Volke halten ſollte. Der Hof, der mit Brettern belegt worden, damit ſich das ſouveraine Volk die Füße nicht kothig mache, war ziemlich gefüllt mit Zuſchauern. Ich ging zuvor nach dem Senatszimmer, wo ich auch noch Platz fand. Um zehn und ein halb Uhr kam Colonel Johnſon, der zum Vice-Präſidenten war gewählt worden, legte ſeinen Eid in die Hände eines der Senatoren ab, und nahm dann den Sitz des Präſidenten des Senats ein. Johnſon iſt ein Mann

ohne allen persönlichen Einfluß, und nichts als ein Werkzeug in den Händen einer Partei; sein Hauptverdienst in den Augen des Volkes besteht in zahlreichen Wunden, die er in einem Gefecht mit den Indianern erhalten hat. Er mochte sich selbst über die ihm widerfahrene Ehre, zum Vice-Präsidenten gewählt zu werden, verwundern. Nun mußten wir eine Stunde warten, bis zur Ankunft des alten und neuen Präsidenten; der Eintritt des diplomatischen Corps gab uns in der Zwischenzeit Stoff zur Unterhaltung. Endlich kamen die Präsidenten. Es wurde nun die Anordnung der Processíon vorgelesen, wir warteten dieß aber nicht ab, sondern eilten hinaus. Die Menge hatte noch zugenommen, die Treppe und Terrasse des Portikus waren beinahe ganz mit Damen gefüllt, die mit ihren farbigen Hüten und Kleidern einen eigenen bunten Anblick gewährten, und recht angenehm von dem hellen Gebäude hinter ihnen und dem dunklen Teppich im Hofe zu ihren Füßen abstachen. Das Wetter war so günstig, als es sich nur wünschen ließ, und konnte als eine günstige Vorbedeutung für Van Buren gelten. Endlich erschien der neue Herrscher des amerikanischen Volkes, aber kein Jubel, kein Jauchzen erscholl. Er trat auf eine kleine Bühne und las seine Rede ab; die Worte waren aber leere Töne, wir verstanden sie nicht, und ich glaube, beinahe Niemand verstand sie. Es war wirklich komisch zu sehen, wie er seine Lippen bewegte und sich mit seinen Händen abarbeitete und alles ohne Wirkung blieb. Nach der Rede hätte das Volk jauchzen sollen, aber es wollte damit nicht recht gehen. Nach dem Eide, den der neue Präsident in die Hände des Richters Toni ablegte, kam der Beifall ein wenig kräftiger, und zu gleicher Zeit half die Musik mit einem Tusche. Buben, die sich während der ganzen Zeit im Hintergrunde im Schreien geübt und dazu beigetragen hatten, daß man die Rede nicht verstehen konnte, strengten sich jetzt bedeutend an mit Hurrahrufen. Die Whigs waren so boshaft zu behaupten, man habe die Buben bestellt, aber sie seien mit ihrem Rufen nicht zu rechter Zeit eingefallen, weil sie nicht hätten hören können; sie befanden sich nehmlich in der Halle unter der Treppe. Das Volk zeigte, wie gesagt, wenig Theilnahme, und der abtretende Jackson zählte gewiß mehr Freunde unter demselben, als der antretende Van Buren; mehrere riefen sogar: „Es lebe Jackson!“ Nach der Feierlichkeit verließen *beide Herren das* Capitol in einer offenen Halbchaise, die von dem

Holz der alten Fregatte „Conſtitution" gemacht, und wenn ich nicht irre, von den Bürgern von Neu-York dem abgehenden Präſidenten geſchenkt war. Beim neuen Präſidenten im weißen Hauſe fand großer Empfang Statt, Alles drängte ſich dahin, um dem antretenden Herrſcher ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeigen; ſelbſt Glieder der Oppoſition hielten es für ihre Pflicht, hinzugehen, um Glück zu wünſchen.

Einige Stunden ſpäter war es in Washington ſchon todtenſtill. Die Fremden verließen es in Schaaren. Die Mitglieder des Congreſſes, die mit Ungeduld das Ende der Sitzung abgewartet hatten, eilten ſo ſchnell wie möglich fortzukommen, und die Karren auf der Eiſenbahn nach Baltimore waren mit Reiſenden angefüllt. Washington erſchien nun in ſeiner ganzen Langweiligkeit, und ich bedauerte es recht, daß ich wegen erwarteter Briefe genöthigt war, noch einen Tag länger zu bleiben, obſchon ich das durch mein Warten gewann, daß die Menge ſich verlief, und ich um ſo eher hoffen konnte, auf dem Wege nicht aufgehalten zu werden. Uebrigens wählte ich den weniger betretenen Weg zu Lande nach Columbia und Charleston, während die meiſten Reiſenden vorzogen, zu Waſſer nach Charleston zu gehen; aber ich wünſchte etwas von dem Innern des Landes kennen zu lernen, und ließ mich durch die zu erwartenden Mühſeligkeiten nicht abſchrecken. Die auf dem Wege von Philadelphia nach Baltimore beſtandenen Strapatzen hatten mir Vertrauen in meine Ausdauer eingeflößt, und ich glaubte Alles ertragen zu können, was auf ſchlechten Landwegen ertragen werden muß.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Reiſe nach Fredericksburg und Richmond.

Sonntag Abend den 5. März verließ ich Washington. Da die Abreiſe des Dampfſchiffes auf fünf Uhr des nächſten Tages angeſagt war, ſo zog ich vor, ſchon die Nacht zuvor hinzugehen, um nicht am Morgen zu ſpät zu kommen. Als ich an den Fluß zum Boote kam, hörte ich, es ſeien die Betten ſchon alle beſetzt, ich fand aber noch

eines leer, und ohne viel Ceremonien ſetzte ich mich in den Beſitz deſſelben, mit dem feſten Vorſatz, mich nicht daraus verdrängen zu laſſen, und eher einen todähnlichen Schlaf zu heucheln. Einige Mal war ich wirklich in Angſt, der eigentliche Beſitzer nähere ſich, es fanden ſich nehmlich mehrere Reiſende ohne Betten; aber gegen zwölf Uhr wurde es ſtill, und obgleich das Lager einen der Ruhe weniger Bedürftigen hätte abſchrecken können, ſchlief ich recht gut, und wachte erſt nach fünf Uhr auf, als man ſich zur Abfahrt bereitete. Es wurde übrigens beinahe ſieben Uhr, ehe wir den Landungsplatz verließen und ich hätte ganz bequem in meinem guten Bette in der Stadt ſchlafen können.

Das Wetter war ſo ſchön und klar, daß ich trotz der Morgenkühle die ganze Zeit auf dem Verdeck zubrachte; jedoch hielt ich mich in der Nähe des Rauchfanges auf, der mir die Stelle eines Ofens vertrat. Die einzelnen Gruppen, welche die Stadt Washington bilden, nehmen ſich recht gut aus, namentlich das Capitol, das durch ſeine hohe Lage ſehr gewinnt. Wir kamen in einiger Entfernung von der Schiffswerfte vorbei, die ich nicht beſucht hatte. Es ſoll dort ein Denkmahl ſtehen, das zum Andenken an die im Kriege gegen Tripolis gefallenen Officiere errichtet worden. Einige Meilen unterhalb Washington kamen wir an Alexandria vorbei: es iſt dieß ein kleines Städtchen, das oft von Washington aus beſucht wird. Im Vorbeifahren bemerkt man wenig Ausgezeichnetes: einige ſaubere niedliche Häuſer zeigten ſich, und mehrere an den Kais liegende Schooner ließen ſchließen, daß der Ort einigen Handel hat. Der Potomac, auf dem wir uns befanden, mit ſeinem breiten gewundenen Bette ohne Leben und Strömung, ſieht eher einem Landſee als einem Fluſſe ähnlich; aber die vielen Einbiegungen und Buchten, die meiſt durch kleine einfallende Flüßchen gebildet werden, machen eine angenehme Abwechſelung. Die Ufer ſind im Ganzen einförmig, entweder kahle, ſteile abgeriſſene Erdwände, oder niederes mit ſchlechtem Walde bedecktes Land. Man ſieht hier die unglücklichen Folgen des Taback-Baues, der viele der reichſten Ländereien völlig ausgeſogen und zum fernern Anbau beinahe gänzlich unbrauchbar gemacht hat. Faſt der ganze niedere Theil von Maryland und ein Theil von Virginia finden ſich in dieſem Falle. Wenn man, wie hier geſchieht, den Landbau blos mit Negern betreibt, ſo kann man nicht daran denken, ſchlechtes Land zu verbeſſern, es geht dieß blos mit Hülfe

von freien Arbeitern, und daher werden beide Staaten wohl früher oder ſpäter die Sklaverei aufgeben müſſen. Die Pflanzer in dem am Meere gelegenen Theile von Virginia ſuchen ſich dadurch für den undankbaren Boden zu entſchädigen, daß ſie die Vermehrung ihrer Sklaven ſo viel wie möglich begünſtigen und damit nach denjenigen Staaten, wo in Folge der harten Arbeit viele ſterben, Handel treiben; ein Gewerbe, das die ungeheuren Preiſe, dafür die Sklaven im vergangenen Jahre bezahlt wurden, recht einträglich machten.

Auf dem linken Ufer ungefähr acht Meilen unterhalb Alexandria ſteht ein Fort, das eine recht maleriſche Lage hat. Die Erdzunge, auf der es erbaut iſt, bildet eine ziemlich bedeutende Einbucht, aus der wahrſcheinlich ein kleines Waſſer hervorkommt; das Fort ſelbſt aber, das keine Thürme, nur niedrige Wälle hat, macht keinen ſehr vortheilhaften Eindruck. Zwei Meilen weiter iſt der berühmte Mount Vernon, wo Washington ſo lange gelebt hat. Er liegt dem Fort ziemlich gegenüber, und die Ausſicht von da über den hier beſonders ſeeartig-breiten Potomac muß recht ſchön ſein. Das Wohnhaus auf Mount Vernon iſt gegen den Fluß gekehrt, und hat das gewöhnliche Ausſehen eines ſüdlichen Landhauſes: eine Piazza geht ganz um daſſelbe herum; der zweite Stock ſchien mir ein wenig zu niedrig. Hinter dem Wohnhauſe ſind noch mehrere andere Gebäude, deren Beſtimmung ich nicht kenne. Die Anhöhe, auf welcher es liegt, erſtreckt ſich ziemlich weit hinaus in den Fluß, und bildet einen Vorſprung, ſo daß man daſſelbe von drei Seiten ſehen kann. Ich hätte gern einen Beſuch gemacht an dem durch das Grabmahl dieſes großen Mannes geweihten Orte; aber Dampfboote halten nicht, und Amerikaner, die ſich mit an Bord befanden und auch noch nie dort geweſen waren, fuhren vorbei wie ich. Von hier bis zu unſerem Landungsplatze war wenig Abwechſelung: einige erbärmliche Hütten, meiſt Blockhäuſer — das heißt Häuſer, die aus Baumſtämmen zuſammengefügt ſind; wenige angebaute Felder, die jämmerlich genug ausſahen; keine ſchönen Wälder; die alten Urwälder ſtanden nicht mehr, und der neue Anwuchs war eher Gebüſch als Wald zu nennen. Nachdem wir den Potomac verlaſſen hatten, fuhren wir einige Meilen einen kleinen Fluß oder Creek, wie man einen ſolchen in Amerika nennt, hinauf. Am Landungsplatz, wo wir nach einer Fahrt von funfzig Meilen um zwölf Uhr anlangten, fanden wir Wagen, die uns bis nach dem eilf Meilen entfernten Fridericksburg

bringen ſollten. Der Weg war furchtbar ſchlecht. Ich ſaß mit dem Kutſcher auf dem Bock, und glaubte alle Augenblicke vom Sitze herunter geworfen zu werden, bis ich nach und nach das Gleichgewicht halten lernte. Eine Brücke, die wir paſſiren ſollten, war in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß wir anhalten und warten mußten, bis die Löcher etwas mit Brettern verdeckt waren. Indeß gelangten wir glücklich nach Fridericksburg, wo wir ein recht gutes Mittageſſen bereit fanden. Das Städtchen iſt reinlich und freundlich; es hat ziemlichen Handel, indem es mit der Cheſapeake-Bai durch einen Fluß zuſammenhängt. Die ſechzig Meilen von hier nach Richmond legten wir in aller Bequemlichkeit auf einer Eiſenbahn zurück, in ungefähr vier Stunden. Der größte Theil des Wegs führte durch Wälder, die gerade zu der Jahreszeit nicht viel Anziehendes hatten; doch bemerkte ich mehrere Arten immergrüner Sträuche, namentlich auch viele Stechpalmen. Hie und da ſahen wir neue Anpflanzungen, Maisfelder, in welchen die abgeſtorbenen Baumſtämme mit kurz abgeſchnittenen Aeſten ſtehen geblieben waren, ein unerfreulicher Anblick, wahre Bilder des Todes. In anderen Feldern fanden wir blos Stumpfe, die weniger hervorragen und darum weniger unangenehm auffallen. Die Wohnungen beſtanden meiſtens aus Blockhäuſern; blos am Wege befanden ſich einige aus Brettern errichtete Gebäude, die nett und ſauber ausſahen, obgleich ihnen noch der Anſtrich fehlte, vermuthlich weil ſie erſt ganz neulich erbaut waren. Die Eiſenbahn war erſt vor Kurzem eröffnet und noch nicht Alles daran fertig. In Fridericksburg, wo die Bahn zwei Fuß über der Erde erhaben iſt, hatte man noch nicht Zeit gehabt, Stufen zu machen, ſo daß die Frauenzimmer genöthigt waren, ſich eines Tritts zu bedienen. Die Bahn beſteht aus einfachen eiſernen Bändern, die auf hölzerne Bretter aufgenagelt ſind. Die Räder der Karren fand ich höher, als auf den Bahnen im Norden; auch fehlte es, wie mir ſchien, an einem hinreichend dichten Drathgewebe über dem Rauchfange: wenigſtens flogen die Funken nach allen Richtungen umher, und man mußte ſich ſehr in Acht nehmen, wenn man keine Löcher in den Kleidern davontragen wollte. Dieſe Funken laſſen ſich nie ganz vermeiden, wenn Holz gebrannt wird, während ſie bei Steinkohlen nicht vorkommen; aber die amerikaniſchen Steinkohlen hat man bis jetzt noch wenig bei Dampfmaſchinen anwenden können, *weil ſie nicht* ſchnell genug verbrennen, und daher nicht hinlängliche

Hitze geben. Tabacks-Pflanzungen ſah ich auf dem ganzen Wege nicht: ich weiß nicht, ob man dieſen Zweig des Ackerbaues in dieſen Gegenden ganz aufgegeben hat, oder ob es vielleicht zu frühe im Jahre war. Es war Abends, als wir in Richmond anlangten, ſo daß ich nichts mehr von der Stadt ſehen konnte. Im Wirthshauſe bekam ich ein erträgliches Zimmer und ein gutes Bett. An einem gewiſſen Ort fand ich eine Aufſchrift, die mir des Aufſchreibens werth ſchien — Persons, that are not boarders of the eagle hotel, are positively prohibited from using this private without paying a charge of fire dollars in advance.“ —

Am folgenden Tage wandelte ich in der Stadt umher. Der Morgen war neblicht, aber ſo mild, und alles, was ich ſah, machte auf mich den Eindruck eines ſüdlichen Landes, daß ich ganz heiter geſtimmt wurde. Der Nebel hinderte mich, weit zu ſehen, aber ich fand einzelne Wohnhäuſer mit lieblichen Gärten ſo freundlich und anziehend, daß ich mir einbildete, das Leben in Richmond müſſe ſehr angenehm ſein. Freilich bietet die Stadt einen ſehr gemiſchten Anblick dar, Armuth neben Reichthum, Reinlichkeit neben Schmutz. Die Straßen haben kein Pflaſter und einen lehmigen Boden, hinter ſtattlichen Wohnhäuſern oft ärmliche Hütten mit zerfallenen Holzzäunen; Kühe, Schweine beleben die Straßen, und die unreinlichen, wollenköpfigen Negerkinder, die eine ganz beſondere Zuneigung zum Schmutz zu haben ſcheinen, ſind kein lieblicher Gegenſtand für das Auge. Die Stadt liegt zum Theil in dem Thale, durch welches der Fluß James fließt, und da die Abhänge, welche denſelben einſchließen, ſich nahe herandrängen, ſo iſt der niedere Theil der Stadt ſehr ſchmal. Die Hauptſtraße liegt ſchon ein wenig höher als das Flußufer, und die hübſchen Wohnhäuſer befinden ſich auf der Höhe, wo aber keine regelmäßigen Straßen ſind und auch wohl nicht entſtehen können, wegen des unebenen Bodens. Die Fläche auf der Höhe wird nehmlich durch viele tiefe Schluchten durchſchnitten, die bis an den Fluß gehen, und durch welche das Regenwaſſer abläuft. Der Fluß James bietet eine maleriſche Anſicht dar; er bildet nehmlich gerade über der Stadt zahlreiche kleine Fälle, indem er ſich zwiſchen Felſen und mehreren kleinen Inſeln durchdrängt. Darum iſt er aber oberhalb nicht mehr ſchiffbar, während bis zur Stadt noch Seeſchiffe kommen, welchem Umſtande wohl der Ort ſein Entſtehen verdankt. Man hat übrigens einen Canal gebaut, der nicht nur zur

Schifffahrt benutzt wird, sondern auch noch bedeutende Wasserwerke in Bewegung setzt. Richmond ist die Hauptstadt des Staates Virginia. Das Capitol, wo gerade die gesetzgebende Versammlung in Sitzung war, hat eine äußerst schöne Lage auf einer der Anhöhen. Schade, daß die Form eines griechischen Tempels, die man ihm gegeben hat, unpassend und das allein stehende Gebäude viel zu schmal ist. Es bildet ein längliches Viereck, dessen schmale Seiten mit Säulen geziert sind; eine derselben ist gegen den Fluß gerichtet; den Haupteingang hat man auf der einen längeren Seite angebracht. Es ist von recht artigen Anlagen und einigen guten Gebäuden, dem Hause des Gouverneurs des Staates und dem Gerichtshofe der Vereinigten Staaten, umgeben. Ich besuchte die gesetzgebende Versammlung, hielt mich aber nicht lange da auf, indem mich der Redner der Hitze und der schlechten Luft wegen nicht fesseln konnte. Interessanter fand ich einen Besuch in dem in einiger Entfernung gelegenen Gefängniß. Es besteht aus zwei Gebäuden, die von einer hohen viereckigen Mauer eingeschlossen sind. Das dem Eingang zunächst stehende ist halbzirkelförmig und enthält die Zellen, die Küche, das Eßzimmer u. s. w.; in dem hinteren mit zwei Flügeln versehenen Gebäude befinden sich die Arbeitsstuben. Der Hauptzweck dieser Anstalt schien mir nicht sowohl die moralische Erziehung, als die Benutzung der Gefangenen zur Arbeit zu sein. Schon daß man nur Leute aufnimmt, die, wenn es Weiße sind, zu zwei Jahren, wenn Schwarze, zu acht Jahren verurtheilt sind, zeigt, daß man sich für die Mühe, die man auf die Gefangenen verwendet, bezahlt machen will. Es befanden sich in der Anstalt hundertfünfundachtzig Männer und vierzehn Weiber. Die schwarzen Männer sind alle Freie, Sklaven kommen selten hierher, weil sie selten Verbrechen begehen und weil sie in solchen Fällen gepeitscht, gehangen oder verkauft werden. Daß in dieser Anstalt nicht davon die Rede sein kann, Mittheilung unter den Gefangenen zu verhindern, ist klar; man scheint aber auch keinen großen Werth darauf zu legen.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Petersburg. Halifax. Fayetteville. Camden. Ankunft in Columbia.

Am ſiebenten Nachmittags fuhr ich mit der Poſtkutſche nach Petersburg, wohin man zweiundzwanzig Meilen rechnet. Es ſollte in Kurzem eine Eiſenbahn eröffnet werden, ich mußte mich aber noch auf einem ſchlechten Landwege herumwerfen laſſen. Meinen Sitz hatte ich auf der Außenſeite genommen, und fand da auf dem Platze neben mir einen bei der neuen Eiſenbahn beſchäftigten Irländer, der zahlreiche Libationen gemacht zu haben ſchien, und auf dem dritten Platz einen Dr. Med., der gerade von Texas gekommen war und den Irländer zu überreden ſuchte, dorthin auszuwandern. Die Einwendungen des Irländers, der gerade nicht für Texas eingenommen war, ſuchte er durch Witzeleien ins Lächerliche zu ziehen, aber der Irländer wußte ihm treffend zu antworten. Dieſer ſtieg auf der Hälfte des Weges bei ſeiner Wohnung ab, wo Frau und Kinder unter der Thüre ſtanden, ihn zu bewillkommen. Das kleine Haus ſchien von Wohlſtand zu zeugen. Das Wetter war ſehr mild, und die Reiſe angenehm, aber der Weg ohne ſonderliche Ausſicht, meiſt durch einen Wald führend, der an einigen Stellen ſchöne große Bäume zeigte, aber eine Strecke weit durch einen heftigen Sturm umgeriſſen war, was einen trübſeligen Anblick darbot. Niemand hatte ſich die Mühe gegeben, die gefallenen Stämme wegzuſchaffen, und Alles lag durch einander in der größten Verwirrung. Es war das erſte Mal, daß ich die Wirkung eines Orkans in ſolcher Ausdehnung ſah; die Breite der durch den Sturm niedergeworfenen Waldſtrecke machte ungefähr zehn Minuten betragen.

In der Nacht kamen wir in Petersburg an. Ich glaubte in eine kleine Stadt zu gelangen und war daher erſtaunt zu hören, daß es zwanzigtauſend Einwohner zählt. Es liegt an einem ſich in den James river ergießenden Fluſſe, auf dem kleine Schooner vom Meere heraufkommen; ich ſelbſt ſah einen liegen, als wir in der Nacht über die Brücke fuhren. Meine Abſicht war, am nächſten Morgen mich ein wenig in der Stadt umzuſehen, damit ich wenigſtens das nordamerikaniſche Petersburg kennen lernte, da ich nicht

im ruſſiſchen geweſen bin; aber das Wetter war ſo unfreundlich, daß ich im Wirthshauſe blieb bis zur Abfahrt der Karren, die um neun Uhr des Morgens Statt fand. Die Eiſenbahn war neben dem Wirthshauſe, und ich brauchte daher nicht weit zu gehen. Die Einrichtung der ähnlich wie die Poſtwagen gebauten, mit Bänken zu vier Perſonen verſehenen Kutſchen fand ich nicht ganz zweckmäßig. Ich hatte mir einen Sitz auf der mittleren Bank gewählt, um die Ausſicht durch das Fenſter zu haben, mußte aber ohne Lehne ſitzen. Die ſechszig Meilen bis Blakli, wozu wir gegen fünf Stunden brauchten, kamen mir ſehr lang vor; wie es ſcheint, hatten wir zu viel Karren mit Gütern mitzuſchleppen. Trotz unſerer Langſamkeit wurde indeß einer der Mitreiſenden, der auf einem Haltorte abgeſtiegen war und ſich nicht zu rechter Zeit wieder einfand, zurückgelaſſen, worüber ſeine Begleiter, vier junge Kaufleute, ſehr erbittert waren. Wahrſcheinlich hat er mehrere Stunden warten müſſen, ehe er nachkommen konnte und hat doch ſeine Freunde nicht mehr eingeholt. Der Weg führte uns durch eine ſehr unintereſſante Gegend. Ich ſah hier die erſten Baumwollenfelder, d. h. ich ſah die Ueberbleibſel der Stauden vom vergangenen Jahre; die übrigen Felder waren mit Welſchkorn bepflanzt. Mir kam Alles ſehr ärmlich vor, ſowohl das Land als die Häuſer, die meiſt nichts als elende Baracken waren. Auch die Wälder, von denen mir Baſil Hall's Beſchreibungen große Erwartungen erregt hatten, konnte ich nicht ausgezeichnet finden: ich ſah wenig ſchöne Bäume; die alten dicken Stämme waren meiſt abgeſtorben oder dem Abſterben nahe. Wir kamen durch einige ziemlich ſumpfige Gegenden, wo die vielen immergrünen Sträuche das Anziehendſte waren; ſonſt bot der ſandige Boden, mit abgeſtorbenen Baumſtämmen und ſchwarzen Waſſer-Pfützen bedeckt, nichts Erfreuliches dar.

Von Blakli fuhren wir in der stage nach Halifax, wo wir über den Fluß Reanoke in einer Fähre ſetzten. Dieſer Fluß iſt ziemlich bedeutend und Dampfſchiffe ſcheinen vom Meere bis hierher zu kommen; wenigſtens ſah ich neben der Fähre eines, obſchon von geringer Größe liegen. In Halifax nahm ich einen Platz in dem Poſtwagen, der nach Fayetteville geht. Unſere Geſellſchaft, die aus neun Paſſagieren befand, war ziemlich gemiſcht, enthielt aber wenige intereſſante Perſonen, auch einen Sklaven, Bedienten eines der Mitreiſenden. Ich fand hier wieder die vier vorhin erwähnten Kauf-

leute, die von New-York, wo ſie Einkäufe zu machen hatten, auf der Rückkehr nach Georgia und Alabama begriffen waren. Zwei der Mitreiſenden waren Congreßmitglieder, die ſehr dazu beitrugen, unſere Unterhaltung zu beleben. Wir kamen auf unſerem Wege durch Raleigh, die Hauptſtadt von Nord-Carolina, die zwar nicht eigentlich eine Stadt zu nennen, aber ein recht artiger und freundlicher erſt im Werden begriffener Ort iſt. Ich hatte Zeit, vor dem Eſſen das Staatsgebäude, das ſogenannte Capitol, anzuſehen, deſſen Lage auf einer über die Umgegend etwas hervorragenden Anhöhe äußerſt vortheilhaft iſt und den Eindruck erhöht, den es macht. Man muß den Amerikanern zugeſtehen, daß ſie ihren Gebäuden immer eine zweckmäßige Lage zu geben wiſſen; freilich wird es ihnen leicht, einen guten Ort zu wählen, da der Boden ohne Schwierigkeit und große Koſten zu haben iſt. An manchen Gebäuden in den Vereinigten Staaten iſt die Lage der Hauptvorzug. Das Capitol in Raleigh iſt dem in Washington ähnlich. Es beſteht aus einem Mittelgebäude und zwei Flügeln, welche letztere ſehr kurz, und nach Verhältniß noch kürzer als die in Washington ſind; und ſie verlieren überdieß noch an Länge durch die auf beiden Seiten des Mittelgebäudes angebrachten Portiken, die ſo weit hervortreten, daß ſie dem Ganzen beinahe die Form eines Kreuzes geben. Das Gebäude iſt aus Granit oder vielmehr Gneis aufgeführt und mit wenigen Verzierungen verſehen, außer mit vier Säulen an jedem Portikus. Vom Innern, für deſſen Ausbau noch nichts gethan war, konnte ich nichts ſehen. Das Ganze wird, wenn es vollendet iſt, dem Städtchen Ehre machen und viel zu ſeiner Verſchönerung beitragen.

In Fayetteville, wohin wir nach einer Fahrt von zwei Nächten und einem Tage gekommen waren, fühlte ich Luſt, mich einen Tag auszuruhen; aber da ich fürchtete, in der nächſtfolgenden Kutſche keinen Platz zu erhalten, (denn bekanntlich haben weiter herkommende Reiſende immer den Vorzug) und der Ort mir wenig darzubieten ſchien, um mich für einen längeren Aufenthalt zu entſchädigen; ſo entſchloß ich mich ſogleich weiter zu reiſen. Ob Fayetteville durch eine beſondere Veranlaſſung zu ſeinem Namen gekommen iſt, weiß ich nicht; es gibt in den Vereinigten Staaten mehrere Städte, die dieſem Freiheitshelden zu Ehren benannt worden ſind: denn das Volk hält das Andenken dieſes Mannes ſehr hoch.

Zwiſchen dieſem Ort und Camden hatten wir oft ſehr ſchlech-

ten Weg. Freilich war die Straße bisher nie gut gewesen, wir waren aber noch immer ziemlich vorwärts gekommen; in dieser Nacht hingegen wurden wir von dem Kutscher, welcher sich vor dem Umwerfen fürchtete, genöthigt auszusteigen und mehrere Meilen zu Fuß zu gehen, und mußten uns oft durch tiefen Koth durcharbeiten. Ein gutes Nachtessen um zwölf Uhr Mitternacht half uns indeß die erlittene Mühseligkeit bald vergessen. Wir verließen hier Nord-Carolina und betraten den Boden von Süd-Carolina, der sich durch Sand zu erkennen gab, so daß wir jetzt wenigstens vor dem Umwerfen ziemlich sicher waren. Regen hatte den Weg fest gemacht, und wir kamen daher recht gut von der Stelle. Wir befanden uns jetzt auf einem sogenannten natürlichen Wege (natural road), d. h. wir fuhren mitten durch den Wald, wo zur Herstellung eines Weges weiter nichts gethan war, als daß man die Bäume umgehauen hatte; manche aber standen noch so nahe an beiden Seiten, daß der Wagen nur eben durchkommen konnte, und wir oft sogar die an den Seiten hängenden Laternen wegnehmen mußten, um sie nicht durch Anstoßen gegen einen der Bäume zu verlieren. Beim Hinaussehen mußte man immer, wenn man nicht einen gefährlichen Schlag auf den Kopf bekommen wollte, Acht geben, ob nicht wieder ein Baum kam. Diese (denen in der Mark Brandenburg ähnlichen) Wege sind übrigens bei nicht zu trocknem Wetter oder nach einem Regen sehr gut, und gewähren den Vortheil, daß man nicht gestoßen wird; freilich dürfen sie keine tiefen Gleise haben, was man aber dadurch vermeidet, daß man immer neue macht. Zu Camden, einem allerliebsten freundlichen Städtchen, sah ich das Denkmahl des Herrn von Kalb, der im amerikanischen Freiheitskriege in einem ganz in der Nähe Statt findenden Treffen gegen die Engländer fiel. Er war ein Preuße aus der Schule Friedrich's des Großen, und hatte als Freiwilliger den Amerikanern seine Dienste angeboten. Am Abend des dritten Tages kamen wir in Columbia an. Wir hatten in dreimal vierundzwanzig Stunden ungefähr dreihundert Meilen zurückgelegt, und somit gerade nicht geschwinde gereist, zumal da wir nicht viel Zeit mit Anhalten an den Ruhepunkten verloren hatten. Ich hatte übrigens die Beschwerlichkeiten nicht so beträchtlich gefunden und war am nächsten Morgen frisch und munter, wie wenn ich eine ganze Woche ausgeruht hätte.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Columbia. Die Hausſklaven. Colonel Hampton. Pferdezucht. Das Irrenhaus. Botaniſche Excurſion.

Mit dem Gaſthofe in Columbia hatte ich alle Urſache zufrieden zu ſein; Zimmer, Eſſen waren gut, obgleich ich vom Letzteren nicht viel ſagen kann, da ich meiſt außerhalb ſpeiſte, aber freilich dafür bezahlte, wie es hier zu Lande üblich iſt. Mir fiel das Benehmen eines kleinen Negerknaben auf, der mir nach dem Nachteſſen auf mein Zimmer leuchtete. Während ich mich damit beſchäftigte, die zum Schreiben nöthigen Dinge auszupacken, blieb der Knabe ruhig im Zimmer, obgleich ich ihm geſagt hatte, ich bedürfe ſeiner nicht weiter, und ſah ſich die Sachen neugierig an, die ich aus dem Koffer auf den Tiſch legte; beſonders zog das Schreiben, das ziemlich neu für ihn ſein mußte, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Mir gefiel ſein freundliches, zutrauliches Benehmen, und ich gab mich eine Zeit lang mit ihm ab. Obgleich ich ſchon ſeit längerer Zeit in Sklaven-Staaten gereiſt war, ſo hatte ich doch eigentlich wenig Gelegenheit gehabt, Sklaven zu beobachten, und das Benehmen dieſes Knaben war mir daher ein anziehender Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Knechtiſch oder ſklaviſch war es gar nicht, vielmehr höchſt frei und unbefangen, wie ich es ſpäter auch an erwachſenen Sklaven bemerkt habe. Dieſe Menſchen ſchließen ſich leicht an, ſind neugierig und fragen gern, ſind aber im Ganzen keine aufmerkſamen Diener, und man hat gewiß die größte Mühe, gute Bediente aus Ihnen zu machen. Sie lieben die Arbeit nicht und meiſt haben ſie auch nicht viel zu thun — ich rede nehmlich von den Hausſklaven, deren man gewöhnlich mehr hat, als man eigentlich braucht, und ſie daher nicht viel beſchäftigt. Erfreulich iſt die oft vorkommende Anhänglichkeit zwiſchen Herren und Sklaven. Das Gefühl der Zugehörigkeit äußert einen natürlichen Einfluß, und wird noch verſtärkt, wenn der Sklave im Hauſe geboren iſt. Je vornehmer der Herr iſt, deſto vornehmer dünkt ſich der Neger, und dieß geht ſoweit, daß ſich der Sklave eines reichen Mannes, für beſſer hält, als den eines ärmeren Mannes, ja als einen armen weißen Mann. Die Neger führen die Namen ihrer Beſitzer, und unter einander nehmen ſie den

Ton und die Manieren ihrer Herren an, die sie auf eine höchst lächerliche Art nachäffen. So geben sie z. B. Gesellschaften und schicken sich schriftliche Einladungen; da sie aber nicht lesen können, so sind die Herren genöthigt da Karten für sie zu lesen, die wahrscheinlich auch von Weißen für Bezahlung geschrieben werden. In Süd-Carolina ist es äußerst strenge verboten, die Sklaven lesen oder schreiben zu lehren, und diese Verbote sind in der neueren Zeit in Folge der durch die Bemühungen der Abolitioner herbeigeführten Aufregung noch verschärft worden.

Columbia, ein freundliches, belebtes Städtchen, ist der Sitz der Regierung des Staates Süd-Carolina, und enthält auch ein Collegium. Einen der Professoren der Anstalt Dr. Lieber, mir von Deutschland her bekannt, suchte ich sobald wie möglich auf. Er empfing mich wie einen alten Freund mit der größten Herzlichkeit, und ich brachte die meiste Zeit meines Aufenthaltes in Columbia in seiner Gesellschaft zu. Die Collegiengebäude sind in einem großen durch Mauern eingeschlossenen Vierecke vereinigt, ohne weitere Regelmäßigkeit in der Anordnung, als daß sie zwei Reihen bilden, die durch eine breite, hübsch mit Bäumen eingefaßte Straße getrennt sind. Da es Sonntag war, so ging ich mit Dr. Lieber in die Kirche des Collegiums, wo der Gottesdienst nach den Gebräuchen der bischöflichen Kirche gehalten wurde. Aber der Gesang verunglückte gänzlich, und nach dem ersten mißlungenen Versuche begnügte man sich, das Lied zu lesen. Zum Mittagsessen fuhren wir nach dem in der Nähe sich befindenden Landhause des Colonel Hampton, Sohn des Generals Hampton, der in der Revolution mit großer Auszeichnung gefochten hat. Mein Verlangen, den Colonel kennen zu lernen, wurde sehr gespannt durch den edlen Charakterzug, den mir mein Begleiter von ihm mittheilte. Sein Vater, der General, ein merkwürdig eigensinniger Mann, hatte ohne allen Grund sein großes Vermögen von ungefähr zwei und einer halben Million Thaler seinem Sohne dem Colonel, vermacht und die übrigen Kinder, drei Töchter enterbt. Als aber nach dem Tode des Generals das Testament geöffnet und gelesen wurde, nahm es der Colonel und zerriß es, worauf vermöge des in Kraft tretenden Gesetzes das Vermögen in vier Theile getheilt wurde. Sein Landsitz ist mit keiner Pflanzung verbunden; ein Garten, Grasplätze und ein einfaches, nicht sehr geräumiges Haus mit mehreren Nebengebäuden machen das ganze

Haus aus. Colonel Hampton iſt ein großer Liebhaber von Pferderennen, und Beſitzer mehrerer der ausgezeichnetſten Renner in Amerika, von denen einer, Kitty Head an dem letzten Rennen, das einige Wochen zuvor in Charleston gehalten worden, geſiegt hatte. Ich ſah mehrere ſeiner Pferde in den Ställen und auf den Raſenplätzen. Sie ſchienen alle mit äußerſter Sorgfalt behandelt zu werden; die meiſten ſind von England eingeführt, einige mit Blutpferden in Amerika erzeugt. Im Süden gibt es übrigens lange keine ſo guten Pferde, als im Norden, und es werden dort eigentlich gar keine auferzogen; man führt ſie meiſt aus Kentucky ein; die beſten aber ſind in Neuengland zu Hauſe. Die Pferde dieſer Race ſind oft nicht ſchön, und meiſt nicht fein genug gebaut, leiſten aber ausgezeichnete Dienſte, und viele legen dreizehn bis funfzehn Meilen im Trabe in einer Stunde zurück; ſie haben viel Feuer, ſind dabei ſehr lenkſam, und zeigen ſelten Fehler, wie Widerſpenſtigkeit u. dgl. Eigen iſt, daß man ſie ſo wenig zum Reiten benutzt, vielleicht ſind ſie nicht ſo gut dazu geeignet, als die aus Kentucky. Im Süden braucht man viel Reitpferde, denn man geht beinahe nie zu Fuße, und alles wird zu Pferde abgemacht; man erwartet daher einen ſchönen Schlag Pferde zu finden, aber der Mangel an Weideplätzen iſt der Pferdezucht hinderlich.

In der Geſellſchaft befand ſich unter Anderen ein Dr. Cooper, ein alter ehrwürdiger Greis, der in Europa geboren, aber ſeit vielen Jahren Bürger in Amerika iſt. Er hatte ſich zum Arzte gebildet und in Philadelphia ſein Diplom erhalten, war aber nachher ſeinem erſten Stande untreu geworden und zum Rechte übergegangen, jetzt iſt er mit einer Sammlung der Geſetze des Staates Süd-Carolina beſchäftigt. Ferner ſah ich hier den Profeſſor Dr. Nott, einen der Lehrer des Collegiums, nebſt ſeinem Bruder Dr. Nott, der ſich in Mobile als praktiſcher Arzt niedergelaſſen hat. Leider iſt Profeſſor Nott im folgenden Sommer, den er im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten zugebracht, beim Scheitern des Dampfſchiffes Home, das von New-York nach Charleston beſtimmt war, ums Leben gekommen. Er war ein äußerſt gebildeter, freier Mann, und die Anſtalt hat an ihm einen tüchtigen Lehrer, Dr. Lieber einen treuen Freund verloren. Col. Singleton, ein anderer der Gäſte, erinnerte mich durch ſeinen Namen an den in Cooper's Spion vorkommenden Singleton, von dem ich jedoch nicht weiß, ob er eine hiſtoriſche

Person ist. Die Gesellschaft bestand blos aus Herren, denn Col. Hampton ist Wittwer, und seine einzige Tochter war nicht zu Hause. Der Tisch zeichnete sich durch Pracht des Geschirrs aus, war aber sonst sehr einfach. Man blieb lange sitzen, bei gutem Wein und lebhafter und anziehender Unterhaltung.

Den Abend brachte ich bei Dr. Lieber zu, dem ich natürlich von Europa erzählen mußte, und wir saßen bis spät in die Nacht zusammen. Als ich zum Wirthshause kam, fand ich zwar die Hausthüre offen, aber kein Licht; in der Wirthsstube lagen mehrere Sklaven schnarchend am Boden, aber es war mir unmöglich, sie durch Schreien und Schütteln zu erwecken, und ich schätzte mich glücklich eine Lampe zu finden, an der ich mein Licht anzünden konnte. Wenn der Schlaf dieser Menschen nicht erheuchelt war, um sich die Mühe zu sparen, mir ein Licht zu holen, was sich von ihrer Trägheit erwarten läßt, so war er wirklich tief zu nennen. Uebrigens habe ich mich öfter über die Leichtigkeit gewundert, mit der die Neger in kurzer Zeit einschlafen, selbst auf dem harten Stubenboden.

Den folgenden Tag hatten wir sehr unangenehmes Wetter, ich entschloß mich daher noch denselben Abend nach Charleston abzureisen. Die Irrenanstalt, die vor einigen Jahren von dem Staate hier errichtet worden ist, besuchte ich noch in der Frühe. Die Gebäulichkeiten waren noch nicht vollendet; es fehlte z. B. ein Stück in der Ringmauer, welche Lücke kurz zuvor einige der Kranken zur Flucht benutzt hatten, und über den einstweilen vorgezogenen hölzernen Zaun hinweggeklettert waren. Wie es scheint, fehlt es an der hinreichenden Anzahl von Wärtern, deren blos zwei nebst ungefähr sieben bis acht Sklaven da sind. Die Anzahl der Kranken ist ungefähr vierzig, die in ziemlich geräumigen Zellen wohnen. Die Zimmer, die für die zahlenden Kranken bestimmt sind, kosten mit einem eigenen Wärter bis gegen sechshundert Thaler. Diese Kranken essen auf ihren Zimmern, die übrigen in zwei Sälen, in den sousterrains, die ich höchst unangenehm, dumpfig und unreinlich fand. Im Sommer werden die Kranken auf dem Felde beschäftigt, im Winter aber hat man nicht viel für sie zu thun, und sie bleiben so ziemlich sich selbst überlassen. Die Weiber helfen in der Küche und beschäftigen sich mit Nähen. Mir war es auffallend zu hören, daß die Anstalt sich selbst erhalte; die Armen werden, wie es scheint, durch die Kostgelder der Reichen ernährt. Von dem Thurme des Hauses hat

man eine hübſche Ausſicht über Columbia, das ſich mit ſeinen durch Bäume getrennten Häuſern recht gut ausnimmt.

Trotz des Regens machte ich einen Spaziergang nach einem nahegelegenen Walde, um ein wenig zu botaniſiren; die Jahreszeit war aber noch zu wenig vorgerückt, und ich fand nur einige Pflanzen in Blüthe, worunter die Houstinia rotundifolia, die mir als Erſtling einer ſüdlichen Flora viel Vergnügen machte. Es ſteigerte ſich aber um ſo mehr meine Ungeduld, ſobald wie möglich weiter nach dem Süden zu gehen. Die Umgegend von Columbia beſteht hauptſächlich aus ſandigen Fichten- und Eichenwäldern; in dieſen Breitengraden gibt es nehmlich mehrere Eichenarten, die in dem ärmſten Boden fortkommen, die ſich aber freilich nicht mit unſeren majeſtätiſchen Eichen vergleichen laſſen, ſondern immer nur dünne, kränkliche Stämme bleiben.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Reiſe von Columbia nach Charleston. Der Weg bis Branchville. Die Eiſenbahn von da bis Charleston.

Den dreizehnten März um neun Uhr Abends reiſte ich mit dem Poſtwagen von Columbia nach Charleston, aber als vorſichtiger Reiſender, der die amerikaniſche Sitte kennt, hatte ich mir einen Eckplatz auf dem Vorderſitze gewählt. Zwei Herren, die es hatten beſſer machen wollen, und ſich der Eckplätze auf dem Hinterſitze bemächtigt hatten, wurden durch die Ankunft von zwei Damen genöthigt, ſich in die Mitte zu ſetzen. Es waren unſer Neun im nicht ſehr geräumigen Wagen, ſo daß wir ſehr enge ſaßen. Ich hatte den Kopf meines Nachbars auf meiner Schulter liegen und konnte wenig ſchlafen, das Wetter war aber zum Glück ſo mild, daß ich die ganze Nacht das Seitenleder offen halten und friſche Luft genießen konnte. Wir bewegten uns äußerſt langſam auf einem ſandigen Wege vorwärts; jedoch nach den erſten dreißig Meilen, für die wir acht Stunden gebraucht hatten, bekamen wir einen beſſeren Boden, und fuhren die letzten dreißig Meilen in ungefähr ſechs

Stunden. Sobald es Tag wurde, ſetzte ich mich auf den Bock zum Kutſcher, der recht gut ſang und blies. Er war der Abkömmling eines Deutſchen aus Penſylvania, und hatte von ſeinem Vater viele deutſche Melodien gelernt, obgleich er der Sprache nicht mächtig war. Vor ungefähr vier Jahren hatte er ſich in dieſer Gegend auf einem kleinen Stücke Landes ein Haus gebaut, wo er mit ſeiner Frau recht glücklich und zufrieden, von ſeiner Löhnung als Kutſcher und dem Ertrage ſeiner Felder lebte. Sein Vorſatz war, ſich ein wenig Geld zu erſparen und dann nach dem Weſten zu ziehen oder zu ſeinem Vater zurückzukehren.

In Orangeburg, einem niedlichen Dörfchen, das vielleicht eine Vergleichung mit den Dörfern in Neuengland aushalten könnte, bekamen wir ein ſehr gutes Frühſtück, das ſich namentlich durch guten Caffe und Waffeln auszeichnete, und durch die Gegenwart einer liebenswürdigen Wirthin noch verſchönert wurde. Das Wetter war ſehr angenehm, und meine Fahrt auf dem Bock machte mir viel Vergnügen. Die Vegetation war hier weiter vorgerückt, als in Columbia, und ich durfte hoffen, bald Alles in Blättern und Blüthe zu ſehen. Wir fuhren durch einige gut angebaute Gegenden, und kamen an mehreren Baumwolle-Pflanzungen vorbei, deren Wohnhäuſer meiſt in einiger Entfernung von der Straße hinter Büſchen und Bäumen verſteckt lagen. Die Zeitungen, die wir auf dem Wege abzugeben hatten, warfen wir im Vorbeifahren in die Nähe des Thorweges; wie man es beim Regen macht, daß ſie nicht naß werden, weiß ich nicht.

Gegen Mittag kamen wir in Brancheville an, wo die Eiſenbahn von Auguſta oder Hamburg nach Charleston durchgeht. Der Ort verdankt derſelben ſein Entſtehen, und hat daher noch ein wildes, unordentliches Ausſehen; ringsumher unabſehbare Fichtenwälder, und von angebautem Lande noch keine Spur. Es wohnen hier blos Leute, die mit der Bahn zu thun haben und ſich daher nicht mit Landbau beſchäftigen. Eiſenbahnen unterſcheiden ſich von Canälen in einer Beziehung ſehr. Während der Landſtrich, durch welchen ein Canal geführt iſt, ſich belebt, Dörfer entſtehen, der Wald niedergehauen, das Land urbar gemacht wird, bringt eine Eiſenbahn dem Lande, durch das ſie geht, beinahe weiter keinen Vortheil, als den der erleichterten Communikation. Auf der ganzen Bahn von Brancheville bis Charleston, ſechzig Meilen, und wohl

ebenſo auf der anderen Hälfte des Weges bis nach Auguſta iſt von angebautem Lande nichts zu ſehen. Blos an den Anfangs- und Endpunkten zeigen ſich die guten Wirkungen einer Eiſenbahn, indem da Städte entſtehen. Bei dieſer Bahn kommt freilich noch dazu, daß das meiſte Land, durch welches ſie führt, Sumpf oder Sand iſt, ſo daß der Anbau deſſelben nicht ergiebig und der Aufenthalt wohl gar ungeſund iſt. Eigenthümlich iſt der Anblick dieſer Bahn, die man dieſſeits und jenſeits Brancheville, meilenweit über den ebenen Boden mit dem Auge verfolgen kann. Die hohen Fichtenſtämme zu beiden Seiten derſelben bilden gleichſam eine Allee, und nehmen ſich, auf eine große Strecke geſehen, ſehr gut aus. Uebrigens iſt dieſe Bahn der vielen Unglücksfälle wegen, die ſich auf derſelben ereignet haben, berüchtigt. Man übereilte nehmlich den Bau derſelben und verſäumte, ihm die gehörige Feſtigkeit zu geben. Die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten beſtanden nicht in Hügeln und Thälern, ſondern in Sümpfen, über welche die Bahn oft meilenweit, in einer Höhe von ſechs bis zwanzig Fuß mußte weggeführt werden. Statt nun einen Damm aufzuwerfen, wozu man die Erde von naheliegenden Anhöhen auf der Bahn ſelbſt mit Leichtigkeit hätte herbeiführen können, begnügte man ſich Pfeiler einzurammeln und die Balken, auf denen die eiſernen Bänder befeſtigt ſind, auf dieſe zu legen. Eine Zeit lang nun blieb dieſes Gerüſte feſt, aber nach zwei bis drei Jahren fing es an baufällig zu werden und gab zu mehreren Unfällen Anlaß. Einmal brannte ein Stück von der Bahn weg, und als die Maſchine in der Nacht an die Stelle kam, ſank ſie natürlich in den Sumpf. Zum Glück folgten ihr die Wagen nicht, ſondern wurde von ihr, wie ſie im Sumpfe feſtſtak, aufgehalten. Der Ingenieur wurde bei der Gelegenheit verwundet, die Paſſagiere aber entkamen glücklich, nur daß ſie entweder lange Zeit liegen bleiben mußten, bis die Lücke ausgebeſſert war, oder ſich auf einem anderen Wagen nach Charleston zu begeben genöthigt waren. In der letzten Zeit war die Geſellſchaft, der die Eiſenbahn gehört, genöthigt, alle ihre Einnahme auf die Ausbeſſerung derſelben zu verwenden, ſonſt wäre ſie in Kurzem ganz zu Grunde gegangen. Außer der fehlerhaften Beſchaffenheit des Weges ſelbſt, gab auch die Nachläſſigkeit der Führer zu mehreren Unglücksfällen Anlaß. So fuhren einmal zwei Dampfwagen in der Nacht gegeneinander, was natürlich einen fürchterlichen Stoß gab;

die vorderen Karren wurden zermalmt und mehrere Perſonen kamen dabei um's Leben. Dieß hätte ſich nicht ereignen können, wenn nicht der eine Führer von ſeiner Vorſchrift abgewichen wäre, und den Ausweiche-Platz vor der Ankunft des entgegenkommenden Dampfwagens verlaſſen hätte. — Unſere Fahrt ging glücklich von Statten, nur daß gegen Abend ein heftiger Regen eintrat und beinahe die ganze Nacht anhielt. Die ſechzig Meilen von Brancheville bis Charleston legten wir in vier und einer halben Stunde zurück, die Zeit, die wir zum Anhalten, Ausweichen und Mittagseſſen brauchten, eingerechnet; und ſo langte ich am vierzehnten März des Abends in Charleston an, wo ich in Stewart's Hotel abſtieg, mit dem Entſchluß, mich hier von den Strapatzen der letzten acht Tage zu erholen.

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Charleston. Lage und Wohlſtand der Stadt. Das Land- und gelbe Fieber. Die Bauart der Stadt.

Charleston iſt ſo ziemlich die bedeutendſte Stadt in den ſüdlichen Staaten an der atlantiſchen Seeküſte. Sie iſt ſehr vortheilhaft gelegen auf einer ſchmalen Landzunge, zwiſchen zwei Flüſſen, Ashley und Cooper, und vom offenen Meere durch eine ziemlich geräumige Bai getrennt, deren Eingang von einem Fort vertheidigt wird; die Landzunge iſt enge und die Stadt dehnt ſich auf der ganzen Breite derſelben aus. Sie erſchien mir ſehr verſchieden von allen Städten, die ich bisher in Amerika geſehen hatte, indem ſie zum Theil den eigenthümlichen Charakter einer ſüdlichen Stadt an ſich trägt, zum Theil aber auch ſich von New-York und anderen Städten durch ein alterthümliches Anſehen auszeichnet. Das Aeußere der meiſten Städte der Vereinigten Staaten deutet Wohlſtand und Gedeihen an, aber in Charleston nahm ich trotz des regen Lebens und Treibens am Hafen und in deſſen nächſter Umgebung Spuren von Verfall wahr, und bemerkte in den entfernteren Straßen viele baufällige Häuſer, wie ſie in anderen Städten ſelten zu finden ſind.

Charleston ist eine der wenigen Städte, die nicht an Bevölkerung und Wohlstand zunehmen, ihr Handel scheint nicht mehr so, wie ehedem zu blühen, seit Nebenbuhler ihr den Rang abgelaufen haben. Indeß sollte die Eisenbahn in neuerer Zeit viel dazu beitragen, sie zu heben. Da die Flüsse, an denen sie liegt, nicht weiter hinauf schiffbar sind, und alle Producte zu Lande nach Charleston auf den Markt gebracht werden müssen, dieß aber früherhin bei den schlechten Wegen oft ziemlich schwer hielt; so war es natürlich, daß viele Producte, namentlich Baumwolle, wenigstens von den in der Nähe liegenden Pflanzungen lieber nach Augusta und Savannah geschickt wurden. Die Eisenbahn sollte nun den Weg nach Charleston erleichtern; sie leistete aber nicht so viel, als man erwarten durfte, woran vielleicht die schlechte Verwaltung Schuld war, indem Waaren oft lange liegen blieben. Noch jetzt wird Baumwolle von Augusta nach Charleston zu Wasser in Dampfbooten geschickt. Wäre der Hafen von Charleston nicht so viel besser als der von Savannah, so würde die erstere Stadt wohl noch mehr sinken. Die Pflanzer schicken übrigens ihre Baumwolle gern sicher, weil sie hier Waaren aller Art in reicher Auswahl aus erster Hand wohlfeil kaufen können, was in Augusta nicht der Fall ist.

Am Ende der Landspitze hat man eine Art von Spaziergang angelegt, der aber ohne Schatten ist und im Sommer wohl nur am Abend benutzt werden kann. Im Winter wird er wenig besucht werden, da zu der Zeit die Stadt verlassen ist. Hier findet nehmlich das Umgekehrte Statt, daß man im Winter oder im Anfange des Frühjahrs aufs Land geht und den Sommer in der Stadt zubringt. Der Aufenthalt auf dem Lande ist nehmlich im Sommer für Einwohner von Charleston und solche, die nicht beständig dort leben, wegen des sogenannten Landfiebers (country fever) ungesund; wollen daher die Eigenthümer von Pflanzungen auf diesen einen Theil des Jahres zubringen, so müssen sie den Winter dazu wählen; und da dieser so milde ist, so ist der Landaufenthalt während desselben eher angenehmer, als in der großen Sommerhitze. Die heiße Jahreszeit bringen die Reichen wo möglich in den nördlicheren und mittleren Staaten zu, wo sie gewöhnlich so lange bleiben, bis der erste Frost Statt gefunden hat; denn die Kälte scheint die schädlichen Einflüsse der Luft zu zerstören, so daß man dann ohne alle Gefahr zurückkehren kann. Die Stadt selbst ist im Sommer so gesund wie

im Winter, und diejenigen, die den Sommer über dableiben, ſetzen ſich keiner Gefahr aus. Auch auf allen benachbarten Inſeln, auf welchen viele Einwohner von Charleston Pflanzungen haben, kann man das ganze Jahr hindurch wohnen. Nur da, wo Reis gepflanzt wird, an der Grenze zwiſchen der Herrſchaft des ſüßen und ſalzigen Waſſers, droht dem Weißen, der den Sommer dort zubringen muß, ſelbſt bei aller möglichen Schonung der Tod oder ein klägliches Hinſiechen; ſogar die Neger können dem verderblichen Einfluſſe des Clima's nicht in die Länge widerſtehen, und viele werden hingerafft. Man kann nicht viel zum Lobe eines Landes ſagen, wo man ſtets vom Tode verfolgt, vom Lande nach der Stadt und von der Stadt nach dem Lande wandern muß, und nur mit großer Vorſicht ſeinen Krallen entgehen kann. Ueberdieß kommt das gelbe Fieber immer von Zeit zu Zeit nach Charleston, und alle diejenigen, die dem Landfieber entfliehen wollen, oder im Sommer nach der Stadt kommen, ſtürzen ſich jenem in den Rachen; hier kommt man wirklich aus der Scylla in die Charybdis. Merkwürdig iſt die Trennung, die zwiſchen dem Landfieber und dem gelben Fieber in Charleston Statt findet. Die Stadt wird durch einen Bach vom feſten Lande getrennt, ſo daß nur eine einzige kleine Verbindungsſtelle übrig bleibt; da nun das Waſſer dieſes Baches zum Theil ſalzig, zum Theil ſüß iſt, und durch letztere Eigenſchaft einen neutraliſirenden Einfluß ausübt, ſo geht das gelbe Fieber nicht über dieſe Schranken weg, und betritt nicht das Gebiet des Landfiebers, das auf der anderen Seite anfängt, und ſo kann es ſich ereignen, daß in Charleston (denn die Häuſer auf der anderen Seite rechnet man gewöhnlich auch noch zur Stadt) ſich zugleich das gelbe und Landfieber zeigt. Die Erfahrung übrigens, daß das gelbe Fieber nie die Grenzen des Salzwaſſers überſchreite, iſt durch einige Beobachtungen zweifelhaft gemacht worden, namentlich in Fällen, wo ſich eine Contagioſität entwickelt zu haben ſcheint; aber ſie hat ſich doch in den meiſten Fällen als wahr erwieſen. In der neuern Zeit hat man angefangen, das Innere des Staates im Sommer zu beſuchen, denn in dem höher gelegenen Theil deſſelben kann man ohne Gefahr wohnen und iſt blos an niederen Orten den Wechſelfiebern ausgeſetzt, die man aber als Kleinigkeiten betrachtet.

Der ſchädlichen Landluft wegen macht man auch den Sommer *über in Charleston nicht*, wie anderwärts üblich iſt, Spazierfahrten

nach dem Lande, sondern fährt Abends in der Stadt umher und nach dem obenerwähnten Spaziergange, auf dem man nach der drückenden Hitze des Tages die frische Seeluft einathmen kann. Von diesem Spaziergang zieht sich längs des Flusses Cooper eine breite Straße hin, in welcher sich die meisten Waarenlager befinden, und an diese stoßen die Kais, wo die Schiffe anlegen; denn das Ufer auf der anderen Seite der Landspitze im Fluß Ashley ist zu seicht, als daß dort größere Schiffe landen könnten.

Einige Straßen von Charleston sind schön, breit und mit Bäumen geziert, die zwischen dem Fuß- und Fahrwege stehen; die meisten aber sind nicht gepflastert, und bei kothigem Wetter schwer gangbar, obschon der sandige Boden bald wieder trocknet. Die meisten Wohnhäuser befinden sich im oberen Theile der Stadt; doch gibt es auch ziemlich viel gegen den Ashley Fluß hin, namentlich auf beiden Seiten des erwähnten Baches. Die Wohnhäuser sind gewöhnlich von einander und von der Straße durch Rasenplätze und Gärten getrennt, und haben oft noch Gärten hinter sich, welches macht, daß die Stadt mit einer Bevölkerung von ungefähr dreißigtausend Einwohnern einen sehr bedeutenden Platz einnimmt. Sie sind auf einer oder zwei Seiten mit Piazzen (Laube, Säulengang) versehen, die öfter auch den zweiten Stock einnehmen. Einige der neueren sind von Backsteinen gebaut, die meisten aber von Holz. Im Innern haben sie eine den nordischen Häusern ähnliche Einrichtung, doch sind sie selten mehr als zwei Stockwerke hoch. Die eine Straße, Königsstraße genannt, enthält beinahe alle Kaufläden, und hier sammeln sich zu gewissen Stunden die Schönheiten der Stadt unter dem Vorwande einzukaufen; im Sommer ist die beliebteste Stunde früh am Morgen oder spät am Abend; zur Zeit meiner Anwesenheit waren die meisten Damen von eins bis zwei Uhr dort zu sehen.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Charleston. Das gesellige Leben. Die Tafel.

Das Leben in Charleston soll sehr angenehm sein; es herrscht daselbst viel Geselligkeit und die Anzahl liebenswürdiger und ange-

nehmer Familien iſt ſehr groß. Ich kam nicht ganz zur glücklichen Zeit dahin; denn im März während der Saat begeben ſich gewöhnlich die Eigenthümer auf ihre Pflanzungen, um bei dieſer äußerſt wichtigen Arbeit ſelbſt gegenwärtig zu ſein, und kehren erſt zu Ende April oder zu Anfang Mai zurück. Es war mir aber doch vergönnt, einigen ſehr brillanten Geſellſchaften beizuwohnen, wo ich Gelegenheit hatte mich durch den Augenſchein zu überzeugen, daß man mir im Norden von der Anmuth und Liebenswürdigkeit der jungen Damen aus dem Süden nicht zu viel geſagt hatte. Zufällig ereignete es ſich, daß ich an zwei aufeinanderfolgenden Abenden gerade zwei ſehr verſchiedene Zirkel beſuchte: in dem einen fand ich die Ariſtokratie verſammelt, die in Charleston vielleicht mehr, als in irgend einer anderen Stadt der Union, zu bedeuten hat, und den folgenden Tag wohnte ich einem zahlreich beſuchten Balle bei, wo ſich beinahe niemand von denen einfand, deren Bekanntſchaft ich den Tag zuvor gemacht hatte. Am erſteren Orte fand ich die beiden Senatoren Calhoun und Preſton wieder, die zum Dank für ihre Reden und Arbeiten im Senat von ihren Mitbürgern mit einem Mittagseſſen empfangen worden waren, wie es gewöhnlich nach dem Ende des Congreſſes der Fall zu ſein pflegt. Zu meiner Schande muß ich geſtehen, daß es mir mehr Vergnügen gewährte, meine Bekanntſchaft mit den ebenfalls anweſenden Töchtern dieſer berühmten Staatsmänner, als mit ihnen ſelbſt, fortzuſetzen. In dieſer übrigens nicht ſehr zahlreichen Geſellſchaft konnte man viele Damen ſchön nennen; namentlich fehlte es ihnen nicht an dem, wodurch die ſüdlichen Schönen ſich vor den nordiſchen auszeichnen, ich meine volle, abgerundete Formen, feurige Augen und lebendiges Benehmen. Es wird wohl ſchwer halten, in irgend einer Stadt in der Welt einen durch Schönheit und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneten Kreis zu verſammeln, wie ich ihn hier vereinigt ſah. Es herrſchte ein leichter und gefälliger Ton, die Vorkehrungen für Unterhaltung der Gäſte waren nicht groß, aber es fehlte nicht an Luſt und Liebe, und wir tanzten nach dem Clavier ſo gern als nach der beſten Muſik. Der Ball wurde durch einen Cotillon gekrönt, den ich mit einer deutſch ſprechenden Amerikanerin, der Tochter des geweſenen amerikaniſchen Conſuls in Petersburg, tanzte. In der anderen Geſellſchaft war die Anzahl der Gäſte viel größer. Man benutzte die Piazza des oberen Stockes zum Ballſaale, und außerdem wurde noch in zwei anderen Zimmern

getanzt; aber dem ungeachtet war es kaum möglich ſich durchzudrängen. Ich fand nur wenige Bekannte, und fühlte mich nicht veranlaßt, neue Bekanntſchaften zu machen. Die elende Muſik wurde von drei Negern gemacht, von denen zwei die Violine ſpielten und der dritte als Hauptinſtrument, das den ſich hie und da in verſchiedene Zeitmaße verlierenden Violinen wieder ins Gleis half, das Tambourin ſchlug. Die meiſten der Anweſenden ſchienen ſich ſehr zu beluſtigen, und ein Nachteſſen, das ſich durch Verſchwendung und Fülle vor allem, was ich bis jetzt in der Art geſehen hatte, auszeichnete, vollendete das Ganze in den Augen der Eßluſtigen auf eine würdige Art. Wie es möglich iſt zweihundertundfunfzig Perſonen mit Auſtern, Wildpret, Champagner, Rheinwein u. ſ. w. in hinreichender Menge zu bedienen, iſt mir unerklärlich, aber die hungrigſten Eſſer und durſtigſten Trinker ſtrengten ſich vergebens an, die Schätze der Tafel zu erſchöpfen. Um meinen Leſern von dem Gedränge eine Vorſtellung zu geben, brauche ich nur zu bemerken, daß manche Gäſte auf der Treppe, die zum Eßſaal führte, eine halbe Stunde warten mußten, ehe ſie hineinkommen konnten. Leute, bei denen der Grundſatz gilt: „je mehr Gäſte, deſto mehr Unterhaltung" müſſen ſich an dieſem Ball im höchſten Grade beluſtigt haben.

Die Gaſtfreundſchaft der Charlestonier, deren Lob von allen Reiſenden, die durch dieſen Theil der Vereinigten Staaten gekommen ſind, der Welt verkündigt worden iſt, hatte ich noch öfter Gelegenheit zu erproben, und ſtimme ganz in dieſes Lob ein. Von dem geſelligen Leben auf den Landhäuſern, deren viele an den beiden Flüſſen liegen, hörte ich viel erzählen: namentlich machte man mir von ſogenannten Auſterpartien eine anziehende Beſchreibung, die mich als einen Auſtereſſer doppelt anzog. Man fährt am Morgen zur Zeit der Ebbe in kleinen Nachen nach einer Auſterbank, deren Bewohner man mittelſt langer eiſerner Scheeren ablöſt. Man ißt den Fang entweder auf der Stelle oder bereitet am Ufer ein Mahl daraus, das mit mitgebrachten Speiſen und Getränken zu einem vollſtändigen Mittageſſen gemacht wird. Für einen Gutſchmecker iſt Charleston kein verächtlicher Aufenthalt; denn in Folge des regen Verkehrs mit dem Süden und Norden hat man hier eine größere Auswahl in verſchiedenen Erzeugniſſen, namentlich in Früchten; hier lernte ich unter anderen die Bananas kennen, die von Cuba nach Charleston gebracht werden. Unter den im Lande ſelbſt erzeugten Gemüſen,

lernte ich vor allen ſchätzen die Knollen des Convolvulus batatus (ſogenannte ſüße Kartoffeln), die im Geſchmack Aehnlichkeit mit den Kaſtanien haben, aber weicher, mehliger und ſaftiger ſind und vielmehr das Gefüge einer Kernfrucht als dieſe haben. Mit den Schildkröten und den daraus bereiteten Gerichten hat man hier viele Gelegenheit bekannt zu werden; Suppen und Coteletten ſind die gewöhnlichſten Formen, unter welchen dieſes Thier auf den Tiſch kommt. Leider konnte ich nicht entdecken, durch welche Eigenſchaften das Fleiſch derſelben zu einem ſo hohen Rufe gelangt iſt; und obgleich ich ohne Vorurtheil ans Werk ging und die Verſuche häufig wiederholte, ſo fällte mein Gaumen doch immer daſſelbe Urtheil, daß namentlich Schildkrötenſuppe nicht zu den Leckereien zu rechnen ſei. — In unſerem Wirthshauſe waren wir hinſichtlich des Eſſens nicht zum Beſten verſorgt. Was wir bekamen, war gut, oft vorzüglich, aber wir bekamen ſehr wenig; beſonders hielt uns der Wirth, ein Engländer, ſehr kurz im Nachtiſch, den wir nur zweimal in der Woche erhielten. Im Hausgange ſahen wir immer wilde Truthüner, Hirſchrücken und andere ausgezeichnete Sachen hängen, aber ſie erſchienen ſelten auf der Tafel. An anderen Orten, außer im Innern des Landes konnte ich an den Wirthstafeln nie über Mangel an Speiſen klagen; vielmehr waren die Tiſche gewöhnlich überladen und ein Mann von geſundem Appetit fand immer genug zu eſſen.

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Charleston. Dr. Holbrook. Mediciniſche Schulen. Oeffentliche Anſtalten. Dr. Bachmann. Audubon. Ein brennendes Schiff.

In Charleston machte ich mehrere intereſſante Bekanntſchaften, namentlich mit Freunden der Naturwiſſenſchaften. An Dr. Holbrook, der ſich durch ein in Heften erſcheinendes Werk über die Reptilien von Süd-Carolina und Georgia einen Namen gemacht hat, fand ich einen höchſt gebildeten Naturforſcher und Arzt. Leider ſind in dieſem Lande Leute der Art etwas allein gelaſſen, und haben bei der Herausgabe ſolcher Werke mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen;

besonders fällt es ihnen schwer, einen Verleger zu finden, wenn sie auch für Text und Zeichnungen kein Honorar verlangen. Dr. Holbrook war genöthigt, das erwähnte Werk auf seine Kosten herauszugeben, und es ist mehr als zweifelhaft, ob diese gedeckt werden. Dieser Naturforscher ist auch Lehrer an einer der beiden hiesigen medicinischen Schulen. Seit einigen Jahren hat nehmlich eine Spaltung in der alten medicinischen Schule Statt gefunden, und es haben sich aus den Trümmern derselben zwei neue Schulen gebildet, von denen die eine, an welcher Dr. Holbrook arbeitet, im bessern Zustande ist, die andere aber auf schwachen Füßen steht. Da in der ersteren die Ferien schon eingetreten waren, so konnte ich nichts von derselben sehen; in der letzteren wohnte ich der Schlußfeierlichkeit bei. In der nicht sehr zahlreichen Versammlung machten die Damen, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, die Mehrzahl aus, und es fanden sich unter ihnen viele jüngere: die Anzahl der Studenten war gering, vielleicht zwanzig, von denen sieben zu Doctoren gemacht wurden. Die Feierlichkeit wurde mit Gebet und Musik eröffnet: dann folgte die Rede eines der Doctorirenden, die vielleicht nicht übel war, aber schlecht vorgetragen wurde. Nach diesem jungen Mann trat der Präsident auf, und hielt eine ganz tactlose Rede. Er begann mit höchst übertriebenen Lobsprüchen auf die sieben neuen Doctoren, knüpfte daran ein Lob der Anstalt und endete den ersten Theil seiner Rede mit einer Lobeserhebung des Professors der Chemie. Im zweiten Theile handelte er von der Stellung eines jungen Arztes zum Publikum in moralischer und wissenschaftlicher Hinsicht, und ermahnte die jungen Leute, daß sie, obgleich ausgezeichnet, talentvoll, fleißig und der besten Lehrer sich erfreuend, sich nicht für vollkommen halten und zu studiren fortfahren sollten, Study and be great, die and be glorius!“ (Arbeite und werde groß, sterbe und werde berühmt) hielt er ihnen als Maxime vor. Die Förmlichkeiten der Promotion waren äußerst einfach. Drei der jungen Leute wurden mit Namen aufgerufen und stellten sich vor den Cathedet des Präsidenten, der ihnen einige lateinische Sätze vorlas und ihnen dann ihre Diplome übergab. Ein Gebet beschloß die Feierlichkeit.

Von den übrigen Anstalten in Charleston zeichne ich das Marmorhospital aus, das allein für die Aufnahme kranker Matrosen bestimmt ist, und zum Theil aus den Beiträgen derselben erhalten wird. Bei ihrer Ankunft im Hafen bezahlen sie einen halben Tha-

ler, und erhalten dafür das Recht der Aufnahme im Fall einer Krankheit. Das ganze Haus ist mit Gallerien umgeben, auf welche die Zimmer ihre Ausgänge haben. Alles war sorgfältig reingehalten und machte einen sehr angenehmen Eindruck. Das Armenhaus dagegen ist in einem schlechten Zustande und verlangt Verbesserungen; in gleichem Falle befinden sich das Gefängniß und das Arbeitshaus. In Letzteres schicken die Eigenthümer diejenigen Sklaven, die sie zu verkaufen wünschen; wirklich sah ich im Hofe eine Anzahl dieser unglücklichen Personen beisammen. Männer, Weiber, Kinder, Alles durcheinander. Was mag da für ein Leben Statt finden!

Höchst nützlich und angenehm war mir die Bekanntschaft mit Dr. Bachmann, dem Prediger an der deutsch-lutherischen Gemeinde in Charleston, der aber zugleich ein eifriger Naturforscher ist, und sich zwar vorzugsweise mit Zoologie, aber auch ziemlich viel mit Botanik beschäftigt hat; was mich gerade damals hauptsächlich ansprach, da ich meinen Aufenthalt in diesen Theilen der Union zum Sammeln von Pflanzen zu benutzen suchte. Audubon, der das Prachtwerk über amerikanische Vögel herausgegeben hat, ein genauer Freund von Bachmann, in dessen Hause er meist den Winter zubringt, hatte leider Charleston vor wenigen Tagen verlassen, so daß ich ihn also nicht mehr sehen konnte. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte nehmlich ein Schiff mit vollständiger Ausrüstuug und Bemannung für vier Monate zu seiner Verfügung gestellt, und er hatte vorzüglich in der Absicht, Texas in naturhistorischer Beziehung zu erforschen, in Begleitung mehrerer wissenschaftlicher Freunde, die ihn beim Sammeln unterstützen wollten, eine Fahrt nach dem mexikanischen Meerbusen angetreten. Vor einigen Jahren hat die Regierung demselben Naturforscher ein vollständig ausgerüstetes Schiff überlassen, um Florida auszubeuten; er blieb fünf Monate abwesend, und der ganze Ausflug kostete ihn keinen Kreuzer. Dr. Bachmann hat eine sehr zahlreiche Vögelsammlung, welche alle amerikanischen Arten, wenigstens alle diejenigen, die Audubon in sein Werk aufgenommen hat und viele europäische enthält. Er war damals mit Untersuchungen über den Wechsel der Haare und Federn bei verschiedenen Thieren und Vögeln beschäftigt, und glaubte da auf neue Thatsachen gekommen zu sein. Ich bewunderte die ungemeine Thätigkeit dieses Mannes, der als ein beliebter Prediger noch Zeit findet, seinen Liebhabereien, die er zu seinem eigentlichen Stu-

dium gemacht hat, nachzugehen. Die Glieder ſeiner Familie hat er bei ſeinen Arbeiten zu benutzen gewußt: ſeine Töchter malen und botaniſiren, und ſeine Söhne jagen für ihn. Die Pflanzen, die ſich immer neben den Vögeln auf Audubon's Tafeln befinden, wurden von ſeiner Schweſter gemacht. Dr. Bachmann ſtammt aus der deutſchen Schweiz, ſein Vater war in der Nähe von Bern, oder in Bern ſelbſt zu Hauſe, und ich wurde gleichſam als ein Landsmann von ihm aufgenommen.

In einer Beziehung hatte mich die Lage von Charleston nicht befriedigt, ich fand nehmlich die Stadt zu ſehr vom Lande abgeſchnitten, indem das Waſſer ſie faſt von allen Seiten umgibt, ſo daß nur eine einzige Straße nach dem rückliegenden Lande führt, und ich bei meinen Ausflügen in die Umgegend immer auf dieſelben Wege beſchränkt war. — Kurz vor meiner Abreiſe bekam ich ein ziemlich ſeltenes Schauſpiel zu ſehen. Ein Schiff, das mit Baumwolle geladen im Hafen lag, wurde in der Nacht in Brand geſteckt, und in kurzer Zeit griff das Feuer ſo weit um ſich, daß nur wenig von der Ladung gerettet werden konnte. Der prächtige Anblick der Flammen und die Anſtrengungen der Feuerleute, zu löſchen, zu retten, Maſte und Tauwerke zu kappen u. ſ. w., gewährte dem unbetheiligten Zuſchauer ein unwillkührliches Vergnügen.

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Abreiſe von Charleston. Rückblick auf die Stadt. Die Inſel Edisto und die Seebaumwolle. Eine Nacht unter dem ſüdlichen Himmel. Ankunft in Savannah. Bauart der Stadt. Spiel. Kirchen.

Freitag den vierundzwanzigſten März verließ ich Charleston, um mich weiter nach dem Süden zu begeben, und betrat ein nach Savannah gehendes Dampfſchiff, das um neun Uhr des Morgens abging. Die Reiſegeſellſchaft war ziemlich zahlreich, und ich bemerkte darunter mehrere Herren, die mit mir in Stewart's Hotel geweſen waren. Charleston nimmt ſich, vom Hafen aus geſehen, ſehr gut aus; die ziemlich bedeutende Reihe von Schiffen hilft den Eindruck der Stadt

vergrößern. Der Hintergrund wird durch Wälder, die zur Genüge über den flachen Vordergrund hervorragen, gehoben, und verschiedene Inseln geben dem Ganzen Mannigfaltigkeit; auch das kleine Fort, das am Eingange des Hafens liegt, nimmt sich sehr gut aus. Palmetto-bäume (Chamcrops palmetto) die vor dem Wall in Reihen aufgepflanzt sind, machen eine eigene Art von Verschanzung aus; man sagt nehmlich, diese Palmenart habe ungemein zähes Holz und werde von Kugeln gar nicht zersplittert. Auf den meisten der Inseln sind kleine weiße Häuser zerstreut, die einen äußerst freundlichen Anblick gewähren.

Nachdem wir den Hafen verlassen hatten, sahen wir ein stattliches amerikanisches Schiff auf uns zukommen, an dessen Vordertheil ich zu meinem Erstaunen das wohlbekannte Bild der Schweizerin bemerkte, und so das Schiff Switzerland erkannte, in welchem ich die Fahrt nach Amerika gemacht hatte. Dem Capitain, den ich auf dem Verdeck herumspazieren sah, rief ich meinen Gruß zu, und er schien mich ebenfalls zu erkennen, wenigstens grüßte er wieder. Weiterhin kamen wir am Wrack eines vor Kurzem gescheiterten Schiffes vorbei, dessen drei Maste noch stehen geblieben waren und über die Oberfläche des Wassers hervorragten. Die Küste war die ganze Zeit über ziemlich nahe, aber sie ist so flach, daß man nicht viel von ihr sehen kann. Die See war etwas unruhig und mehrere der mitreisenden Damen fühlten sich unwohl; dieß legte sich aber, sobald wir in den Edisto-Fluß einliefen. Wir landeten an der Insel desselben Namens, auf welcher die reichsten See-Baumwolle-Pflanzer leben. Die funfzig Familien, unter welche das Land derselben vertheilt ist, sollen mehr Reichthum besitzen, als ganz Charleston zusammengenommen. An dem Landungsplatz standen blos zwei unbedeutende Häuser, aber die Menge der absteigenden Passagiere, die Masse der Waaren und die vielen bereitgehaltenen Pferde und Wagen zeigten die Reichthümer der Insel zur Genüge. — Es gibt nehmlich zwei Arten Baumwolle, obschon sie von derselben Staude genommen werden. Die See-Baumwolle (sea island cotton oder black seed cotton), und die Land-Baumwolle (upland oder green seed cotton). Die erstere bei weitem feinere Art, die viel längere und weichere Fäden hat, und im Gefühl der Seide gleicht, kann blos in der Nähe der See gezogen werden, und ist auf die Küste von Süd-Carolina und Georgia beschränkt. Die Cultur derselben ist äußerst mühsam und kostspielig, und trotz des hohen Prei-

ſes, der für dieſe Baumwollenart bezahlt wird, iſt der Bau derſelben nicht viel einträglicher, als der des upland cotton.

Nachdem wir die nach der Inſel abgehenden Reiſenden abgeſetzt hatten, fuhren wir wieder aus dem Fluſſe ins offene Meer zurück und ſetzten unſere Fahrt fort. Einen Theil der Nacht brachten wir an einer kleinen Inſel ſtilliegend zu, indem wir auf die Fluth warten mußten, um durch einen ſchmalen Meeresarm fahren zu können. Die Nacht war reizend, prächtiger Mondſchein, doch war es nur etwas zu kühl, und ich mußte meinen Mantel mitnehmen, als ich mit Andern einen Spaziergang auf der Inſel antrat. Wir kamen durch ein Sklavendorf, deſſen kleine Hütten zu beiden Seiten der Straße ſtanden und erträglich ausſahen. Der Weg führte uns bald in die Felder, und wir waren genöthigt, umzukehren. In der Ferne hörten wir den Geſang der Ruderer eines der wegfahrenden Nachen erſchallen, der die Stille der Nacht auf eine angenehme Weiſe unterbrach. Lange Zeit war ich in den Anblick des geſtirnten Himmels verſunken, der durch die ungewöhnliche Stellung und die Pracht der Geſtirne einen großen Eindruck auf mich machte, und mit der Umgebung der Bäume von unbekannter Form und den Hütten von eigenthümlicher Bauart mit ihren ſchwarzen Bewohnern verurſachte, daß ich mich lebhafter, als je, ſelbſt nachdem ich ſpäterhin tiefer nach Süden gekommen war, unter den tropiſchen Himmel und in das Land der Palmen und Bananas verſetzt fühlte.

In der Frühe des folgendes Tages liefen wir in den Fluß Savannah ein. Das Wetter war unfreundlich, kalt und feucht, und der Aufenthalt auf dem Verdeck nicht ſehr angenehm, auf das jedoch die Neugierigen der Reiz der neuen Gegenſtände zog. Wir kamen an mehreren großen engliſchen und amerikaniſchen Schiffen vorbei, die zu tief gehen, um mit vollſtändiger Ladung nach Savannah zu können und hier vor Anker legen, wo ihnen das Uebrige auf kleinen Schiffen nachgebracht oder weggeholt wird. Die Stadt Savannah liegt ungefähr achtzehn Meilen von der Mündung des Fluſſes am ſüdlichen Ufer deſſelben, auf einer Sandbank, die zwanzig bis vierzig Fuß über das Waſſer hervorragt. Vom Fluſſe aus kann man nicht viel von der Stadt ſehen, indem die Häuſer von einer Reihe am Rande des Abhanges gepflanzter Bäume ziemlich verdeckt ſind, ſo daß nur die Spitzen der Kirchthürme über die grüne

Umgebung hervorragen. Am Ufer lagen mehrere Schiffe, unter ihnen fünf bis sechs Dampfschiffe.

Indem ich den Leser in diese Stadt einführe, gedenke ich mit Vergnügen meines dortigen sehr angenehmen Aufenthaltes und der vielen schönen Stunden, die ich in den Häusern ihrer gastlichen Bewohner zugebracht habe. — Seit dem Brande, der im Jahre 1820 den größten Theil der Stadt zerstört hat, sind die Straßen mit großer Regelmäßigkeit angelegt worden; breit, mit zwei Baumreihen versehen, nehmen sie sich sehr gut aus. Unter den Bäumen bemerkte ich hauptsächlich viele Exemplare, das Indien-Stolz (Indian Pride-Mehlia Azedarah). In neuerer Zeit hat man auch Eichen, besonders immergrüne und eine hübsche Kirschenart mit immergrünen Blättern (Prunus carolinianus) gepflanzt. Zahlreiche, viereckige, mit Sorgfalt unterhaltene Plätze tragen viel zur Verschönerung der Stadt bei, und sie gefiel mir überhaupt weit besser als Charleston, das meiner Ansicht nach zu volkreich ist, als daß uns die weitläufige, südliche Bauart, wodurch die Entfernungen so ungemein groß werden, passend scheinen könnte. Die Häuser in Savannah sind im Ganzen auf dieselbe Art gebaut, wie in Charleston. Mehrere zeichnen sich durch Größe und gefällige Form vortheilhaft aus, sind im toskanischen Styl gebaut, und enthalten sehr bequeme und geräumige Zimmer; vielleicht ist aber das Clima zu naß und feucht für die mit Gips überzogenen Wände, und Holz oder Backstein wären wohl ein passenderes Material.

Am Nachmittag nach meiner Ankunft wohnte ich einem für mich neuen Spiel bei, zu welchem sich in Savannah jeden Samstag zwei Gesellschaften oder Clubbs versammeln, in denen eins der Mitglieder der Reihe nach für Erfrischung sorgt. Ein Bekannter nahm mich nach dem Spielplatz mit, der sich hinter der Stadt in einem Tannenwäldchen befand. Die zum Spiele nöthigen Geräthe sind: eine Meßkette, zwei kleine hölzerne Stäbe, und platte messingene Ringe; die Stäbe werden an zwei entgegengesetzten Seiten in gehöriger Entfernung in den Boden gesteckt und dienen als Ziele, nach welchen mit den Ringen geworfen wird. Die Spieler theilen sich in zwei Partien, die gewöhnlich jede aus vier bis sechs Personen bestehen; jede Partie theilt sich in zwei Hälften, die sich an den beiden Zielen aufstellen, so daß auf jeder Seite gleichviel von jeder Partie sind. Nun wird von dem einen Ziel aus nach dem

anderen geworfen, und Jeder ſucht mit ſeinem Ringe demſelben ſo nahe wie möglich zu kommen und den des Gegners wegzuſtoßen. Haben Alle geworfen, ſo ſieht man nach, welcher Partei der nächſte Ring gehört, und jeder nächſt geworfene Ring zählt einen Point, und gewöhnlich zählt man bis auf zehn. Von den gegenüberſtehenden Spielern wird dann nach dem zweiten Ziel geworfen, und beim Zählen auf dieſelbe Art verfahren. Es wird in dieſen Clubbs nicht um Geld geſpielt, ſondern um die Ehre. Mir erſchien dieſes Spiel, das aus England eingeführt ſein ſoll, in vieler Beziehung ſehr zweckmäßig, auch ſchon deßwegen, weil es im Freien geſpielt werden muß, und es nimmt wohl ſo ziemlich die Stelle unſers Kegelſpiels ein.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, ging ich am Morgen in die unitariſche Kirche. Es iſt ein hübſches Gebäude, mit einem hohen ſpitzen Thurm, der Eingang ziemlich großartig, breite Stufen mit einem Säulengange. Ich fand nur etwa vierzig Perſonen beiſammen, und wunderte mich, wie dieſe die Mittel zuſammengebracht haben, ein ſolches Gebäude zu errichten und den Geiſtlichen zu bezahlen. Da die Gemeinde ſo wenig zahlreich zu ſein ſcheint, ſo müſſen die Beiträge ſehr bedeutend ausfallen. Denn in einer anderen Kirche, die eine viel zahlreichere Gemeinde hat, bezahlte man, wie mich Jemand verſicherte, für einen nicht gerade gut gelegenen Familien-Stuhl ſechzig Thaler, kleine Nebenausgaben nicht gerechnet, die Beiträge bezahlen ſie nehmlich unter dem Namen Miethe für den Kirchenſtuhl. Es gibt in Savannah auch eine deutſch-lutheriſche Gemeinde, aber ich bin nie in ihrer Kirche geweſen, weiß auch nicht genau, wie und zu welcher Zeit ſie ſich gebildet hat. Im Innern des Staates Georgia, einige zwanzig Meilen von der Stadt, ſoll noch eine Zweite ſolche Gemeinde ſich befinden; in beiden wird übrigens nicht deutſch gepredigt.

Dreißigſtes Capitel.

Die Reispflanzung. Indian Mound.

Im Laufe der Woche machte ich mehrere Ausflüge in die Umgegend und beſuchte unter Andern eine der vielen in der Nähe ſich

befindenden Reispflanzungen, bei welcher Gelegenheit ich die Art und Weise kennen lernte, wie diese halb Land- halb Wasserpflanze gezogen wird. Ehedem wurden die der Stadt zunächst liegenden Felder mit Reis bebaut, weil man dieß aber der Gesundheit der Stadt nachtheilig fand, so kaufte sie die Regierung den Eigenthümern mit vierzig Thalern den Acker ab, und dieses Opfer soll sich durch die heilsamen Folgen hinreichend belohnt haben. Die Pflanzung, welche ich besuchte, lag auf dem andern, zu Süd-Carolina gehörigen Ufer des Savannah-Flusses, und der Eigenthümer selbst hatte die Güte mich dahin zu führen. Am diesseitigen Ufer fanden wir ein Boot mit vier kleinen Negerknaben, das uns überfahren sollte. Der Weg, der um das Savannah gegenüberliegende Eiland herumführte, betrug vier Meilen; aber die kleinen Sklaven verstanden ihre Sache so gut, daß wir ihn mit Hülfe der Ebbe in einer halben Stunde zurücklegten. Auf der Pflanzung angekommen, folgten wir dem Hauptcanal, der durch doppelte Schleußen mit dem Flusse in Verbindung steht, und nicht nur dazu dient, das Wasser nach den Feldern zu bringen, sondern auch zur Schifffahrt benutzt wird. Der Eigenthümer hat flache Boote bauen lassen, auf welchen der Reis von den Feldern nach dem Hause gebracht wird; es es ist sogar ein Hafen in der Nähe der Scheune und Mühle eingerichtet, wo die Boote landen können, um dem Aus- und Einlaufen des Wassers kein Hinderniß in den Weg zu legen. Von dem Hauptcanal gehen die kleineren Verzweigungen, die durch einen Kasten und Schleußen mit dem Hauptarme in Verbindung stehen, nach beiden Seiten ab. Da die Aecker drei und mehr Fuß über dem Grunde des Canals erhoben sind, so muß die Fluth fünf Fuß steigen, um die Aecker unter Wasser zu setzen; welches Steigen nur zu gewissen Zeiten Statt findet; das ganze Jahr hindurch zur Zeit des Vollmondes, im höchsten Grade bei den sogenannten Springfluthen im Frühjahr und Herbst, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Diese Fluthen sind unumgänglich nöthig für den Reisbau, wodurch die Landstrecke, auf welcher Reis gezogen werden kann, ziemlich beschränkt wird, und vielleicht nur zehn Meilen weit am Flusse Savannah hinaufgeht. Zugleich muß das Wasser süß sein, was den Theil des Landes ausschließt, der zunächst am Meere liegt, weil dort das Wasser zu sehr mit Salzwasser geschwängert ist. Eine andere höchst wichtige Bedingung ist die einer ziemlich regelmäßigen Ebene

des mit Reis zu bebauenden Landes, ſelbſt kleine Unebenheiten machen das Pflanzen beſchwerlich und koſtſpielig. Die Pflanzung, die ich ſah, zeichnete ſich durch eine vollkommen ebene Lage aus. Zur guten Beſchaffenheit des Bodens gehört, daß auf eine Grundlage von Lehm eine Schichte vegetabiliſcher Erde folgt; beträgt dieſe weniger als ſechs Zoll, ſo wird die Bearbeitung ſchwieriger. Cypreſſen ſind im Allgemeinen die Anzeichen eines für den Reisbau geeigneten Bodens.

Die Saat beginnt zu Anfang März, und muß vor Ende April beendigt ſein, weil ſie ſonſt von den alsdann erſcheinenden Reisvögeln zerſtört werden würde. Dieſe Vögel nehmlich, welche hübſche Federn haben und ſehr gut zum Eſſen ſein ſollen, kommen im Frühjahr (etwa den vierundzwanzigſten April, einige Tage früher oder ſpäter), um die Ausſaat zu freſſen, gehen dann nach dem Norden, und im Herbſte fallen ſie über den Samen her. Sie ſollen ungeheuren Schaden anrichten, und in einer Nacht oft ein Feld vollſtändig ausplündern. Die Felder werden vor dem Säen theils gehackt, theils gepflügt und in Reihen getheilt, die ungefähr achtzehn Zoll von einander entfernt und durch drei Zoll tiefe Furchen getrennt ſind. Nachdem der Same eingeſtreut iſt, werden die Furchen mittelſt Hacken mit Erde zugedeckt, und dann Waſſer zugelaſſen, das auf dem Felde bleibt, bis die Kerne zu keimen anfangen, was nach drei bis acht Tagen Statt findet, je nach der Wärme des Wetters. Da für die Saat eine ſo enge Zeitfriſt geſetzt iſt, ſo erfordert es die angeſtrengteſte Arbeit der Neger, das Pflügen und Säen zur rechten Zeit zu Stande zu bringen. Manche Pflanzer ſetzen die Saat, wenn die Keime zwei bis drei Zoll lang geworden und noch nicht grün ſind, von Neuem unter Waſſer und laſſen es ſtehen, bis der Keim zu einer Höhe von vielleicht ſechs Zoll gediehen iſt, der dann erſt nach Entfernung des Waſſers grün wird und ſeine Blätter entwickelt. Allgemein iſt die Gewohnheit, Waſſer zuzulaſſen, wenn die Pflänzchen zwei bis drei Blätter zeigen, auf dieſe Art kann man viel Unkraut tödten, das unter dem Waſſer nicht aufgehen kann, oder aufgegangen verfault. Zum dritten oder vierten Mal wird das Waſſer zugelaſſen im Juni, und bleibt dann auf dem Felde bis zur Zeit der Erndte. Ausjäten des Unkrautes iſt nicht ſehr nöthig, mit dem Waſſer tödtet man viel Unkraut; gehackt wird drei- oder viermal. Die Erndte tritt ungefähr im Auguſt ein, verlängert ſich aber

bis in den September und October. Das Getreide wird von den Männern mit Sicheln geschnitten, und von den Weibern in Garben zusammengebunden, sodann mittelst der Boote nach dem Hafen geschafft, in dessen Nähe sich die Mühle befindet. Man läßt es oft Monate lang im Freien in großen Haufen liegen, bis man Zeit findet es auszukernen.

Auf einen Neger rechnet man fünf bis sechs Acker Reis, See-Baumwolle steht wohl in demselben Verhältniß, hingegen auf den Land-Baumwolle-Pflanzungen rechnet man funfzehn bis zwanzig Acker auf eine Hand. Nicht jeder Kopf zählt für eine Hand; es gibt Sklaven, die blos für dreiviertel, einhalb, einviertel Hand zählen; es richtet sich dieß nach der Arbeit, die sie zu leisten im Stande sind, und zu Anfange jeden Jahres findet immer eine Schätzung Statt. Im Allgemeinen arbeiten die Neger hier nach Aufgaben (task), haben sie diese vollendet, so können sie thun was sie wollen, im Durchschnitt sollen sie auf diese Art jeden Tag zwei Stunden vor Sonnenuntergang für sich haben, die sie mit Arbeiten im Garten, mit Fischen und ähnlichen Dingen zubringen. Ihre Nahrung besteht gewöhnlich gänzlich aus Reis, nur zu Zeit der Erndte, wenn sie die härteste Arbeit haben, erhalten sie Fleisch. Ihre Fische, Hühner, Eier, überhaupt was sie in ihren Feierstunden gewonnen haben, nimmt ihnen gewöhnlich der Eigenthümer der Pflanzung ab, der es verkauft und ihnen das erlöste Geld gibt, oder sie mit Zucker, Caffee u. s. w., zu den niedrigsten Preisen gerechnet, bezahlt. Auch die Kleidung erhalten sie von ihren Eigenthümern; sie besteht im Sommer aus Baumwollenzeugen, im Winter aus einem dichteren, doch nicht sehr warmen Stoffe, denn das Clima erfordert dies nicht. Meistens gehen sie sehr zerlumpt einher, dieß ist aber Folge ihrer Nachlässigkeit und Unreinlichkeit. Es finden unter den Negern Ehen Statt, die aber nur durch Kinder zusammen gehalten werden, fehlen diese, so bleiben die Ehen nicht lange beisammen. Auf der von mir besuchten Pflanzung befanden sich gegen hundert Sklaven, von denen einige Zimmerleute waren, welche alle zu den Schleußen nöthige Holzarbeit verfertigten; auch gab es andere Handwerker unter ihnen. Es bestehen Unterschiede unter den Sklaven. Es gibt sogenannte Treiber (driver), welche die Aufgabe jedes Einzelnen von dem Aufseher, einem Weißen, empfangen, und darauf zu sehen haben, daß dieselbe gethan wird. Ich sah diese Treiber mit Peitschen

herumgehen, ob ſie ſie gebrauchen, weiß ich nicht. Im Ganzen, glaube ich, werden die Sklaven nicht ſehr hart behandelt, namentlich da nicht, wo ſie nach Aufgaben arbeiten; wo dieß hingegen nicht der Fall iſt, müſſen ſie freilich die Peitſche immer hinter ſich ſehen, ſonſt würden ſie nicht arbeiten. Eine Strafe für widerſpenſtige Sklaven iſt, ſie von ihren Familien zu trennen und allein zu verkaufen, denn dieß pflegt man gewöhnlich nicht zu thun. Die Aufſeher ſind, wie geſagt, Weiße und erhalten eine Bezahlung von zweihundert bis eintauſendfünfhundert Thaler. Da man im Süden die Meinung hat, daß Handarbeit des weißen Mannes unwürdig ſei, ſo ſtehen dieſe Aufſeher ziemlich tief in der öffentlichen Achtung, weßwegen nur Leute von niedrigem Stande ſich dazu hergeben, die wohl meiſtens durch ihren Mangel an Erziehung und ihre rohen Sitten den Ruf der Grauſamkeit rechtfertigen, in welchem ihre Claſſe ſteht. Das Leben auf einer Reispflanzung iſt übrigens für einen Weißen eine höchſt gefährliche Sache, ſo daß die meiſten Aufſeher wie lebendige Leichen ausſehen, und in Zeit von wenig Jahren ihre Geſundheit ganz zerrüttet iſt. Obgleich derjenige, den ich ſah, die Erlaubniß hatte, den größten Theil des Jahres in der Stadt zuzubringen, ſo verrieth doch ſein Ausſehen, daß ſeine Geſundheit ſehr gelitten hatte. Selbſt von den Negern ſollen im Ganzen viele an den Folgen der ungeſunden Arbeit im Schlamme mit der brennenden Sonne über ſich, ſterben. Die Sonnenhitze ſelbſt ſcheint ihnen nicht viel zu ſchaden; ſonſt begreife ich nicht, wie es ihnen ſo ſehr behagen könnte, ſich in dem heißen Sand am Mittag auf den Rükken zu legen und zu ſchlafen, während ihnen die Sonne gerade ins Geſicht ſcheint.

Beim Herumſtreifen auf den Feldern kamen wir bei einem Hügel vorbei, der für einen ſogenannten indianiſchen Hügel (indian mound) gehalten wird. Er erhebt ſich in der Form eines abgeſchnittenen Kegels ungefähr zehn Fuß über den Grund und beträgt im Durchmeſſer etwa funfzig Fuß. Das Erdreich deſſelben beſteht aus Auſtermuſcheln, Bruchſtücken von Thongeſchirren und Erde. So viel ich an dieſem Hügel ſehen konnte, und wie ich es deutlich an einem kleineren bemerkte, durch den ein Waſſergraben gezogen war, ſo erſtreckt ſich dieſer muſchelichte Boden unter der Oberfläche des umliegenden Feldes fort, an einer Stelle in einer Tiefe von wenigſtens drei Fuß. Außerdem iſt das Erdreich des Hügels und des

umliegenden Feldes so verschieden, daß an ein Aufwerfen durch Aufgraben gar nicht zu denken ist; auch sieht man keine Spur von Vertiefung um den ersteren. Es waren einige Sträucher auf demselben gewachsen, unter anderen ein Palmetto, der ziemlich alt aussah. Solcher Hügel gibt es in dieser Gegend eine große Anzahl, besonders weiter hinauf am Flusse, von dem sie meist in einiger Entfernung liegen, und die gleichsam eine mit dem Ufer parallellaufende Reihe bilden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Aufenthalt auf diesen Hügeln ungesunder ist, als auf dem niedrigen sie umgebenden Lande, so wie auch die Niederlassungen am Ufer des Flusses gesunder sind, als die in einiger Entfernung liegenden. So viel scheint in Ansehung des Hügels auf dieser Pflanzung gewiß zu sein, daß der umliegende Grund früher niedriger gewesen, und mit der Zeit an Höhe zugenommen haben muß. Wahrscheinlich haben die Indianer diese Erhöhungen, weil sie über dem Stande der höchsten Fluthen erhaben sind, und als Zufluchtsorte zur Zeit von Ueberschwemmungen dienen konnten, als Wohnort und Begräbnißplatz benutzt. Die in denselben befindlichen Scherben von Gefäßen, von denen man glaubt, daß sie von den Ureinwohnern benutzt worden, deuten auf jeden Fall an, daß früher Menschen sich dort aufgehalten haben. Schwieriger ist es, wahrscheinliche Vermuthungen über ihr Entstehen zu geben. Ich finde es kaum glaublich, daß sie das Werk von Menschenhänden seien, da sich, wie gesagt, keine Spur von Aufwerfen findet; doch spricht die Analogie dafür. Es giebt beinahe in allen Flußthälern im Westen, auch in den sogenannten prairies, doch immer in der Nähe von Flüssen, ähnliche und viel bedeutendere Hügel, von denen es dadurch, daß man Geräthe und Knochen in ihnen gefunden hat, ziemlich sicher bewiesen ist, daß sie das Werk der Ureinwohner sind.

In den Gräben auf der Pflanzung sahen wir hie und da an der Seite runde Löcher, die in Höhlen zu führen schienen; sie rührten, wie mir mein Begleiter sagte, von Alligatoren her, die darin ihren Winterschlaf halten, von dem sie damals noch nicht erwacht waren, weil die Wärme noch nicht bedeutend gewesen war. Diese Thiere sollen, vor dem Eintreten des Winters, sich den Magen mit hartem Holz, Muscheln u. s. w. anfüllen, und wenn man sie, gleich nachdem sie ihre Höhlen verlassen haben, tödtet, so findet man diese *Klumpen im Magen*, später aber nicht. Sie entledigen sich derselben

ben auf die eine oder andere Art. Im Ganzen ſind dieſe Alligatoren harmloſe Thiere, die ſich vor den Menſchen fürchten, und nur höchſt ſelten Badende anpacken. Unter dem gemeinen Volke herrſcht der Glaube, daß ſie ſehr empfindlich gegen einen Druck auf das obere Augenlied ſind, und man erzählt Geſchichten von mehreren Menſchen, die ſich auf dieſe Art ſollten gerettet haben, als ſie beim Baden im Fluſſe von Alligatoren ergriffen wurden.

Bei der Rückfahrt von der Pflanzung nach der Stadt, hielten wir ein Wettrennen mit einem anderen Boot, das ungefähr zu gleicher Zeit von einem naheliegenden Punkte abfuhr. Es war, wie wir ſpäter erfuhren, die Poſtkutſche von Charleston, deren Inhalt in ein Boot geladen worden war. Es gibt nehmlich keine Brücke von dem Ufer von Süd-Carolina nach Georgia hinüber; auch iſt beinahe keine Verbindung zwiſchen Charleston und Savannah zu Lande, außer, daß die Briefe dieſen Weg gehen. Anfangs kam uns dieſes Boot zuvor, aber nachher ſtrengten ſich unſere Negerknaben ſo an, daß wir es überholten. Dieſe waren im höchſten Jubel, als wir es hinter uns hatten, und ich ſelbſt nahm an dem Siege ihres kindiſchen Ehrgeizes frohen Antheil.

Einunddreißigſtes Capitel.

Bemerkungen über das Sklavenweſen.

Man hat in der neueren Zeit ſo viel über die Sklaverei, ihre Nachtheile, Unrechtmäßigkeit, und die Art ſie abzuſchaffen u. ſ. w., geſprochen, daß ich mich auf meiner Reiſe durch die ſüdlichen Staaten mit deſto größerem Intereſſe nach dem Zuſtande der Sklaven erkundigte. Als ich die erſten Sklaven ſah, fühlte ich Mitleiden mit ihnen, und ſuchte ihnen durch ein freundliches Benehmen das Herbe ihres Zuſtandes zu erleichtern; aber bald ſah ich, daß die Mehrzahl derſelben mein Mitleiden weder erwartete noch anerkannte und kein Gefühl für ihre Erniedrigung hatte. So erinnere ich mich, wie ſehr mich ein ſchwarzer Bedienter dauerte, der ſich mit ſeinem Herrn im Poſtwagen befand, als man von den Preiſen

ſprach, die für den einen oder anderen Sklaven bezahlt worden waren; er aber ſchien die Sache nicht ſo anzuſehen, miſchte ſich frei ins Geſpräch und theilte mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit, als wenn er nicht ſelbſt Sklave wäre, mehrere ſich darauf beziehende Thatſachen mit. Je länger ich im Süden mich aufhielt, und je mehr ich die Sklaven kennen lernte, deſto mehr kam ich von meiner früheren Anſicht zurück, und an die Stelle des Mitleides trat eine gewiſſe Geringſchätzung. Nicht wenig trugen dazu die unangenehmen Erfahrungen bei, die ich mit den Aufwärtern in den Wirthshäuſern machte, von denen man, was man braucht, nicht erhalten kann, wenn man nicht mit Ernſt ſpricht, und an welche die Güte weggeworfen zu ſein ſcheint. Freilich mögen im Allgemeinen dieſe in Wirthshäuſern befindlichen Sklaven verdorbener als die in Privathäuſern ſein, auch will ich aus den gemachten Erfahrungen und empfangenen Eindrücken keine weitern Schlüſſe ziehen, etwa gegen die Abſchaffung der Sklaverei oder gegen die urſprüngliche Fähigkeit des Negerſtandes für eine höhere Entwickelung. Ich ſehe im Gegentheil gar nicht ein, warum man ihm eine ſolche abſprechen ſollte. Daß die freien Neger im Norden im Ganzen auf der Linie der niedrigſten Volksklaſſen ſtehen bleiben und ſelten eine höhere Stufe der Geſittung und Bildung erſteigen, hat ſeinen natürlichen Grund darin, daß ſie dort noch immer unter dem Banne der öffentlichen Meinung ſtehen, und ſich dadurch niedergedrückt fühlen müſſen, nicht aber darin, daß ſie keine Fähigkeiten haben. Erſt wenn mehr für ihre Erziehung geſchieht, und wenn ſie zur Gleichheit in politiſchen Rechten mit den Weißen gelangt ſind, wird ſich über ihre Entwickelungs-Fähigkeit urtheilen laſſen; bis dahin aber muß die Frage dahingeſtellt bleiben. Als Beweis, daß die Neger nicht fähig ſeien in einem anderen Zuſtande, als in dem der Sklaverei oder Wildheit zu leben, hat man Haiti (St. Domingo) angeführt, daß ſeit es in den Beſitz der Schwarzen gekommen, ganz in Verfall gerathen ſein ſoll. Ich laſſe die Wahrheit der Behauptung ganz dahin geſtellt ſein, man kann aber daraus, daß Schwarze, die erſt kürzlich den Zuſtand der Sklaverei verlaſſen haben, ſich nicht zu regieren wiſſen, und auf der Stufe der Erniedrigung bleiben, gar nicht den Schluß ziehen, daß der Stamm an ſich unfähig ſei, eine höhere Stufe der Cultur zu erreichen. Man wird das Urtheil darüber *wenigſtens* ſo lange aufſchieben müſſen, bis mehr und zuver-

läſſigere Erfahrungen vorliegen. Zur Entſchuldigung der Sklaverei (denn ſie zu vertheidigen wagt Niemand mehr) führt man an, die Sklaven ſeien nicht viel unglücklicher, als viele der Armen in Europa; aber zugegeben, daß dieß wahr iſt, ſo findet der bedeutende Unterſchied Statt, daß unſere Armen ihren Zuſtand verändern können, die Sklaven aber nicht; übrigens iſt es eine ſchlechte Entſchuldigung des einen Fehlers, wenn man auf einen anderen ähnlichen Fehler anderwärts hinweiſt.

In der neueren Zeit ſind die Sklavenhalter durch die Reden und Schriften der für die Abſchaffung der Sklaverei arbeitenden Menſchenfreunde (Abolitioner) auf mannigfache Art verletzt und gereizt worden, ſo daß zwiſchen den Sklaven- und freien Staaten eine große Spannung über dieſen Punkt herrſcht, welche höchſt nachtheilige Folgen, vielleicht ſogar einen Bruch befürchten läßt, ohne daß daraus für die Sklaven ſelbſt ein Vortheil erwachſen wird. Die Sklavenſache wird von mehreren Staatsmännern gleichſam als ein verbotener Artikel betrachtet, der nicht in den politiſchen Verkehr zugelaſſen werden darf. Die Abolitioner haben bei ihrem löblichen Eifer großentheils nicht genug Unbefangenheit, Umſicht und Ueberblick bewieſen, und die Sklavenſache aus einem beſchränkten Standpunkte betrachtet. Man hat Unrecht, wenn man von den einzelnen Beſitzern fordert, daß ſie einen Zuſtand ändern ſollen, der doch nicht von ihrer Willkühr abhängt, ſondern durch die Macht der Verhältniſſe bedingt iſt, und man begeht eine Unbilligkeit, wenn man ihnen deßwegen Vorwürfe macht, daß ſie fortfahren, Sklaven zu halten. Die Sklaverei iſt nun einmal in dieſen Staaten einheimiſch, durch eine lange Gewohnheit eingewurzelt und ſelbſt durch das öffentliche Recht befeſtigt. Zur Zeit der Gründung der Verfaſſung der Vereinigten Staaten beſtand ſie in den meiſten Staaten, und in der Verfaſſung wurde Jedem einzeln das Recht zuerkannt, in Beziehung darauf zu beſchließen, was ihm gut dünke; der allgemeinen Regierung wurde weiter kein Einfluß darauf eingeräumt, als daß ſie das Recht erhielt, die Einführung der Sklaven von außen her zu verbieten, was ſie auch gethan hat. Außerdem wurde das Sklavenweſen dadurch in der Verfaſſung anerkannt, daß den ſüdlichen Staaten für ihre Sklaven-Bevölkerung eine Repräſentation zugeſtanden wurde. Die Achtung gegen den (freilich ein Unrecht einſchließenden) Rechtszuſtand fordert alſo, daß man mit Schonung und Mäßigung

zu Werke gehe. Es steht nicht in der Macht der Regierungen und der Masse des Volkes, ohne Vorbereitung gleichsam mit einem Schlage einen Zustand aufzuheben, mit dem das ganze öffentliche und besondere Leben so innig verwachsen ist; viel weniger aber ist dem Einzelnen zuzumuthen, etwas dagegen zu thun. Diesen ist nicht einmal erlaubt, den Zustand ihrer Sklaven bedeutend zu verbessern. Sie können ja nicht einmal ihre Sklaven erziehen lassen; Staatsgesetze verbieten es, religiöser Unterricht allein ist erlaubt. Zwar, seitdem sich die Missionäre zum Theil dazu hergegeben haben, die Schriften der Abolitioner in den südlichen Staaten zu verbreiten, hat man sie natürlicher Weise theils weggeschickt, theils in ihrer Wirksamkeit gehindert. Aber es gilt im Ganzen als Grundsatz unter den Sklavenhaltern, daß es ihre Pflicht sei, ihre Sklaven zu Christen zu machen. Ich habe diesen Satz in Savannah von der Canzel herab verkündigen hören; und wie ich mich nachher unterrichtete, findet er allgemeine Anerkennung. Als ich meine Verwunderung darüber blicken ließ, daß Christen Christen als Sklaven behalten könnten, äußerte man gegen mich, die bekehrten Neger würden sich deßhalb nur desto besser aufführen, und als Christen einsehen, daß es ihre Pflicht sei, mit Ruhe und Geduld das ihnen auferlegte Joch zu tragen. Gleichwohl gibt es, wie ich glaube, nur sehr wenige Sklaven, die von dem, was die christliche Religion ist, auch nur eine Idee haben. In Baltimore, Charleston, New-Orleans, gibt es Kirchen, die blos für Farbige bestimmt sind, deren Prediger auch zum Theil farbige Leute, freilich ohne viel Bildung, sind, aber die Meisten der sie Besuchenden sind Freie. In den anderen Kirchen werden die Schwarzen immer von den Weißen getrennt, und in einen Winkel verwiesen, wo sie über die Gleichheit der Menschen vor Gott nachdenken können. In den katholischen Kirchen findet diese Trennung nicht Statt, und die Reformirten sollten das gute Beispiel beherzigen.

In wiefern die Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten möglich sei, und durch welche Mittel sie herbeigeführt werden müsse, ist eine höchst schwierige Frage, welche die Abolitioner gewöhnlich umgehen, indem sie im Allgemeinen fordern, daß es geschehen müsse, aber das „Wie" unerörtert lassen. Natürlich kann man die zwei Millionen Sklaven, die sich jetzt in den südlichen und westlichen Staaten befinden, nicht auf einmal freilassen, es wäre dieß

das größte Unglück für die Schwarzen selbst, die, unfähig ihre Freiheit zu benutzen, sie gewiß mißbrauchen würden; aber wohin soll dieser Zustand am Ende führen? In allen Sklavenstaaten nimmt die Sklavenbevölkerung in einem größeren Verhältniß zu, als die der Weißen. Nur in Maryland und Virginia nehmen die Sklaven ab, oder vermehren sich doch nicht in dem Grade wie die Weißen; ein Zeichen, daß daselbst das Interesse des Ackerbaues unter der Sklaven-Arbeit leidet, welches hoffen laßt, daß in diesen beiden Staaten die Sklaverei sich in Zeit von wenigen Jahren von selbst abschaffen wird. In der ganzen Union zusammengenommen übrigens, nimmt die weiße Bevölkerung in einem stärkeren Verhältniß zu, als die der Schwarzen, trotz der vielen reichen, von Sklaven bearbeiteten Ländereien, die seit dem Kaufe von Louisiana in die Hände der Sklavenstaaten gekommen sind. Im Jahre 1790 war das Verhältniß der Sklaven zu den Weißen, wie 1 zu 4,63 und die Bevölkerung bestand aus 697,697 Sklaven und 3,231,629 Weißen. Im Jahre 1820 zählte die Bevölkerung 10,845,847 Weiße und 2,009,043 Sklaven, so daß das Verhältniß zwischen Sklaven und Weißen ungefähr 1 zu 5,93 war. Bei dieser Ueberlegenheit der weißen Bevölkerung über die Schwarzen in der ganzen Union haben die weißen Bewohner der Sklavenstaaten, so lange sich diese nicht von den Freien trennen, nichts von den Sklaven zu fürchten; sollten sie sich aber dazu verleiten lassen, so würde allerdings für sie Gefahr entstehen. Es ist auch mit Sicherheit zu erwarten, daß diese überwiegende Zunahme der weißen Bevölkerung in noch höheren Gradverhältnissen fortgehen wird. In einer längeren oder kürzeren Zeit wird in den Sklavenstaaten ein Stillstand in der Bevölkerungszunahme eintreten, während in den freien Staaten, in Folge des Aufblühens der Fabriken und des Handels ein fortwährendes Steigen Statt finden wird. Dieß hat sich zum Theil schon jetzt erwiesen, wie man aus folgender Vergleichung sehen kann. Im Jahre 1790 betrug die Bevölkerung des Sklaven-Staates Virginia 747,610, so daß auf die □Meile 11.7 Seelen kamen; im Jahre 1830 war sie auf 1,211405 gestiegen, was auf die □Meile 18.9 Seelen gibt, und im vergangenen Jahre betrug die Zunahme 13,7 Procent. Der freie Staat Massachusetts zählte im Jahre 1790 378787 Einwohner, 50.8 Seelen auf die □Meile; im Jahre 1830 war die Bevölkerung auf 610,408 Seelen gestiegen, 87.4 Köpfe auf die □Meile, und trotz dieses höheren

Standes der Bevölkerung betrug die Zunahme noch immer 16,6 Procent in einem Jahre, ſo daß Virginia mit 64,000 □Meilen nur doppelt ſo viel Einwohner hat als Maſſachuſetts mit 7500 □Meilen. Wollte man dieß Mißverhältniß dadurch erklären, daß ein Theil von Virginia ſchlechten, ſandigen Boden hat, ſo wird man doch auch nicht behaupten können, daß ſich Maſſachuſetts durch reichen, fruchtbaren Boden auszeichne. Dazu kommt, daß im weſtlichen Theile von Virginia viele der beſten Ländereien erſt ſeit kurzer Zeit angebaut worden ſind, was eine außerordentliche örtliche Zunahme der Bevölkerung nach ſich zog, während dieß in Maſſachuſetts, wo wenig unbenutztes Land war, nicht Statt finden konnte. Ich erkläre mir das Zurückbleiben von Virginia hinter Maſſachuſetts aus der in erſterem beſtehenden Sklaverei. Bei Maryland hat ſich das Zurückbleiben noch deutlicher herausgeſtellt. Im Jahre 1790 hatte es 319,728 Einwohner oder 23 Seelen auf die □Meile, und im Jahre 1830 447,040 oder 32,7 auf die □Meile, und die Zunahme im letzten Jahre betrug nur 9 Procent. Sollte Texas zu der Union kommen, ſo würde ſich das Verhältniß zum Nachtheil der freien Staaten ändern, und, wie es ſcheint, haben die ſüdlichen Staaten im Congreß ziemlich das Uebergewicht; wenigſtens geht nichts durch, was das Intereſſe derſelben verletzen könnte. Eine Aufnahme von Texas in die Union könnte am Ende eine Trennung herbeiführen, weil alsdann die Anzahl der Sklavenſtaaten ungemein vermehrt werden würde, denn aus der Provinz Texas ließen ſich mehrere Staaten bilden.

Daß die Sklaverei als ein Fluch auf dem Lande liegt, wird gewiß Jedem klar, der den Culturzuſtand der ſüdlichen Staaten mit dem der nördlichen vergleicht. Dort hat die Natur ihre Gaben mit verſchwenderiſcher Hand ausgeſtreut, aber der Landbau wird nur im Großen getrieben, und es fehlt der glückliche Mittelſtand der fleißigen betriebſamen Landleute, welche ihre kleinen Güter ſelbſt bearbeiten und zum möglichſt höchſten Ertrage bringen; „es gibt nur Herren und Knechte.“ Dieſer glückliche Stand der kleinen Landbeſitzer findet ſich hingegen im Norden, und hat den magern felſigen Boden zu fruchtbaren Feldern umgeſchaffen. Und noch viel mehr, als in der Entwickelung des Landbaues, iſt der Süden hinter dem Norden in Handel und Gewerben zurückgeblieben. Wenn auch viele andere Urſachen dazu mitgewirkt haben, dieſes rege Leben des Nordens hervorzurufen, und dagegen den Süden in träger Unthätigkeit

niederzuhalten; ſo iſt doch gewiß der allgemeinen, körperlichen Freiheit auf der einen, und der ungerechten, entſittlichenden Sklaverei auf der anderen Seite ſehr Vieles zuzuſchreiben.

Zweiunddreißigſtes Capitel.

Beſuch einer See-Baumwolle-Pflanzung.

Im Süden von Savannah, in einer Entfernung von vier bis acht Meilen, finden ſich einige bedeutende Pflanzungen von See-Baumwolle, von denen ich eine beſuchte. Der Boden ſchien mir viel leichter und ſandiger zu ſein, als der auf der Reispflanzung; die Unterlage iſt wahrſcheinlich auch Lehm, aber die überliegende Schichte enthält nicht ſo viel Pflanzenerde und mehr Sand. Der Bau der Baumwolleſtaude wird folgendermaßen betrieben. Die Kerne werden im Monat März in ungefähr fünf Fuß von einander entfernten Reihen auf Bänken oder Erhöhungen geſät, die dadurch gebildet werden, daß man auf beiden Seiten Furchen zieht und mit Hacken nachhilft. Auf der Höhe dieſer Bänke werden in einem Abſtand von achtzehn Zoll Löcher gemacht; in jedes Loch werden ungefähr funfzig Kerne gelegt, dann mit Erde bedeckt und feſtgedrückt. Man läßt davon, wenn ſie aufkeimen, gewöhnlich nur zwei ſtehen und nimmt die übrigen Keime beim Ausjäten des Unkrauts weg; man legt aber ſo viele überflüſſige Kerne, damit ſie den Pflanzen zur Nahrung, gleichſam zum Dünger dienen ſollen. Das Ausjäten des Unkrauts wiederholt ſich meiſtens drei Mal. Im September iſt die Baumwolle gewöhnlich reif; man pflückt die Kapſeln ab und bringt ſie nach den Scheunen, wo man ſie nach der Qualität gewöhnlich in drei Sorten theilt. Schwieriger iſt es, die Kerne von der Baumwolle zu trennen, wozu man jetzt allgemein eine beſondere Art Mühle anwendet (cotton gin), die den Negern viele Mühe ſpart. Dieſe von einem Amerikaner, Whitney, erfundene Mühle hat folgende Einrichtung. Sie beſteht aus zwei Cylindern, die horizontal gegen einander geſtellt ſind, ſich ziemlich nahe, aber nicht ganz dicht berühren und durch ein Rad ſehr geſchwind umgedreht werden. Auf ſie wird die Baumwolle geworfen und ihre Bewegung macht, daß ſich die Fäden der-

ſelben durch die zwiſchen ihnen befindliche Spalte hindurchziehen, während die Kerne, für die darin kein Raum iſt, auf der anderen Seite bleiben. Um die Kerne von den Faſern vollſtändig zu trennen, iſt vor den Cylindern ein Kamm angebracht, der aus langen eiſernen Zähnen zuſammengeſetzt iſt, deren Spitzen mit den Cylindern in unmittelbarer Berührung ſtehen. Die Bewegung dieſes Kammes auf und nieder, macht, daß ſich die Saamenkapſeln öffnen und die Kerne rechts und links wegſpringen, während die Baumwolle zwiſchen den Cylindern durchgeht. Einzelne Kerne, die mit zwiſchen den Cylindern durchſchlüpfen, und andere hängengebliebene Unreinigkeiten werden theils mit der Hand, theils durch folgenden Mechanismus entfernt. Man bringt die Baumwolle in ein großes hohes Rad, das ſehr geſchwind bewegt wird und mittelſt dieſer Bewegung einen Luftſtrom erzeugt, der die Kerne und anderes Ungehörige wegführt. Darauf wird die Baumwolle gepreßt, eingepackt und in Ballen von dreihundert Pfund nach den Seehäfen verſendet.

Durch den Bau dieſer Baumwollenſtaude ſoll der Boden in kurzer Zeit erſchöpft werden, und wie man mir ſagte, iſt der Grund darin zu ſuchen, daß man die Erde zu ſehr umkehrt. Nehmlich bei jedem folgenden Anbau wird nicht dieſelbe Bank wieder gewählt, ſondern in der Mitte der beiden alten eine neue gebildet, indem man die zwiſchenliegende Furche zuwirft und aufhäuft, ſo daß, was früher Erhöhung war, nun die Furche bildet. Auf dieſe Art wird die Oberfläche des Bodens beſtändig von einem Orte zum andern gebracht, und dieß ſoll dazu beitragen, den Boden geſchwinder zu erſchöpfen. Gewöhnlich hat jeder Pflanzer eine dreifache Folge von Aeckern, die in drei aufeinanderfolgenden Jahren bepflanzt werden, ſo daß jede Abtheilung immer ein bis zwei Jahre Ruhe hat. Da das Land, welches zum Bau der See-Baumwolle benutzt werden kann, ziemlich beſchränkt iſt, ſo iſt natürlich auch die Production beſchränkt. Das Maximum ſollen dreißigtauſend Ballen geweſen ſein, ſeit der Zeit aber iſt die Production immer gefallen, und es iſt eine fortgehende Abnahme zu erwarten, ſo daß zuletzt wohl gar keine Baumwolle dieſer Art mehr hervorgebracht werden kann. Man hatte mir erzählt, man dünge das Land mit Meerſchlamm, was ich aber auf der von mir beſuchten Pflanzung nicht fand. Als Dünger wird theils der Saame, theils Stallmiſt angewendet. Die Seeluft *ſoll einen bedeutenden* Einfluß auf das Gedeihen der See-Baum-

wolle haben, weßwegen man auch ein dem Meere nahegelegenes Land wählt. Eine Meile von der Pflanzung, die ich ſah, befindet ſich ein Meeresarm. Der Unterſchied zwiſchen Sea Island Cotton und Upland Cotton iſt mir unklar, wie überhaupt die ganze Geſchichte der Baumwollenſtaude im Dunkeln liegt. Man hat mich wiederholt verſichert, es ſei eine und dieſelbe Staude (Gossypium herbaceum). Zwar hat die See-Baumwolle ſchwarze, die Land-Baumwolle grüne Saamen, aber man ſagt, der ſchwarze arte in den grünen aus, ſobald man ihn im Innern des Landes ſäe. Ich hatte leider keine Gelegenheit die beiden Pflanzen zu vergleichen, denn während ich dort war, fingen dieſelben kaum an zu keimen.

Dreiunddreißigſtes Capitel.

Die Blumenwelt in der Gegend von Savannah.

Auf dem Wege nach der Baumwollenpflanzung ſah ich den ſogenanten gelben Jasmin (Gelseminum sempervirens), in großer Pracht. Er fand ſich an den Hecken zu beiden Seiten des Weges, und auch an vielen Bäumen, an deren Stämmen er ſich hinauf ſchlängelt, und oben an den Kronen gleichſam Terraſſen bildet, die von den ſchönen gelben ziemlich großen und zahlreichen Blüthen ſtrotzen, während manche Zweige herunterhängen und von einem Aſte zum andern Guirlanden bilden. Die Wälder, in denen ſich ſolche umrankte Bäume befinden, erhalten dadurch eine ſchöne bunte Zierde. Dieſer Strauch, deſſen Blatt glänzend grün und deſſen Wachsthum ſehr raſch iſt, läßt ſich natürlich ſehr gut zur Verzierung der Gärten, beſonders zu Lauben, anwenden; er bildet in kurzer Zeit dichte Decken über ein Gartenhaus oder etwas der Art. Auf demſelben Wege ſah ich auch zum erſten Mal den berühmten Dogwood in Blüthe. Es iſt dieß eine Cornus-Art, deren Blumen ſehr klein ſind und in Gruppen zuſammenſtehen, aber durch große gemeinſchaftliche weiße Deckblätter (involucrum) eingefaßt ſind, die das Anſehen von Blumenblättern haben. Da nun die Blätter zur Zeit der Blüthe wenig oder gar nicht entwickelt ſind, ſo ſieht der Baum ganz weiß aus, als wenn er mit Schnee bedeckt wäre, und ein ſolcher Baum in Blüthe gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, von dem

ſich ſchwer ein Begriff geben läßt. Es gibt übrigens verſchiedene Arten dieſes Baumes, von denen die einen dem Süden, die anderen dem Norden angehören.

Die Blüthenpracht des Frühlings in dieſen Gegenden iſt groß. Bewundernswerth ſind in ihrer Blüthe die beiden Arten Schneetropfenbäume (Halesia tetraptera und diptera snowdroptree), die mit ihren zahlreichen hängenden weißen Blüthen einen äußerſt gefälligen Anblick gewähren. Sie finden ſich meiſt in ganzen Gruppen an Sümpfen und kleinen Wäſſern, und bilden gleichſam grünweiße Grotten, die das dunkle Gewäſſer überſchatten. Die Stämme ſind ſelten ſehr hoch und der Wuchs eher ſtrauchartig, der Eindruck wird aber dadurch noch gefälliger. Ein Strauch, der in ſeiner Blüthe noch eigenthümlicher iſt, hat den Namen Franzenbaum (Chionanthus virginica, fringetree) erhalten. Die Blumen ſtehen auf einem Panikel und haben ſehr lange Blumenblätter, ſo daß ſie Fäden ähnlich ſehen, weßwegen man auch dieſen Baum oft mit dem Namen old men's beard (Alten Mannes Bart) bezeichnet. Zu der Pracht der ſüdlichen und zum Theil auch der nördlichen Flora gehören die verſchiedenen Arten von Azaleen, die ſich durch Blumenreichthum und glänzende Farben auszeichnen. Die Azalea mediflora bildet gleichſam einen Haufen roſenrother Blüthen, welche die Aeſte ganz verdecken, die Blätter erſcheinen nehmlich erſt ſpäter. Die Zahl der mit ſchönen Blumen verſehenen Sträuche und Bäume iſt übrigens ſo groß, daß ich mich, um die Geduld des Leſers nicht zu ermüden, der Aufzählung derſelben enthalten muß. In anderen Theilen des Landes wurde ich noch oft dadurch in Erſtaunen geſetzt, und ich betrachte die vielen ſchön blühenden Bäume als eine der Haupteigenthümlichkeiten der amerikaniſchen Flora.

Auch in den Gärten von Savannah ſah ich prachtvolle blühende Sträuche, unter anderen zwei Camelien in freier Erde, die vielleicht vierzehn bis achtzehn Fuß hoch und buchſtäblich mit Blumen überdeckt waren. Eine Magnolia purpurea, die aus China herſtammt, fand ich als einen hohen Strauch in voller Blüthe. An Größe und Pracht der Farben können ſich ihre Blumen freilich nicht mit denen der einheimiſchen grandiflora vergleichen; aber ſie iſt immer eine ſehr ſchöne Zierpflanze und paßt beſſer in einen Garten als die grandiflora, die leicht zu hoch wird, dem Auge ganz entwächſt *und ſich beſſer im* Freien ausnimmt.

Für einen Liebhaber der Botanik war natürlich der Aufenthalt an dieſem Ort und zu dieſer Jahreszeit höchſt erwünſcht und ich brachte die meiſten Morgen, wenn das Wetter günſtig war, im Freien mit Botaniſiren zu. Die Wälder fangen ganz in der Nähe der Stadt an, und das Land umher iſt meiſt unbrauchbar für den Ackerbau; ich brauchte daher nie weit zu gehen, um mich in einer eigentlichen Wildniß zu befinden.

Eigenthümlich ſind in dieſem ſüdlichen Theile von Nord-Amerika die Gegenſätze, die ſich in der Vegetation zeigen und in der verſchiedenen Beſchaffenheit des Bodens ihren Grund haben. Auf den höher gelegenen ſandigen Hügeln gibt es nichts als elende Eichenſträuche, welche die Anzeichen des ärmſten Bodens ſind, ſie heißen black jack (Quercus nigra und catesbeei). (Ich ſpreche hier nicht von den eigentlichen Bergen, die weit vom Meere entfernt ſind und in ihrem ganzen Charakter wenig mehr von der ſüdlichen Vegetation an ſich tragen). Nadelhölzer verkündigen ſchon einen etwas beſſern Boden, ſie befinden ſich gewöhnlich nicht auf Anhöhen oder wenigſtens nur auf Hochebenen, und bilden die gerühmten, ſchönen ſüdlichen Wälder. Hier reihen ſich ohne Unterbrechung hohe gerade Stämme der Pinus rigida an einander an, deren Krone in einer Höhe von funfzig bis ſiebzig Fuß anfängt und von kurzen kräftigen Zweigen gebildet wird, an denen die drei bis vier Zoll langen Nadeln in Büſcheln meiſt nur die Enden einnehmen und dem Grün des Baumes ein eigenthümliches, buſchiges Anſehen, verſchieden von dem unſerer Fichten, geben. In dem dicken Stamme, in den langen Nadeln und den kräftigen Zweigen zeigt ſich die üppige Vegetation des Südens, die auch aus dem dürren, trocknen Sande ſolche majeſtätiſche Stämme hervorzuzaubern weiß. Auf dem Boden ſelbſt wächſt gar nichts, indem die Bäume alles Nahrhafte an ſich ziehen und nicht einmal Unkraut neben ſich aufkommen laſſen. Meiſt ſtehen auch die Stämme ſo weit getrennt von einander, daß man dieſe Wälder zu Fuß oder zu Pferd mit der größten Bequemlichkeit durchſtreifen kann. Im Sommer bieten ſie einen kühlen mit aromatiſchen Gerüchen geſchwängerten Zufluchtsort dar; man hält ſich ſehr gern in ihnen auf und baut ſich Landhäuſer in der Nähe derſelben. Zum Botaniſiren muß man dieſe Fichtenwälder nicht wählen, wo man ſchlecht für ſeine Mühe belohnt werden wird, aber eine deſto reichere Ausbeute bieten die Thäler dar, die man mit dem Namen

bottoms bezeichnet und die Sümpfe, swamps genannt. Der Boden iſt hier ſo reich, daß die Natur wirklich im Erzeugen gleichſam ſchwelgt; Baum ſteht an Baum, Schlingpflanzen bilden undurchdringliche Mauern, und am Boden finden ſich zahlreiche kleine Pflanzen. Gras kommt jedoch auch hier ſelten vor, außer an den Stellen, wo die Bäume nicht ſo dicht ſtehen. Aber jene ſchönen Sträuche ſind hier zu finden, von denen ich oben geſprochen; viele der immergrünen Arten lieben ſolche Standorte, und aus den Blättern kann man ſchon aus der Ferne auf die Natur des Bodens ſchließen. An den Abhängen, die von den im Sommer meiſt theilweiſe trockenen Sümpfen nach den höher gelegenen Gegenden führen, finden die Uebergänge Statt; hier kommen wieder andere Gruppen vor. Das Botaniſiren in den Sümpfen gehört übrigens nicht zu den angenehmſten Ausflügen. Man hat ſich von Erhöhung zu Erhöhung ſchon tief in den Sumpf hineingewagt; in der Ferne blüht eine Pflanze, die man zu erreichen wünſcht, mit Hülfe von alten Holzſtämmen und kleinen Raſenhügeln arbeitet man ſich weiter fort, aber der gewünſchte Gegenſtand bleibt dennoch zu weit entfernt; man ſieht ein, daß man ihn kaum ſchwimmend erreichen könnte; und nachdem man ſich eine lange Zeit abgemüht hat, muß man unverrichteter Sache zurückkehren. Bisweilen geräth man in ſehr verzweifelte Lagen, und muß zu den verwegenſten Sprüngen ſeine Zuflucht nehmen, um ſich wieder auf das feſte Land zu retten. Zum Glück hatten die Moskitos ſich damals noch nicht gezeigt, ſonſt hätte ich wohl dieſen Sümpfen viel ſeltnere Beſuche gemacht. Denn ich lernte dieſe Thiere ſpäter im Norden kennen, und mußte mit zerbiſſenen Händen und Geſichte für meine Tollkühnheit büßen, mir eine Saracenia purpurea aus einem Sumpfe holen zu wollen. Die Hand, mit der ich die Pflanzenbüchſe getragen, obgleich mit einem Handſchuh geſchützt, ſchwoll von den unzähligen Stichen bedeutend an. Da man bei ſolchen Gelegenheiten nie eine ganz ſichere Stellung hat, ſo iſt man auch nicht im Stande, ſich gegen die Angriffe dieſer Inſecten gehörig zu vertheidigen.

Eine meiner Wanderungen führte mich nach dem durch Feuer zerſtörten Landhauſe Bonadventure, das in der Nähe von Savannah auf einem ähnlichen Sandhügel wie der, auf welchem die Stadt gelegen iſt, ſteht, und deſſen Umgebungen wegen einer großen Anzahl immergrüner Eichen (Quercus virens) berühmt ſind. Dieſe

Bäume, obgleich höchſtens hundert Jahre alt, haben eine bedeutende Größe und ein recht ehrwürdiges Anſehen, welches durch das daran wachſende graue Moos (Fillandria usneoides) erhöht wird. Die Stämme ſind im Ganzen wohl zu niedrig, die Aeſte bilden aber recht ſchöne Bogen, und namentlich macht eine der Baumreihen eine vollſtändige Laube über den Weg. Es ſind dieß die berühmten live oaks, die von den Amerikanern zum Schiffsbau benutzt werden, und nach dem Zeugniß aller Sachverſtändigen die beſte Holzart dazu darbieten. Obgleich ſie immergrün ſind, ſo leidet ihr Anſehen doch im Frühjahr, wo die alten Blätter im Abfallen und die neuen noch nicht entwickelt ſind; aber es bleibt immer ein ſchöner, höchſt maleriſcher Baum, der von allen amerikaniſchen Eichenarten noch die meiſte Aehnlichkeit mit unſeren Eichen hat. Dieſe Art kommt blos an der Seeküſte vor, geht gar nicht weit ins Innere und wächſt auf einem ziemlich ärmlichen Boden.

Auf dem Rückwege von dieſem Orte wollte ich längs dem Fluſſe hingehen, ſtieß aber bald auf Hinderniſſe, Sümpfe und Flußarme, denen ich auf keine Weiſe zu entgehen wußte, als dadurch, daß ich meinen Weg durch den Garten einer Pflanzung nahm. Wie ich aus demſelben in den Hof ging, ſah ich einen kleinen alten Mann unter der Thüre des Hauſes ſtehen, den ich grüßte und ruhig meinen Weg fortſetzte. Er rief mir aber zu: „Haben Sie Geſchäfte mit mir?" ich antwortete „Nein". Damit nicht zufrieden, ſagte er ziemlich rauh: „Sie wiſſen wohl nicht, daß Sie kein Recht haben, durch meinen Garten zu gehen?" „Ich bitte um Entſchuldigung, erwiederte ich, fremd in der Gegend verirrte ich mich, und konnte mich nicht anders herausfinden, als daß ich mir die Freiheit nahm, durch Ihren Garten zu gehen." „Ich ſehe, Sie ſind ein Botaniker." „Zu dienen." Auf dieſe Art leitete ſich unſere Bekanntſchaft ein; er zeigte mir ſeine Blumen, lud mich auf ein Glas Wein in ſein Haus ein, und vertraute mir, daß ich ſeinem Geſinde ſehr verdächtig vorgekommen ſei, mit meiner Pflanzenbüchſe. Sie hatten mich für einen Emiſſär der Abolitioner, oder wer weiß für was angeſehen. Mir machte das Abentheuer viel Vergnügen, obgleich es hätte ſchlimm für mich ablaufen können. Beim Weggehen gab mir mein neuer Freund die tröſtende Verſicherung, ich könne mich glücklich ſchätzen, nicht ſeinen Hunden in die Hände gefallen zu ſein, die mich ſchlechter als er würden aufgenommen ha-

ben. Dieſe Pflanzer, die ſich nie ſicher glauben und voll Verdacht und Sorge ſind, halten ſich auf ihrem Grund und Boden für berechtigt, über die Fremden eine Art polizeilicher Aufſicht auszuüben.

Vierunddreißigſtes Capitel.

Coſtümirter Ball. Aufgegebene Reiſe nach Florida. Zerſtörung der Orangenwälder durch den Froſt. Clima und Geſundheit der Luft.

Meine Abende in Savannah brachte ich gewöhnlich ſehr angenehm in Geſellſchaft zu. In ungewöhnliche Aufregung kam während meiner Anweſenheit die ſchöne Welt von Savannah durch einen coſtümirten Ball (fancy ball), der viele fremde Gäſte, ſelbſt von Charleston herbeizog und bis nach Mobile hin Aufſehen machte, ſo daß, als ich ſpäterhin nach dieſer Stadt kam, man ſich darüber als ein merkwürdiges Ereigniß bei mir erkundigte. Die Dame, welche den Ball veranſtaltete, hielt ſtreng darauf, nur ſolchen Perſonen Einladungen zu ſchicken, die zuvor ſich geäußert hatten, daß ſie in Verkleidung erſcheinen würden. Man fragte auch bei mir an: ich erklärte aber, daß ich zwar Luſt hätte, den Ball anzuſehen, aber um die Erlaubniß bitten müſſe, ohne Coſtüm erſcheinen zu dürfen, und gegen einen durchreiſenden Fremden werde man wohl Nachſicht haben, die mir denn auch durch die Vermittelung mehrerer Freunde gewährt wurde. Der ſehr geräumige Tanzſaal bot hinlänglichen Raum dar für die große Anzahl von Masken, deren wohl gegen ſechzig verſammelt waren. Vor dem Balle wurden in einer neben dem Saale ſich befindenden Gallerie lebende Bilder aufgeführt, welche durch den Reichthum und die geſchmackvolle Auswahl der Anzüge, beſonders der weiblichen, ſo wie durch die fleißige und ſceniſche Aufführung ſehr befriedigend ausfielen. Eine Scene: ein Mädchen, die ihrem Geliebten eine Blume reichte, war beſonders ausgezeichnet; die Dame, die dieſe Rolle übernommen hatte, ſtellte wirklich eine idealiſche Schönheit vor. Beim Tanze fehlte es leider an guter *Muſik*; die Neger, welche ſpielten, hatten alte Stücke und gaben ſie

ſchläfrig und ſchlecht. Während die meiſten Masken auch in fremden Kleidern blieben, was ſie waren, ſuchten einige ihren Charakter durchzuführen, was jedoch nur zwei Quäkern wohl gelang, die ihren Rollen den ganzen Abend getreu blieben. Der ältere, der in Savannah geboren, und mit Jedermann bekannt war, aber ſeit vielen Jahren in der Fremde gelebt hatte, war zufällig um dieſe Zeit in die Stadt gekommen, und benutzte dieſes Kleid, um ſeine Freunde zu intriguiren, was ihm auch mit vielen recht gut gelang. Das Nachteſſen war, wie gewöhnlich, in einem Nebenzimmer. Als wir mit den Damen nach dem Ballſaale zurückkehrten, wurde ich von dem Herrn des Hauſes eingeladen nach dem Eßzimmer zurückzukehren; ich lehnte es ab, indem ich meinen Appetit vollſtändig geſtillt hatte, ſah aber, als alle Herren in Kurzem den Saal verließen, daß ich gegen die Regel geſündigt hatte: ich hätte nehmlich, als ich meine Dame im Eßzimmer bediente, nicht ſelbſt eſſen, ſondern zuſehen ſollen. Ich fand mich nun mit den Damen allein, die indeſſen meine Anweſenheit weiter nicht auffallend zu finden ſchienen, unter ſich einen Tanz arrangirten, und mich zuſehen ließen. Die Herren ſtellten ſich einer nach dem andern wieder ein, und Alles ging den gewohnten Gang fort.

Unter den Tänzern befanden ſich viele Offiziere aus der Armee der Vereinigten Staaten, die auf Anlaß eines über Major Gates zu haltenden Kriegsgerichtes von Florida aus, wo ſie gegen die Seminolen dienten, nach Savannah gekommen waren, und ſich um ſo leichter auf dem Ball eingefunden hatten, als ihre Uniform für eine Maske zählte. Da ich zu der Zeit noch mit dem Vorhaben umging, von Savannah aus einen Ausflug nach Florida zu machen, ſo war es mir ſehr angenehm bei dieſen Herrn Erkundigungen einziehen zu können. Die Meiſten riethen mir ſehr davon ab, indem ſie mir vorſtellten, daß, wenn ich mich auf den Beſuch von St. Auguſtine beſchränken wollte, ich eigentlich nichts ſehen würde; um aber weiter nach dem Innern gehen zu können, müſſe ich auf eines der Dampfſchiffe warten, die von Zeit zu Zeit nach den Militairpoſten im Innern am Fluſſe St. John gingen, indem die Reiſe zu Lande der Indianer wegen ſich nicht machen ließe. Latrobe's poetiſche Beſchreibung des Landes in ſeinem Rambler hatte mich hauptſächlich auf den Gedanken gebracht dieſe Reiſe zu machen, um die dortige ſchöne Pflanzenwelt, namentlich die Pomeranzenwälder zu ſehen;

dieſe Offiziere aber machten mir eine ſehr ſchlechte Beſchreibung vom Lande. Es ſoll im höchſten Grade einförmig ſein, eine ewige Folge von Sümpfen, Wäldern und Sandwüſten, mit welchen reiche Landſtrecken abwechſeln, die aber gewöhnlich ſo klein und unbedeutend ſind, daß ſie kaum für eine Pflanzung genügen. Zugleich hatte der ſtarke Froſt im Jahr 1832 die in der Nähe von St. Auguſtine und nördlich von der Tampa-Bay ſich befindenden Orangenwälder zerſtört, ſo daß auch dieſer Anziehungspunkt wegfiel. Vielleicht aber hätte ich meine Luſt, nach dem ſchon durch ſeinen poetiſchen Namen Florida anziehenden Land zu gehen, nicht bekämpfen können, wenn nicht der Krieg mit den Seminolen die Straße von St. Auguſtine nach Talahaſſe in einem ſolchen Grade unſicher gemacht hätte, daß kein Poſtwagen mehr dahin ging. Ich fühlte keine Luſt, mich auf einer Vergnügungsreiſe in Amerika von den Indianern ſcalpiren zu laſſen, und ſo gab ich obſchon mit Widerſtreben den beabſichtigten Ausflug auf.

Seit einer Reihe von Jahren ſcheinen die Winter in dieſem Theile des Landes kälter geworden zu ſein. Der Froſt, der vor wenigen Jahren alle Citronen und Orangenbäume in Savannah, Mobile, New-Orleans, St. Auguſtine tödtete, tritt jetzt beinahe regelmäßig alle Jahre ein, ſo daß die jährlichen Aufſchüſſe dieſer Bäume meiſt immer wieder theilweiſe zerſtört werden. Der Mangel an dieſen Bäumen hatte den Gärten viel von ihrer Schönheit und Lieblichkeit genommen. Ich war z. B. in Savannah in einem Garten, in welchem dem Froſte dreihundert Frucht tragende Orangenbäume erlegen waren. Es wäre wirklich traurig, wenn die von Manchen geäußerte Vermuthung, daß die Winter fortwährend ſo kalt bleiben würden, ſich als wahr erweiſen ſollte. Die Einwohner dieſes heißen Landes würden dann den Erſatz verlieren, den ihnen ein milder Winter für die Hitze des Sommers gewährt, und das Land würde einer ſeiner ſchönſten Zierden beraubt ſein.

Obgleich mein Aufenthalt in Savannah in eine ſehr frühe Jahreszeit, Ende März und Anfang April, fiel, ſo hatte ich doch viel von der Hitze zu leiden; es gab mehrere ſchwüle Tage, an denen die Wärme ſehr drückend war, die denn auch endlich in ein furchtbares Donnerwetter ſich auflöſte. Dieſes dauerte von Nachts ein Uhr bis Morgens vier Uhr, und war ſo ſtark, daß ich mich nicht *erinnere je ein ähnliches* erlebt zu haben. Ich vernahm nicht gerade

ſehr heftige Schläge, aber der Donner zog ſich auf eine furchtbare Weiſe in die Länge, ſo daß faſt keine Unterbrechung Statt fand; dabei Blitz auf Blitz, mehr ein nahes heftiges Wetterleuchten, als einzelne Strahlen. Ich ſchlief unter dem Toben von Zeit zu Zeit ein, und jedes Mal, wenn ich aufwachte, dauerte der Sturm der Elemente noch fort. Die Einwohner von Savannah ſelbſt waren über die Heftigkeit des Ungewitters erſtaunt, das die gewöhnlichen ſüdlichen Donnerſtürme übertroffen haben ſoll; und ich konnte mir ſchmeicheln, etwas Außerordentliches erlebt zu haben. Vergebens hoffte ich am folgenden Morgen die Luft erfriſcht und rein zu finden; ſie war noch immer feucht und drückend. Aber alle Bäche und kleinen Flüſſe der Umgegend waren in einem ſolchen Grade angeſchwollen, daß dadurch die Communication nach mehreren Seiten hin für einige Zeit unterbrochen wurde. Die meiſten dieſer kleinen Waſſer haben keine Brücken, ſondern werden in Furthen überſchritten; dieſe werden aber ſogleich ungangbar, wenn ein etwas ſtarker Regen fällt. Denn der Boden iſt, wo er nicht aus Sand beſteht, meiſt lehmig, ſo daß das Waſſer gar nicht eingeſogen wird, ſondern mit großer Geſchwindigkeit abläuft, und die Flüſſe und Bäche anſchwellt. Daher kommt es auch, daß man wenige Stunden nach einem Regen kaum noch Spuren von demſelben auf dem Boden bemerkt.

In der Nähe von Savannah hat die Regierung der Vereinigten Staaten intereſſante, obſchon unwillkührliche und koſtſpielige Verſuche über den Einfluß der örtlichen Lage auf den Geſundheitszuſtand gemacht. Da im Ganzen die Tannenwälder für geſunde Aufenthaltsorte gelten, ſo nahm die Regierung keinen Anſtand, ein Krankenhaus und eine Caſerne in dem in der Nähe der Stadt befindlichen Walde zu erbauen. Sachverſtändige, die den feuchten, ſumpfigen Boden beobachtet hatten, warnten vergebens vor dieſem Unternehmen; die Regierung ließ ſich nicht abhalten. Aber ſobald die Häuſer im Sommer bewohnt wurden, machte ſich die ungeſunde Lage bemerklich; viele Inſaſſen wurden krank, und die Krankheitsfälle nahmen in einem ſolchen Grade zu, daß man genöthigt war, die Truppen zu verlegen und ein anderes Haus zu bauen an einer paſſenderen Stelle. Die Ungeſundheit des Nadelwaldes, in welchem man den unglücklichen Bau aufgeführt hatte, hat darin ihren Grund, daß er ſich vom Fuße der Anhöhe, auf welcher die Stadt liegt, und die ſich nach Süden hin langſam abdacht, in ein Thal ausdehnt, wo ſich

das Waſſer der Höhe ſammelt. Die neue Caſerne liegt von der alten nur einige hundert Schritte entfernt, und hat trotz dieſes geringen Abſtandes eine vollkommen geſunde Lage. Zwiſchen derſelben und dem Walde hat man das Gefängniß gebaut und ſelbſt in dieſem haben ſich keine Spuren einer ungeſunden Lage gezeigt. Es iſt merkwürdig, in welcher Beſchränkung ſich die Einflüſſe einer ungeſunden Ausdünſtung äußern, und wie viele zum Theil unerklärliche Anomalien dabei Statt finden. In neuerer Zeit hat man behauptet, der Grund der Ungeſundheit der ſumpfigen Lage im Sommer und Herbſte liege nicht in einem unſichtbaren Miasma oder einer ſchädlichen Ausdünſtung, ſondern in dem durch die Fäulniß animaliſch-vegetabiliſcher Stoffe verurſachten Mangel an Sauerſtoff in Verbindung mit großer, abſpannender Hitze und kühlen, feuchten Nächten. Aehnliche Bedingungen zeigen ſich in großen volkreichen Städten und daher auch ähnliche Krankheiten. Sumpfige Gegenden, die von Bäumen entblößt werden, gewinnen dadurch nicht, ſondern im Gegentheil ein größerer Theil des Sumpfes wird der Sonne ausgeſetzt, und unter dieſem Einfluß geht die Fäulniß raſcher vor ſich. So lange man das Daſein eines Miasma's nicht nachweiſen kann, muß man ſich freilich damit begnügen, den ſchädlichen Einfluß einer ſumpfigen Lage durch chemiſche Zerſetzung zu erklären; aber die Sache bleibt noch immer ungewiß. In manchen Fällen ſoll das Wohnen in einem höheren Stockwerke vor den ſchädlichen Einwirkungen bewahrt haben, und ſchon hundert Fuß über einer ſumpfigen Stelle ſoll eine geſunde Lage ſein. Aber eine dieſer Behauptung ziemlich widerſprechende Thatſache iſt die, daß an manchen Landſeen die Wechſelfieber ſich nicht bei den Anwohnern des Ufers, ſondern bei denen zeigen, die etwas höher und entfernter wohnen. Leider fehlen genauere Beobachtungen noch ſehr, und es hält ſchwer, alle die verſchiedenen Einflüſſe gehörig aufzufinden und in Rechnung zu bringen. — Savannah ſelbſt iſt ſehr geſund, ſeitdem man die nächſten Felder einem trocknen Anbau unterworfen hat. Ein dort lebender Mann, der ſonſt gewöhnlich mit den Seinen nach dem Norden zu gehen pflegte, theilte mir die Erfahrung mit, daß gerade in dem Sommer, den er in Savannah zubrachte, und nur in dieſem, das einzige Mal, kein Glied ſeiner Familie erkrankt ſei. Früher kamen ſogar Bewohner von Charleston, um dort den Sommer zuzubringen. Trotz dieſer *geſunden Lage* ſucht aber doch Jedermann die Stadt im Sommer

zu verlaſſen, auch ſchon deswegen, weil während dieſer Jahreszeit wenig geſelliges Leben daſelbſt Statt findet.

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Abreiſe von Savannah. Ankunft in Auguſta. Bauart und Zuſtand der Stadt. Sandhills. Botaniſche Excurſionen. Hamburg.

Während meines Aufenthaltes in Savannah war der Frühling ſchon ganz eingetreten und ich konnte hoffen, auf meiner ferneren Reiſe durch die ſüdlichen Staaten meine Sammlung mit vielen neuen Pflanzen zu vermehren. Von Seiten der Menſchen hatte ich auf meiner bevorſtehenden Reiſe von hier nach Mobile nicht viel zu erwarten, denn ſie führte mich zum Theil durch Landſtriche, die noch vor Kurzem in den Händen der Wilden geweſen, und wo weder gute Wirthshäuſer noch angenehme geſellige Kreiſe zu erwarten waren: und ich konnte mit ziemlicher Gewißheit vorausſehen, daß ich die nächſten vier Wochen viel einſamer als die in Savannah und Charleston verlebte Zeit zubringen würde. Dieſe Ausſicht trug nicht gerade dazu bei, mir den Abſchied von einer Stadt, wo ich ſo viele angenehme und intereſſante Bekanntſchaften gemacht und wo man mich mit ſo vieler Güte und Freundſchaft empfangen hatte, zu erleichtern. Indeſſen mußte geſchieden ſein, und den 6. April Nachmittags reiſte ich in der Poſtkutſche von Savannah ab, um über Auguſta durch's Innere von Georgia zu gehen, wo ich die ſüdliche Natur in ihrer urſprünglichen Geſtalt kennen zu lernen hoffte. Die Begierde neue Gegenden zu ſehen, tröſtete mich über den Abſchied, und munter beſchaute ich von meinem Sitze auf dem Bock die Wälder und Sümpfe, die wir, nachdem wie die Höhe bei Savannah verlaſſen hatten, durchfuhren. Hie und da kamen wir über kleine Sandrücken, die durch breite flache Sandſtrecken getrennt waren. Gegen Abend führte der Weg eine Stunde lang mitten durch einen Sumpf, links und rechts ſtanden Büſche und Bäume, die ihn lieblich überſchatteten und verzierten, und zwiſchen deren Aeſten das dunkle ſchwarze Waſſer des Sumpfes hindurch ſchimmerte. In der Nacht hatten

wir ein Gewitter, das ſich zwar an Heftigkeit nicht mit dem obenerwähnten vergleichen ließ, das jedoch den Kutſcher, obgleich ich ihm meinen Regenſchirm geliehen hatte, bewog anzuhalten, um den ärgſten Regenguß vorübergehen zu laſſen. Unſer Nachteſſen und Frühſtück waren nicht ſonderlich: gebratener Schinken und Eier ſpielten eine Hauptrolle dabei, und ich fing an einzuſehen, daß ich entweder Eier eſſen oder hungern müſſe; ich zog natürlich das Erſtere vor und fand mich wohl dabei. Nach einer zwanzigſtündigen Fahrt, (für eine Entfernung von hundertachtzehn Meilen nicht die geſchwindeſte) langten wir in Auguſta an. Im Wirthshauſe, wo die geſetzliche Stunde für das Mittagseſſen vorbei war, mußte ich mich glücklich ſchätzen, einige der gewärmten Reſte zu erhalten. Dafür aber war ich deſto glücklicher mit meinem Zimmer, ich erhielt einen großen Saal, in welchem ich ganz leicht einen Ball hätte geben können, mit einer freundlichen Ausſicht.

Auguſta iſt eine der älteſten Städte in dieſem Theile des Landes, und ſpielte eine Rolle zur Zeit des Freiheitskrieges. Die Engländer hatten ein Fort hier, und mehrere Treffen fielen in der Nähe vor; von den Befeſtigungen fand ich keine Spur mehr. Die Stadt hat aber erſt in der neueren Zeit angefangen ſich zu heben, und bietet jetzt mehrere gute Gebäude und eine ſchöne Straße dar. Im Grunde kann man ſagen, daß ſie blos dieſe eine beſitzt: denn in ihr iſt Alles vereinigt. Kaufläden, Wirthshäuſer, Kirchen, Wohnhäuſer; ſie iſt aber über eine Meile lang und ſo geräumig, daß man, glaube ich, eine ziemliche Stadt hinein bauen könnte, und daß in ihr kein Gedränge zu befürchten iſt, ſelbſt dann wenn die Stadt ſo viel Zehntauſende von Einwohnern zählen ſollte, als ſie jetzt Hunderte hat. Auguſta liegt am Fluß Savannah und hat in Folge dieſer Waſſerverbindung mit dem Meere einen ziemlich bedeutenden Handel, der noch gehoben worden iſt durch die Eiſenbahn von Charleston, die auf der anderen Seite des Fluſſes in Hamburg endet. Je mehr ſich das Land im Rücken der Stadt bevölkern wird, deſto mehr wird ſie an Bedeutung gewinnen. An Einwohnerzahl ſteht ſie Savannah wenigſtens gleich, und iſt jetzt mehr in Zunahme begriffen als dieſes. Im Aeußeren hat ſie wenig von einer ſüdlichen Stadt, indem die Häuſer, ausgenommen in den Nebenſtraßen, nicht durch Gärten und Raſenplätze getrennt, ſondern dicht an einander gebaut ſind. Die *Bevölkerung beſteht* hauptſächlich blos aus Handel treibenden Leuten

und ſolchen, die damit in Verbindung ſtehen, wie Advocaten, Richter, Wirthe u. ſ. w., und ich vermuthe, daß hier kein ſo angenehmes geſelliges Leben wie in Savannah iſt. Aus eigener Erfahrung kann ich freilich nichts ſagen, da ich mich zu kurze Zeit hier aufhielt und die ſchöne liebliche Umgegend, die mir noch durch den Reichthum an Pflanzen doppelt intereſſant wurde, mich völlig in Anſpruch nahm.

Ganz in der Nähe von Auguſta iſt eine ſich bis an den Fluß erſtreckende Hügelreihe, wo die reicheren Kaufleute ihre Landhäuſer haben. Man nennt die Gegend die Sandhügel (Sandhills), und hört in Auguſta oft davon ſprechen. Beim Botaniſiren kam ich zufällig dahin, und fand wirklich Sand in Menge. Die Landhäuſer liegen zum Theil einſam in Eichenwäldern, die freilich nicht aus großen, majeſtätiſchen Bäumen, ſondern aus ärmlichen, niedrigen Büſchen beſtehen; zum Theil hat ſich eine Straße gebildet ganz von Landhäuſern, über deren Menge ich mich wundern mußte. Hier finden ſich meiſt auch kleine Gärten bei denſelben, von denen jedoch nur wenige gut unterhalten waren, während die meiſten etwas verfallen ausſahen, ſo wie auch mehrere Gebäude alt und vernachläſſigt, andere hingegen einladend und freundlich erſchienen. Die Ausſicht von hier mag recht gut ſein, obſchon ich zu keinem guten Ueberblick gelangen konnte; die Umgebungen dagegen ſind ſehr wenig einladend, der Hauptvorzug der Anſiedlung beſteht wohl in der Geſundheit und der Nähe der Lage, indem man recht wohl ſeine Geſchäfte in der Stadt verrichten und den Abend zu ſeiner Familie auf's Land gehen kann.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, wollte ich einen Ausflug nach der anderen Seite des Fluſſes machen. Anſtatt über eine der beiden Brücken zu gehen, ging ich den erhaltenen Anweiſungen gemäß längs dem Fluſſe ungefähr zwei Meilen hinauf bis an eine Fähre, deren Stelle ich auch glücklich fand, die aber auf der anderen Seite lag, und trotz meines wiederholten Rufens nicht herüber kam. Ich hörte ſpäter, daß die Fähre am Sonntage gar nicht im Gange ſei. Ich mußte daher, ſo verdrüßlich dies auch für mich war, nach der Stadt umkehren, und über die obere Brücke gehen. Mein Ziel war ein kleines niedliches Thälchen, das ſich zwiſchen zwei kleinen Anhöhen gegen den Fluß hinunter zog. Ich fand dort viele neue Pflanzen, und war höchſt zufrieden mit meinem Ausfluge. Als ich an den Fluß kam, fand ich mich auf einem felſigen Vor-

ſprunge, unter welchem der Fluß wild über Felſen rauſchte. Er war hoch angeſchwollen und die am Ufer befindlichen Bäume ſtanden tief im Waſſer. Die Bewaldung der umliegenden Höhen war ſehr ſchön und die ganze Ausſicht hatte einen wilden, rauhen, ſehr belebten Charakter, ganz verſchieden von einer ſüdlichen Landſchaft, wo trübe Waſſer langſam zwiſchen niedrigen, ſumpfigen Ufern dahin ſchleichen. Mein Eifer hatte mich ſo weit geführt und die vielen Pflanzen meine Schritte ſo oft aufgehalten, daß ich erſt nach zwei Uhr ins Wirthshaus zurück kam, wo ich mit der tröſtlichen Nachricht empfangen wurde, daß das Mittagseſſen ſchon ſeit einer Stunde vorüber ſei. An den Sonntagen ändert man gewöhnlich die Eßſtunde der Kirche wegen, ich hatte vergeſſen mich darnach zu erkundigen, und mußte daher nachexerciren. Mein hungriger Magen fand ſehr wenig Befriedigung, und ich beſchloß, ein ander Mal vorſichtiger zu ſein. Bei meinen botaniſchen Ausflügen hatte J. Wray, Apotheker in Auguſta, die Güte mich zu berathen; und nur ſein Geſchäft, das ihn in der Stadt zurückhielt, war Urſache, daß er mich nicht ſelbſt begleitete. In ſeinem Garten zieht er die meiſten der ſchönen einheimiſchen Sträucher nebſt vielen ausländiſchen, und findet ein Vergnügen darin, auswärtige Botaniker mit den Schätzen der umliegenden Wälder zu verſehen, ſo daß er immer mit dem Ausgraben und Abſenden von Pflanzen und Bäumen beſchäftigt iſt.

Am dritten Tage beſuchte ich von Auguſta aus das nahe Hamburg, das einem Deutſchen ſeine Entſtehung zu verdanken hat, und jetzt durch die Eiſenbahn nach Charleston ſehr in Aufnahme kommt, obgleich es ſobald nicht ſeinem europäiſchen Namensvetter gleichkommen wird, da es an Auguſta einen gefährlichen Nebenbuhler hat. Ich folgte der Eiſenbahn einige Zeit lang, und gerieth bei der Gelegenheit in Sümpfe, aus welchen ich mich nur mit Mühe heraus zog, und wo ich gleichwohl nichts fand, das mich für meine Arbeit entſchädigt hätte. Ich nahm mir daher auch von nun an vor, den Sümpfen ein wenig aus dem Wege zu gehen, obgleich ſie wegen des Reichthums an Pflanzen äußerſt anziehend und zugleich meiſt ſo undurchſichtig ſind, daß man Wunder glaubt, was hinter denſelben verborgen ſei. Ich ſah hier mehrere prächtige koloſſale Waſſereichen (Quercus prinos, bicolor), die dem ſchönſten Parke würden Ehre gemacht haben. In ihrem Bau ſahen ſie eher Buchen ähnlich als *unſeren Eichen*, ſie waren ungemein hoch, und hatten keine breiten

Kronen, was vielleicht zum Theil von ihrer gedrängten Stellung herkam. Dieſes Mal war ich übrigens nicht ſo glücklich wie den Tag zuvor. Entweder hatte ich den Anweiſungen meines Freundes keine Folge geleiſtet, oder ſie nicht recht verſtanden, genug ich konnte die Stelle nicht finden, die er mir bezeichnet hatte. Nachmittags verſuchte ich mein Glück noch einmal, und kam auch zu den mir beſchriebenen Hügeln, an welchen ich mehrere neue Pflanzen fand, ſo daß ich für meine Ausdauer belohnt wurde, wie denn überhaupt mein dreitägiger Aufenthalt ſehr zur Vermehrung meiner Sammlung beitrug.

Sechsunddreißigſtes Capitel.

Abreiſe von Auguſta. Ankunft in Milledgeville. Das Staatshaus. Macon.

Dienſtag Morgens den 11. April verließ ich Auguſta in der Stage. Mein einziger Mitreiſender war ein Kaufmann aus New-York, ein Mann ſchon ziemlich in den Jahren und ein recht angenehmer Geſellſchafter, der mich zum Sprechen nöthigte; denn gewöhnlich gehörte ich, wie meine Leſer wiſſen, zu den einſylbigen Reiſenden, weil meine Verſuche mich verſtändlich zu machen, oft nicht die günſtigſte Aufnahme fanden. Die Gegend war gar nicht anziehend. Wir kamen an wenig guten Pflanzungen vorbei, meiſt waren es ärmliche Hütten von wenigen Kornfeldern umgeben. Selbſt die Wälder kamen mir nicht reich und üppig vor, die beſten Bäume waren wohl großentheils ausgehauen. Die todten Bäume in den Feldern fingen an mich zu langweilen: auf dem ganzen Wege kamen wir wohl an keinem Felde vorbei, das nicht wenigſtens einige Sümpfe aufzuweiſen hatte. Alles deutete darauf, daß das Land erſt ſeit wenigen Jahren urbar gemacht worden ſei, und daß es im Ganzen zu ärmlich iſt, um andere Leute als Arme zu veranlaſſen ſich hier anzubauen. Eine Eiſenbahn von Auguſta nach Milledgeville iſt jetzt ihrer Vollendung nahe, und dieſe wird in Zukunft den Reiſenden dieſen Weg bedeutend kürzer und angenehmer machen. Die erſten Stationen wurden wir ſo gut gefahren, daß wir viel früher ankamen als

gewöhnlich: wir hielten uns daher an dem zum Mittagseſſen beſtimmten Platze nicht auf, ſondern fuhren bis Warrenton, wo wir ſtatt des Thees uns ein Mittagseſſen geben ließen. Hier verloren wir aber auch den Vorſprung, den wir über die andere Kutſche, unſere Nebenbuhlerin, gewonnen hatten. Unſer Kutſcher hielt ſich, glaube ich, abſichtlich ſo lange auf, um ſeinem Freunde, der die andere Kutſche führte, Zeit zu geben uns einzuholen. — Alle dieſe Poſtkutſchen ſind bekanntlich Privatunternehmungen, mit denen die allgemeine Regierung Verträge für die Briefe abſchließt, und ſich um das Uebrige nicht kümmert. Außer dieſen ſogenannten Briefkutſchen (mail stage, deren es beinahe auf allen ſelbſt den verlaſſenſten Straßen gibt, weil die Regierung für die Fortſchaffung der Briefe Sorge tragen muß), gibt es noch andere Kutſchen, die blos Paſſagiere führen und ſich nach deren Bequemlichkeit richten. In Sparta aßen wir zu Nacht. Gern hätte ich etwas geſehen von einer Stadt, die einen ſo berühmten Namen trägt, aber es war zu ſpät. In der Nähe liegt Athen, das ſeinem alten Rufe gemäß der Sitz einer Univerſität iſt, während in Sparta ſich eine ziemlich bedeutende Erziehungsanſtalt für Mädchen befindet. Warum man die Studenten nach Athen und die Mädchen nach Sparta gethan hat, weiß ich nicht: ich hoffe wenigſtens, man wird die ſpartaniſche Mädchen-Erziehung daſelbſt nicht in Ausführung bringen. Ich weiß nur ſo viel zum Ruhme dieſes Ortes zu ſagen, daß wir ein ſehr gutes Nachteſſen erhielten. Einen Theil der Nacht brachte ich auf dem Bock zu; die Luft war mild und die ohnedem anziehende Landſchaft erſchien mir in dem freundlichen Lichte des Mondes und dem hellen, milden Scheine der Sterne doppelt anziehend; nach und nach wurde es aber feucht und kühl, und ich mußte zu meinem Mantel Zuflucht nehmen, bis mich endlich der Schlaf in den Wagen trieb.

In Milledgeville, der Hauptſtadt des Staates Georgia, langten wir am 12. April gegen drei Uhr in der Frühe an. Gern benutzte ich die uns hier vergönnte Zeit meinen Schlaf bis zum Morgen im Bette fortzuſetzen, aber die Neugierde, die Sehenswürdigkeiten der Hauptſtadt in Augenſchein zu nehmen, erlaubte mir nicht lange liegen zu bleiben, und um ſechs Uhr war ich ſchon wieder auf den Füßen, um mich umzuſehen. Unſer Wirthshaus ſtand auf einem ziemlich geräumigen Platze, in deſſen Mitte ſich das Staatshaus befand, das natürlich zuerſt meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Das Gebäude

zeichnet ſich durch eine gewiſſe Originalität aus, der Styl ſcheint der gothiſche ſein zu ſollen, aber außer der den Zinnen an den Mauern mittelalterlicher Schlöſſer ähnlichen Bruſtwehr, welche das viereckige Dach umgiebt, und vier kleinen an den Ecken angeklebten Thürmen, die gleicher Höhe mit des Daches Ecke und oben mit einer ähnlichen Bruſtwehr eingeſchloſſen ſind, bemerkt man weiter keine Verzierungen, die an die gothiſche Baukunſt erinnern könnten. Der Thurm, der aus der Mitte des Hauptgebäudes hervorragt, ſieht eher allen andern Thürmen als einem gothiſchen ähnlich, und iſt höchſt einfach und unbedeutend. Das Ganze iſt von Holz erbaut und angeſtrichen, ärmlich ausſehend und obgleich neu, ſchon etwas verfallen; von der übrigen Stadt ſah ich nicht viel. Um das Staatshaus herum ſtehen einige Kirchen, die ebenfalls alle ſehr ärmlich ausſehen und zum Theil noch nicht ausgebaut ſind. Milledgeville ſcheint beinahe in demſelben Falle ſich zu befinden wie Washington; obgleich Hauptſtadt eines bedeutenden Staates, der ſtark im Zunehmen begriffen iſt, will es nicht zunehmen. Man wählt freilich für Hauptſtädte, als Sitze der Regierung, meiſtens eine ſolche Lage im Innern des Landes, daß der Handel ſie vermeiden muß; und dieß iſt auch der Fall mit Milledgeville. Die Anzahl der Perſonen aber, die an den Sitz einer republikaniſchen Regierung gebunden ſind, iſt ſo gering, daß ſie nicht genügt, einem Orte Leben zu geben. Unſer Frühſtück, das freilich in einem halbunterirdiſchen Zimmer aufgetragen wurde, ſöhnte mich mit der Hauptſtadt von Georgia aus.

Um acht Uhr fuhren wir von Milledgeville weg. Mein alter Herr hatte mich verlaſſen, und an ſeine Stelle waren zwei junge Leute und mehrere Wegpaſſagiere getreten. Gegen Mittag kamen wir nach Macon, einer noch jungen erſt zehn bis zwölf Jahr alten Stadt, die ſich nicht übel ausnimmt. Die Gegend, worin ſie liegt, iſt hügelicht und auf mehreren kleinen Anhöhen ſtehen recht hübſche Häuſer, die wohl in die Augen fallen. Es ſcheint viel Leben und ziemlicher Handel hier zu ſein; in der Hauptſtraße bemerkte ich mehrere recht elegante Kaufläden. Der ſchiffbare Fluß Alatamaha, der ſich bei Darien ins atlantiſche Meer ergießt, fließt durch das Thal, und trägt dazu bei, den Ort zu heben und ihm den Vorzug vor Milledgeville zu geben, das auf einer Art Hochebene liegt. Wir mußten hier eine halbe Stunde auf das Mittagseſſen warten. Es war nehmlich ein Pferderennen in der Nähe, und unſerem Wirth

gefiel es nicht früher als nach Beendigung deſſelben nach ſeinem Hotel zurückzukommen. Reiſende, die von den andern Seiten her anlangten, und weniger Zeit hatten als wir, waren zum Theil genöthigt, ohne Mittagseſſen weiter zu gehen. Unſer Kutſcher war auch zum Wettrennen hinausgegangen, und kam noch ſpäter zurück als der Wirth, ſo daß er uns hinreichende Zeit zum Eſſen ließ. Bei Tiſche waren wir vielleicht funfzig Perſonen, hatten aber nur drei Aufwärter, und ſahen uns daher genöthigt uns ſelbſt zu bedienen; ſonſt ließ ſich freilich nichts gegen die Mahlzeit ſagen.

Ich fuhr von hier aus wie gewöhnlich auf dem Bocke, und überließ meinem alleinigen Mitreiſenden den Gebrauch der ganzen Kutſche. Die Gegend fing nun an ziemlich abwechſelnd zu werden, der Weg ging Berg auf und Berg ab. Unſer Kutſcher fuhr die Berge ſo geſchwind hinunter, daß ich mich kaum mit beiden Händen feſthalten konnte; denn bei dem holperigen und ſteinigen Wege ſtieß es fürchterlich. Er lieferte den Beweis, wie ſchwer es hält eine ſolche Kutſche umzuwerfen; ich wenigſtens hätte es zuvor nicht für möglich gehalten, ſolche ſteile Berge im ſtarken Trab hinunterzufahren, ohne umgeworfen zu werden. Er ſagte immer, ſobald er wollte rennen laſſen: „Nun halten Sie ſich feſt, ich kann Sie verſichern, daß die Kutſche auf den vier Rädern bleiben wird; ſein Sie daher ohne Sorgen!“ und dann ging es los. Dieſe Experimente wiederholten ſich oft, denn der Weg war eine unaufhörliche Folge von Auf und Ab. Der arme Paſſagier im Innern fand es beinahe ſchwieriger als ich die furchtbaren Stöße auszuhalten und beklagte ſich öfters, aber der Kutſcher behauptete, ſeine Pferde würden zu ſehr angeſtrengt werden, wenn er ſo ſteile Abhänge im Schritt hinunter fahren wollte.

Unſer Nachteſſen in einem kleinen Neſte, Knoxville, zeichnete ſich durch gute Bedienung aus; wir hatten nicht weniger als vier aufwartende Sklaven um uns, und waren blos drei Perſonen zum Eſſen. Die Nacht ging ſehr gut vorüber; ich ſchlief ziemlich viel, und ſobald es Tag wurde, machte ich mich wieder hinaus. In Talbotten, wo wir unſer Frühſtück finden ſollten, mußten wir geduldig warten, bis die regelmäßige Frühſtücksſtunde herbeigekommen war; es nützte uns daher gar nichts, daß wir ziemlich frühe angekommen waren. Von der nächſten Station an ging ich eine Strecke zu Fuß voraus in der Abſicht, mich ein wenig nach Pflanzen umzuſehen; es fing aber an zu regnen, und ich mußte mich unterſtellen und auf

den Wagen warten. Sobald es aufgehört hatte zu regnen, ſetzte ich mich zu dem Kutſcher, einem äußerſt fidelen Kerl, der mir bald ſeine ganze Lebensgeſchichte zu hören gab. Er war in Irland geboren, aber ſchon als Knabe nach Amerika gekommen, und hatte ſich als Kutſcher, Bereiter, Gaukler herumgetrieben, und ſich ziemlich viel Geld verdient, hauptſächlich mit Pferdehandel. Er kauft nehmlich Pferde, die er an der stage gehen läßt, wofür ihm der Eigenthümer das Futter unentgeltlich gibt: und nachdem er ſie auf eine bequeme Art eingefahren hat, verkauft er ſie gewöhnlich ſehr gut. Seine Abſicht war nicht ſich in Amerika niederzulaſſen, ſondern nach ſeiner Heimath zurückzukehren, aber erſt als gemachter Mann. Wir hätten wahrſcheinlich zum Mittageſſen nach Columbus kommen können, aber der Kutſcher behauptete, es ſei die Regel zehn Meilen dieſſeits zu Mittag zu eſſen, ich vermuthe bei einem ſeiner guten Freunde und Landsleute. Unſere Mahlzeit beſtand aus geſalzenem Fiſch, gebratenem Schinken, Eiern und Welſchkornbrod; in Columbus hätten wir es wahrſcheinlich beſſer gehabt. Die letzten zehn Meilen nahmen uns viel Zeit weg. Obgleich unſer Kutſcher die Berge immer wie verrückt hinunter fuhr, ſo hielt er ſich doch alle Augenblicke auf, ſo daß wir erſt gegen Abend den dreizehnten nach Columbus kamen.

Siebenunddreißigſtes Capitel.

Columbus.

Im City Hotel fand ich ein ſchönes gut möblirtes Zimmer vorn heraus, welches mir von dem Wirthshauſe eine ſehr gute Meinung beibrachte, die ſich auch ſpäter beſtätigt fand. Columbus iſt eine erſt ganz kürzlich entſtandene Stadt. Als Capitain Baſil Hall im Jahr 1827 hier durch kam, hatten ſich zwar ſchon mehrere Leute hier angeſiedelt, aber die Stadt war noch nicht eigentlich gegründet, und der Verkauf der Grundſtücke ſollte erſt einige Zeit ſpäter Statt finden. Die Wahl des Ortes iſt gewiß äußerſt zweckmäßig, wie denn überhaupt darin die amerikaniſchen Städte und Dörfer einen großen Vorzug vor den unſrigen haben. Der Fluß Chatahoochie, der ſich

in den mexikaniſchen Meerbuſen ergießt, iſt bis zu dieſem Punkte für Dampfſchiffe ſchiffbar; unmittelbar oberhalb der Stadt dagegen machen Felſen und kleine Fälle es ſelbſt Fiſchernachen unmöglich, weiter zu gehen. Columbus hat daher eine bequeme Verbindung mit dem Meere, und bietet für das ganze rückwärtsliegende Land, wo ſich ſehr fruchtbare Strecken befinden ſollen, einen ſehr paſſenden Marktplatz dar. In Zeit von neun Jahren hat ſich eine Bevölkerung von ungefähr dreitauſend Einwohnern hier angeſammelt, die großentheils aus Kaufleuten und mit dem Handel verknüpften Perſonen, und zu zwei Drittheilen aus Männern beſtehen. Die hieſigen Wirthshäuſer ſind immer mit ledigen jungen Männern überfüllt, die anderwärts, namentlich auch aus Neuengland, hergekommen ſind, um ihr Glück hier zu machen. In der Hauptſtraße, die ſich durch große Breite auszeichnet, ſteht ein Kaufladen neben dem andern; mehrere derſelben ſind ſehr elegant und würden eine viel größere Stadt zieren. Am Morgen ſah ich dieſe Straße immer mit angebundenen Pferden vollgeſtellt, auf denen die Pflanzer nach der Stadt gekommen waren, um ihre Geſchäfte zu beſorgen. In den Nebenſtraßen gibt es auch einige recht hübſche Gebäude, die zu Privatwohnungen dienen, und meiſt hübſche Gärten haben. Der Plan der Stadt iſt mit großer Regelmäßigkeit angelegt, und der Boden ziemlich eben, ſo daß man erwarten kann eine reinliche, freundliche Stadt in Kurzem hier emporſteigen zu ſehen. Jetzt zeichnet ſie ſich außer der Menge von Kaufläden durch die vielen Wirthshäuſer aus, die alle von bedeutender Größe ſind. Das eine veranlaßte gerade damals viel Gerede, indem dort an der Stelle von eiſernen Gabeln neuſilberne gegeben wurden; manche Leute ſahen ſie für ſilberne an und machten viel Lärm darüber. Auf dem Lande hat man hier meiſt eiſerne, zweizackige Gabeln, daher denn gewöhnlich die Amerikaner Gemüſe und andere Sachen mit dem Meſſer eſſen. Die Bauart der meiſten dieſer Wirthshäuſer iſt im Ganzen ziemlich zweckmäßig; doch fehlt es immer an einſchläfrigen Zimmern, was Reiſende wie ich manchmal fühlen müſſen, indem es bei der gewöhnlichen Ueberfüllung derſelben ſchwierig iſt, ein Zimmer für ſich allein zu erhalten. Da man mich in dem für die Damen beſtimmten Theil untergebracht hatte, ſo mußte ich, weil eine Dame mit einem Herrn anlangte, mich entſchließen, für die letzte Nacht ein kleines, *finſteres* Zimmer anzunehmen.

Durch die Güte eines Herrn, an den ich einen Brief mitgebracht hatte, und der mich „auf ein Glas Wein nach dem Essen" einlud, machte ich die Bekanntschaft mit einigen anderen Herren des Orts, die ich bei ihm fand. Alle, bis auf einen, führten hohe Titel als Oberste, Richter und dgl.; der Wirth selbst war Oberst, früher Mitglied des Congresses. Der Titel Oberst kommt von der Miliz her, und ist darum so häufig, weil bei derselben die Offiziere immer von Zeit zu Zeit gewählt werden und daher sehr oft wechseln; ein Oberst bleibt oft nur ein Jahr, behält aber dann den Titel. Ich sah am Abend einen Trupp Soldaten von der Miliz exereiren, die, obgleich blos aus zwölf Gemeinen, vier Offizieren und vier Musikanten bestehend, viel Lärm verursachten, durch alle Straßen zogen, und in denselben ihre Uebungen machten. Ich vermuthe, es war eine sogenannte freiwillige Compagnie. Nehmlich in Amerika ist eigentlich Jedermann verpflichtet in der Miliz zu dienen, aber sie versammelt sich so selten und die Lust an derselben Theil zu nehmen, ist so gering, daß viele sich derselben ganz entziehen und regelmäßig eine Geldstrafe bezahlen für ihr Nichterscheinen, wogegen diejenigen, die mehr Lust und Liebe haben, sich in sogenannte freiwillige Compagnien aufnehmen lassen, die sich selbst organisiren, ihre Uniform bestimmen, ihre Offiziere wählen, und nur unmittelbar unter dem Gouverneur, als dem commandirenden Chef der Miliz im Staate, stehen. Gewöhnlich sind diese Compagnien nicht sehr zahlreich, tragen alle möglichen Namen und haben die mannigfaltigsten Uniformen, oft so kostbar und glänzend, wie es sich gar nicht für republikanische Soldaten schickt. Es gibt auch freiwillige Reiter-Compagnien, die sich auf dieselbe Weise bilden. Von einer durchgreifenden Organisation der Miliz ist gar nicht die Rede; und mit Ausnahme von einigen Städten als Boston, Philadelphia, New-York wird die ganze Sache mit der größten Schläfrigkeit betrieben.

Die Gegend von Columbus ist recht lieblich. Ich machte einen Ausflug den Fluß entlang, indem ich meist dem Ufer folgte; doch manchmal fand ich dieß zu beschwerlich, und ging tiefer in den Wald. Die Ufer bieten viel Abwechslung dar: im Ganzen sind sie steil und zum Theil felsig. Der Fluß selbst macht große Sprünge über Felsen und schäumt und braust recht stattlich; an einer Stelle war er zwischen Felsen ganz schmal zusammengedrängt. An dieser Stelle fand ich mehrere Leute mit Fischen beschäftigt, die dabei eine ganz

eigenthümliche Methode befolgten. Sie bedienten sich kurzer Sacknetze (Netze, wie wir sie brauchen, um Fische aus unseren Fischtrögen herauszufangen), die an ungefähr zehn Fuß langen Stangen befestigt waren, und die sie mit einer dem Rudern ähnlichen Bewegung durch das Wasser den Strom abwärts führten. Ich vermuthe, daß die Fische im Hinaufschwimmen begriffen waren, und der starken Strömung wegen sich am Ufer hielten, sie müssen aber sehr zahlreich sein, weil man sonst mit diesen kleinen Netzen keine hätte fangen können. Das Fischen dauert hier nur wenige Wochen, wahrscheinlich so lange die Fische im Aufsteigen begriffen sind; die Art derselben konnte ich nicht ausfindig machen. Beim Hin- und Herklettern auf den Felsen fand ich mehrere recht hübsche Pflanzen, unter andern auf einem der hoch über den Fluß hervorragenden Felsen einen amerikanischen Oelbaum voll Blüthen (Olea americana), dessen Früchte jedoch nicht benutzt werden. Den Fluß verlassend vertiefte ich mich in die Wälder. Beim Ersteigen einer grasigen Anhöhe stieß ich auf eine Schlange, und war beim ersten Anblick ungewiß, von welcher Art sie sei. Ich erinnerte mich bestimmt, sie erst kürzlich in der Sammlung des Herrn Dr. Holbrook in Charleston gesehen zu haben, wußte aber nicht, ob sie giftig sei oder nicht. Um aber meiner Sache sicher zu werden, gab ich ihr mit meiner Gerte einen tüchtigen Schlag auf den Hals, wodurch ich sie zum Stillliegen brachte und sie genauer betrachten konnte, und an der runden Bildung des Kopfes erkannte, daß ich es nur mit einer Natter zu thun hatte. Ihre Zeichnung war sehr schön, rothe, schwarze und gelbe Ringe in regelmäßiger Abwechslung, ihre Länge betrug vielleicht zwei Fuß. Obgleich nicht gerade furchtsam, habe ich doch vor Schlangen allen Respect, und oft beim Herumstreifen im dichten Grase oder über dürren Blättern stutzte ich, wenn ich ein Rascheln neben mir bemerkte. Seit diesem Vorfalle machte ich es mir zur Regel immer eine Ruthe zu führen; denn eine solche ist die beste Waffe, und ein Schlag mit derselben tödtet oder lähmt eine Schlange. Mit Klapperschlangen machte ich keine Bekanntschaft, worüber ich mich auch tröstete: denn es sind immer höchst gefährliche Thiere. Mehrere Inseln und Berge sind mit ihnen und anderen ähnlichen Unthieren so zahlreich bevölkert, daß man sie nach ihnen benannt hat; ich besuchte aber keinen dieser Orte.

Achtunddreißigstes Capitel.

Abreise von Columbus. Reise durch das Creek-Gebiet.

Am 16. April Morgens um acht Uhr verließ ich Columbus, um nach Montgomery zu fahren. Man rechnet dahin hundert Meilen, und dafür mußte ich dreizehn Thaler bezahlen, ungefähr fünfundsechzig fr. de fr., mehr als ich je nach Verhältniß bezahlt hatte und als man auf allen anderen Straßen in ganz Amerika verlangt. Die Preise sind übrigens verschieden: an einigen Orten bezahlt man vier Thaler für hundert Meilen, sehr oft aber fünf bis sieben Thaler, und in Ausnahmefällen zehn oder noch mehr. Im Süden sind sieben bis zehn Thaler ein ziemlich gewöhnlicher Preis, weil die Straßen nicht sehr besucht sind und Kutschen, Pferde, Futter u. s. w. theurer bezahlt werden müssen. Wir passirten den Chatahoochie auf einer schönen, festen Brücke, und betraten hier den Staat Alabama, wozu das Columbus gerade gegenüberliegende Dorf Girard gehört. Jenseits dieses Dorfes wird der Weg sehr gefahrvoll, indem er über einen kleinen Bergrücken führt, von welchem auf beiden Seiten tiefe Abgründe hinunter gehen und der sich gleichsam zwischen die Krümmung eines in der Tiefe rauschenden Waldwassers eingedrängt hat. Eine kleine Brücke, die über diesen Bach führte, brachte uns aus dieser gefährlichen Umgebung. Von hier kamen wir bis zur Frühstücks-Station durch einen beinahe ununterbrochenen Wald, der mir jedoch nicht so dicht vorkam, als man von einem Urwalde erwarten konnte; denn ein solcher war es wirklich, und noch vor wenig Jahren hausten Indianer hier. Auf dem Wege kamen wir an zwei indianischen Pfaden vorbei (indian tracts), von denen der eine nach dem einige Meilen unterhalb Columbus am Chatahoochie liegenden Mitchell, der andere nach dieser Stadt selbst führte. Diese indianischen Pfade sind sehr schmal, denn die Wilden gehen immer einer hinter dem andern, nicht neben einander; eine Sitte, die sie auch auf den Straßen der Weißen beibehalten haben. Nach dem Frühstück, (für das wir fünfundsiebenzig cens bezahlen mußten und das doch schlechter war als eines für funfzig cens, den gewöhnlichen Preis), kam ich im Wagen neben unsere einzige mitreisende Dame zu sitzen, die sich

als die Wirthin des Hauſes, wo wir zu Mittag eſſen ſollten, zu erkennen gab. Wir befanden uns jetzt in dem ſogenannten indianiſchen Diſtrict (Creek territory), einem bis zum vergangenen Jahre der Nation der Creek gehörigen Landſtriche, die man zur Abtretung genöthigt und ihnen dafür ein Stück Land am Arkanſas-Fluſſe auf der anderen Seite des Miſſiſſippi angewieſen hatte. Viele der Indianer hatten ſich geweigert auszuwandern, und die Folge davon war ein Krieg, wie jetzt in Florida ein ähnlicher zwiſchen dort wohnenden Seminolen und den Amerikanern Statt findet. Meine Nachbarin hatte ſich in dem Creek territory nach der Abtretung des Landes angeſiedelt, und beim Ausbruche des Krieges wurde ihr Waarenlager, Wohnhaus und Alles von den Indianern verbrannt. Es geſchah dieß zu derſelben Zeit, wo mehrere Poſtwagen von den Indianern angegriffen und geplündert wurden. An der Stelle, wo dies geſchehen, kamen wir vorbei und ſahen zwei Gräber, die Ruheſtätten der drei Getödteten, die Ueberbleibſel der Wagen, mehrere Pferdeknochen, die Reſte des Baumes, an welchen die Indianer einen Kutſcher feſtgebunden und verbrannt hatten. Zuerſt wurden zwei Wagen angegriffen, die von Columbus aus zwei anderen, die von Montgomery herkommen ſollten, entgegen kamen und auf denen ſich blos zwei Kutſcher und der Geſchäftsführer befanden: von dieſen drei Perſonen wurde eine getödtet, die beiden anderen aber retteten ſich. An derſelben Stelle, wie es ſcheint, wurden die zwei anderen Wagen angegriffen, welche Paſſagiere von Montgomery brachten: von dieſen wurden zwei getödtet, die übrigen flüchteten ſich auf den Vorſpann-Pferden, die man mitgenommen hatte. Der Angriff geſchah in der Nacht, und die Bäume ſtanden an der Stelle ſo dicht, daß die Kutſcher nicht aus dem Wege ausweichen konnten. Die Indianer hatten ſich aber in der Ferne hinter Bäumen aufgeſtellt und ſchoſſen auf's Gerathewohl, ſo daß es ganz leicht war zu entkommen, ſobald man ſich von dem Wege in den Wald machte. Einer der Paſſagiere blieb auf der Straße und wurde ungefähr eine halbe Meile von der Angriffsſtelle erſchoſſen. Es war ein Neu-Yorker Kaufmann, der in Montgomery einem jungen Mann fünf Thaler anbot, wenn er ihm den Platz im Wagen abtreten und ſein Pferd reiten wollte. Der junge Mann nahm das Anerbieten an, weigerte ſich aber im Augenblicke der Gefahr dem Eigenthümer das Pferd *zurückzugeben oder ihn* hinter ſich aufſitzen zu laſſen, obgleich ihm

derſelbe hundert Thaler anbot. Unſere Paſſagiere beſchäftigten ſich an der Stelle mit Aufſuchen von Raritäten, und nahmen Lederreſte vom verunglückten Poſtwagen und ſelbſt einige Knochen mit, die ſie für Menſchenknochen hielten, indem ſie ſich von mir trotz meiner Oſteologie nicht überzeugen ließen, daß es Pferdeknochen ſeien. Der Sklave eines der Mitreiſenden hatte ſich eines Knochens bemächtigt von wenigſtens drei Zoll im Durchmeſſer und entſprechender Dicke, der eine menſchliche Knieſcheibe vorſtellen ſollte. Ich blieb während der Zeit ruhig im Wagen ſitzen und verließ den Ort ohne ein Andenken mitgenommen zu haben. Das Mittagseſſen bei unſerer Reiſegefährtin in ihrem neugebauten Blockhauſe war recht gut. Mit den Wegen hatten wir bis jetzt Urſache gehabt ziemlich zufrieden zu ſein; ſie waren wenigſtens beſſer, als wir ſie erwartet hatten, wenn ſie auch kein ſchnelles Fortkommen erlaubten. Nun kamen wir aber über mehrere Knüppeldämme, die noch zum Theil unter Waſſer ſtanden, und worin es Löcher gab, die der Kutſche furchtbare Stöße gaben. Beſonders nach dem Eſſen hatten wir mehrere Meilen hindurch einen grundloſen Weg; und obgleich wir alle zu Fuß gingen, bewegte ſich dennoch die Kutſche nur mühſam fort. Meine Reiſegeſellſchaft war nicht ſehr anziehend. Ich unterhielt mich ziemlich ausſchließlich mit einem Franzoſen, der in Macon als Kaufmann angeſiedelt war. Unverſchämt vorlaut und naſeweis waren zwei Buben von ungefähr ſechszehn Jahren, und ich bedauerte es daher gar nicht, als es am Abend zu einer Trennung kam, indem ich mit dem Franzoſen in ein anderes Wirthshaus ging, als die übrigen Paſſagiere. Kurz zuvor, ehe wir an unſer Nachtquartier gelangten, begegneten wir zwei Rennpferden, die von mehreren Sklaven begleitet nach Columbus geſchickt wurden, wo in einigen Tagen ein Rennen Statt finden ſollte. Wir hielten an, und ließen uns die Pferde zeigen. Das eine, Birmingham genannt, war ein ausgezeichnetes, ſchönes Thier, und im Beſitz einer Geſellſchaft, die es auf Speculation gekauft hatte; ob es ſeine Käufer durch zahlreiche Siege reich gemacht hat, weiß ich nicht.

Der Ort, wo wir hielten, war ein neues, erſt ein Jahr altes Dorf mit Namen Tuskegee. Es zählte ungefähr fünfundzwanzig Hütten, worunter ein Gerichtshaus, zwei Wirthshäuſer und der Anfang zu einer Kirche. Als ich am Abend vor dem Nachteſſen auf der Gallerie des Hauſes meine Pflanzen in Ordnung brachte, ſah

ich bald eine ganze Gesellschaft um mich versammelt, und war genöthigt eine Menge Fragen zu beantworten, die mich sehr belustigten, indem ich durch meine Antworten die Neugierde der Frager noch zu steigern suchte. Einer fragte mich, ob diese Pflanzen in meiner Heimath wieder aufleben würden? Ein Anderer, was ich eigentlich mit diesen Pflanzen anfangen, ob ich sie verbrauchen oder sonst etwas damit machen wolle? Daß ich sie blos für mein Vergnügen versammelte, wollte er mir nicht glauben; sicherlich dachte er, das sei eine höchst unnütze Beschäftigung, und ich könne meine Zeit besser anwenden. Ein Anderer half mir und suchte den Zweck meiner Beschäftigung auf folgende Art seinen Freunden klar zu machen, indem er sagte: „der Herr hat keine so hübschen Blumen in seinem Vaterland und will sie seinen Freunden zeigen; deswegen nimmt er sie mit.“ Anfangs hatten die Zuschauer geglaubt, es sei etwas Außerordentliches in den Papieren enthalten und wurden sehr unangenehm enttäuscht, als sie nur Pflanzen bemerkten, die sie selbst oft in den Wäldern gesehen hatten. Unsere Betten waren recht gut, und ich schlief in dem Blockhause so sanft und fest, wie in dem besten steinernen Hause; durch einige der Ritzen konnte man ins Freie sehen, aber bei dem milden Wetter hatte dieß weiter nichts auf sich. Der Franzose war mein Stubengenosse, jeder hatte aber ein Bett für sich.

Am Morgen mit der Dämmerung verließen wir unser Nachtquartier. Wir waren noch immer in dem ehemaligen indianischen Lande, hatten aber noch keinen Indianer zu Gesicht bekommen, obgleich einzelne zurückgeblieben sein sollten; doch sahen wir hie und da indianische Hütten, niedrige Blockhäuser, die kaum so gut wären als manche Sklaven-Hütten, und um dieselben kleine gelichtete Stellen, die sie wahrscheinlich als Felder benutzt hatten; eigentliche Dörfer sah ich nicht, und vielleicht haben diese Wilden nie sehr nahe bei einander gewohnt. Unser Frühstück nahmen wir noch innerhalb des indianischen Territoriums bei einem Franzosen Durand ein, der während des Krieges mit den Wilden der einzige Weiße war, der sich nicht flüchtete. Er baute auf die Freundschaft der Indianer, die er immer mit Güte behandelt, und denen er oft Wohlthaten erwiesen hatte, und fand sich nicht getäuscht. Sie ließen ihn ganz ungestört, während die Ansiedlungen aller anderen Weißen von Grunde aus zerstört *wurden. Es bestätigt* dieß, was sich an vielen anderen Orten bewie-

ſen hat, daß die Franzoſen im Verkehr mit den Wilden ſich deren Freundſchaft zu erwerben wiſſen, mit ihnen zuſammen leben, und ſich ſogar mit ihnen vermiſchen, während die Amerikaner dieſelben mit Kälte und Verachtung behandeln, ſich nicht zu ihnen herablaſſen und ſie nicht zu ſich hinaufzuziehen ſuchen. Jene nähern ſich der Civiliſationsſtufe der Wilden, und machen ſich zu Halbwilden, während die Amerikaner ſie durch ihre höhere Civiliſation erdrücken und zu Grunde richten, ſo daß beide nicht nebeneinander beſtehen können und die Indianer mit Recht die Amerikaner als ihre natürlichen Feinde betrachten. Während man daher, namentlich in Unter-Canada, viele Indianer findet, gibt es deren in den Vereinigten Staaten im Vergleich wenige, und die meiſten hat man jetzt aus dem Bereiche der Weißen entfernt, zum Theil in der Abſicht, ſie vor dem demoraliſirenden Einfluſſe derſelben zu ſchützen.

Unſer Frühſtück bei Mons. Durand war ſehr gut, und es that mir doppelt wohl, da ich am Abend zuvor wegen Unwohlſein nichts gegeſſen hatte; wir hatten namentlich eine gute Art Welſchkornkuchen. Gegen Mittag verließen wir das indianiſche Territorium. Zum Abſchied mußten wir durch einen tiefen Bach (creek) fahren, der die Scheidung macht, wo das Waſſer bis in den Wagen ging, ſo daß die Inſaſſen (zum Glück waren keine Damen dabei!) ihre Füße auf die Bänke flüchten mußten. Das alte Gebiet des Staates Alabama gab ſich zu erkennen durch viele Pflanzungen, gutes fruchtbares Land, beſſere Wege und zahlreiche Häuſer. Unſer Mittageſſen nahmen wir in einem recht freundlichen Dörfchen ein, das einige recht ſchöne Häuſer und Gärten zeigte.

Neununddreißigſtes Capitel.

Ankunft und Aufenthalt in Montgomery. Fahrt auf dem Alabama-Fluß nach Mobile.

Am 17ten April gegen vier Uhr Abends kamen wir in Montgomery an, das am Fluſſe Alabama liegt, der dem Staate den Namen gibt. Im Wirthshauſe, Montgomery-Hall, fand ich ein gutes Zimmer, das vollkommen dem guten Rufe dieſes Hauſes entſprach. Meine Reiſegeſellſchafter verließen mich hier und gingen gro-

ſentheils mit einem Dampfſchiffe weiter, das den folgenden Tag auf dem Alabama nach Mobile gehen ſollte, ich betrachtete die Trennung von ihnen nicht als ein Unglück, und beſchloß einen Tag hier zu bleiben und mit dem nächſten Boote den Fluß hinunterzugehen. Montgomery iſt einer der älteren Orte in dieſem ziemlich neuen Staate und hat wahrſcheinlich ſchon die Höhe ſeiner Blüthe erreicht, oder wird wenigſtens nur noch ſehr ſchwach zunehmen; die Entfernung vom Meere iſt zu groß, als daß hier je ein bedeutender Handel Statt finden könnte. Ich benutzte meinen Aufenthalt zu Ausflügen in die Umgegend, kehrte aber von denſelben nicht ſehr bereichert zurück. Ich kam meiſt durch ärmliche Tannen- und Eichenwaldungen, wie denn überhaupt um Montgomery herum das Land nicht ſehr fruchtbar iſt und meiſt gar nichts angebaut wird. Bei meinem Herumſtreifen ſtieß ich auf einen ſogenannten mound, der mittten in einem kleinen Sumpfe lag. Man ſoll dort Gerippe gefunden haben, und merkwürdiger Weiſe ſind mit der Erde, die übrigens ganz dieſelbe iſt wie die umgebende, viele Muſcheln gemiſcht.

Um meine Langeweile zu vertreiben, ging ich am zweiten Abend ins Theater, das man mir ſehr gelobt hatte, fand aber Ekel und Verdruß, ſtatt des Vergnügens, es ſei denn, daß ich dafür den komiſchen Eindruck rechnen wollte, den das erbärmlich aufgeführte Trauerſpiel auf mich machte. Die übrigen Zuſchauer freilich, deren vielleicht vierzig waren, ſahen die Sache anders an, und ſchienen im höchſten Grade gerührt zu ſein. Das Ballet ſetzte dem Ganzen die Krone auf. Eine Dame ſtrengte ſich an, uns mit ihren Bewegungen und Stellungen zu beglücken und wirklich zog ſie ſich unter dem Beifallrufen der Zuſchauer zurück. Der Saal ſelbſt war ſehr ſchlecht und paßte völlig zu der Aufführung.

Mittwoch den 19ten April um zehn Uhr verließ ich Montgomery auf dem Dampfſchiff Iberia, das in der Frühe von einem höher am Fluſſe gelegenen Orte angekommen war. Da es ſich beim Herunterkommen zum Behufe des Anlegens gedreht hatte, weil dieſes ſonſt nicht thunlich iſt, aber zu lang war, um ſich gerade an der Landungsſtelle wieder umdrehen zu können, ſo mußten wir zuerſt eine Strecke den Fluß hinauffahren, wo er breiter wurde. Ich fing wirklich an zu fürchten, ich ſei auf das unrechte Boot gekommen und die Fahrt ginge den Fluß hinauf, bis ich ſah, daß wir *anfingen uns* zu drehen.

Der Fluß iſt bei Montgomery ſchon ziemlich breit, aber ſo tief in ſeinen Ufern verſteckt, daß man ihn erſt zu Geſicht bekömmt, wenn man ganz nahe hinzutritt. Dieſe Gegend läßt ſich eine Hochebene nennen, durch die ſich der Fluß ein tiefes Bette gegraben hat. Das Ufer iſt gewiß vierzig bis funfzig Fuß hoch, ſo daß man, wenn man ſich auf dem Fluſſe befindet, nicht das Geringſte von der rückliegenden Landſchaft ſehen kann. Manchmal ſind ſie aus beinahe ſenkrechten Erdwänden gebildet, oft aus mehreren Terraſſen, die, reichlich mit Bäumen überwachſen, ſich übereinander erheben und einen äußerſt lieblichen Anblick gewähren, ſo daß man meinen ſollte, hinter dieſen Hügeln und Wäldern müſſe ein Paradies liegen, während man wohl blos ein Baumwollenfeld finden würde. Mehrere dieſer Terraſſen waren mit Azaleen verziert, die gleichſam Blumenteppiche bildeten, in angenehmer Miſchung mit dem Grün der Laubhölzer. Trotz dieſer ſchönen Bewaldung herrſchte wenig Abwechſelung; dieſelben Bäume wiederholten ſich immer wieder, Dogwood, Azaleen, Waſſer-Eichen, Pappeln, Ahorne; hie und da kamen einige Felſen zum Vorſchein. Ich erinnere mich, wie ſehr mich ein kleines Bächlein freute, das über einen dieſer Felſen mit ſanftem Rauſchen herabrieſelte. In der Art blieben die Ufer den ganzen Tag hindurch. Hie und da ſahen wir oben auf der Höhe Waarenhäuſer mit kleinen Holzſchienenwegen nach dem Fluſſe zu, um die Waaren auf denſelben hinauf und hinunter zu ſchaffen. Dieſe Gebäude zeigten Dörfer (towns) an, von denen ſelbſt wir freilich nichts ſehen konnten. Unſer Boot legte bei den meiſten dieſer Orte bei, manchmal ſchickten wir blos einen Nachen ans Land, um Paſſagiere zu holen. Der Fluß blieb ſich an Breite ziemlich gleich und erhielt keinen Zufluß; außer dem erwähnten Bache ſah ich kein Waſſer ſich mit ihm vereinigen. Ich brachte meine Zeit mit Betrachtung der Gegend, mit Leſen und Schlafen an der freien Luft zu. Bekanntſchaften zu machen, empfand ich keine Luſt, und mit Recht kann ich ſagen, daß ich dieſen Tag ohne ein Wort zu ſprechen, zubrachte.

Die Nacht ging ziemlich gut vorüber. Als ich gegen Morgen erwachte und den Mondſchein nicht mehr ſah, glaubte ich, es ſei Regenwetter, ſah aber zu meiner Freude, als ich das neben meinem Bette befindliche Fenſter öffnete, daß ein ſchöner Morgen dämmerte. Die Ufer waren etwas niedriger geworden und die Anhöhen ſeltener,

und allmählig kamen die Uebergänge zu den ganz ebenen Gegenden. Die Bäume waren auch etwas verschieden; Cypressen fingen an, sich zu zeigen, und zwar in ziemlicher Zahl. Etwa sechzig Meilen oberhalb der Vereinigung des Alabama mit dem Tombeckbe war an manchen Stellen das Ufer kaum zwei Fuß über dem Wasserspiegel erhaben, und, wie es schien, doch nicht Ueberschwemmungen ausgesetzt. Merkwürdig ist der bedeutende Unterschied zwischen dem oberen und unteren Theile des Flusses, in Bezug auf Steigen und Fallen: zwölf Fuß Steigen in Montgomery macht vielleicht dreihundert Meilen weiter unten blos einen Fuß aus, und weiter unten noch weniger. Wenn man d her vernimmt, daß der Fluß vor wenig Jahren sechzig Fuß in Montgomery gestiegen sei, so muß man nicht denken, daß weiter unten dasselbe Steigen Statt gefunden habe; es wird dort nur fünf Fuß betragen haben. In Montgomery sind die Ufer so hoch, daß der Fluß schon sehr bedeutend anschwellen muß, um über dieselben zu treten. Hingegen ist ein großer Theil der Ufer unterhalb der Vereinigung der beiden Flüsse Alabama und Tombeckbe in den wasserreichen Jahreszeiten, im Frühjahr und Herbst, beinahe fortwährend unter Wasser; manche höhere Stellen sind angebaut, aber immer Ueberschwemmungen ausgesetzt. Zwanzig Stunden oberhalb der Vereinigungsstelle kamen wir an einem Arm vorbei, der nach dem Tombeckbe führt und blos sieben Meilen lang ist. Das auf diese Art gebildete dreieckige Eiland soll sehr gutes Land haben, das sich meist in angebautem Zustande befindet, aber so niedrig ist, daß Niemand dort leben kann. Ob man Neger auch damit meint, weiß ich nicht, vielleicht sind Neger Niemand in den Augen eines Südländers. Die Wälder wurden hauptsächlich von Wassereichen, Pappeln und Cypressen, hie und da von Fichten und Weiden gebildet. Der untere Theil derselben ist beinahe überall mit Rohr (Miegia macrosperma var. gigantea) gefüllt, das denselben ein eigenes Ansehen gibt. Es bildet eine grüne wiesenähnliche Fläche, aus welcher die Bäume gleichsam hervorwachsen; da es aber eine Höhe von zehn bis sechzehn Fuß erreicht, so erscheinen die Stämme der Bäume eben so viel kürzer. Dieses Rohr hatte sich schon viel weiter oben gezeigt, aber nicht so zahlreich und nicht als Untergebüsche, sondern selbstständig für sich allein.

Nach Vereinigung der beiden Flüsse Alabama und Tombeckbe war die Breite des Wassers ziemlich beträchtlich bis zur Scheidungs-

ſtelle der beiden Flüſſe Mobile und Teuſam, die ſich getrennt von einander ins Meer oder in die Bai von Mobile ergießen. Wir folgten dem Mobile, der nach der Trennung ziemlich ſchmal und mehr gewunden dahinfließt. Seine Ufer erſchienen mir ſehr lieblich, mit dem ſchönſten Grün, das man ſich denken kann, bekleidet; die Bäume waren meiſtens ſehr jung, doch genügend hoch und ungemein dicht, im Hintergrunde ragten waldige Anhöhen hervor, die ſehr dazu beitrugen, die Wirkung des Vordergrundes zu erhöhen. Hier hatte ich zum erſten Mal Gelegenheit, den eigenthümlichen Wuchs der Cypreſſen zu beobachten. Es iſt dieß nicht die italieniſche Cypreſſe, Cupressus fastigiata oder horizontalis, ſondern Cupressus disticha. Auf der Eiſenbahn von Bruncheville nach Charleston hatte ich auch ſchon ganze Cypreſſenwälder geſehen, aber noch kahl und daher von düſterem und traurigem Anſehen; jetzt aber waren die ſchönen hellgrünen Nadeln hervorgekommen, welche den Baum anmuthig bekleideten. Unter den anderen Bäumen,. Eichen, Pappeln, u. ſ. w. zeichnen ſich die Cypreſſen ſchon durch ihren Wuchs aus, ſo daß man ſie leicht von der Ferne her erkennen kann, mehr aber noch dadurch, daß ſie keine aufrechten, ſondern umgeſtürzte Kegel bilden, deren Baſis gegen den Himmel gekehrt iſt und deren Spitze auf dem Stamme ruht; ihre Aeſte nehmlich erheben ſich ziemlich alle zu gleicher Höhe und bilden oben eine breite Fläche. Durch dieſe eigenthümlichen Gipfel der Cypreſſen wird die Oberfläche des Waldes angenehm unterbrochen. Ihr Bau erinnerte mich an den der Cedern, doch iſt der Unterſchied zwiſchen beiden, daß bei den letzteren jeder Aſt für ſich eine Fläche bildet. Manche Cypreſſen, die jünger waren oder frei ſtanden, hatten nicht ganz dieſe Form, näherten ſich derſelben aber immer ein wenig. Die Stämme mancher Bäume waren äußerſt maleriſch mit Schlingpflanzen überkleidet. Mir ſchien es, als ob dieſe Halbſchmarozer eine gewiſſe Auswahl träfen und nicht gerade jeden Stamm beglückten, ſondern nur die von gewiſſen Arten; ſo erinnere ich mich nicht, eine Cypreſſe damit bekleidet geſehen zu haben. Das berühmte graue Moos nahm immer zu, je mehr wir uns dem Süden näherten; es zeigte ſich vorzüglich an den älteren und höheren Bäumen, in den jungen Wäldern findet es ſich nicht oft. Den unteren Theil der Wälder füllt das Rohr, den oberen Theil bilden die Gipfel der Bäume und die Mitte wird verdeckt durch das herabhängende Moos. Ungefähr zehn Meilen oberhalb Mobile hörten

die Bäume auf; eine ſumpfige Grasfläche war auf der einen Seite, und das andere Ufer beſtand aus niedrigem, angebauten Lande, das hinter ſich eine Anhöhe zeigte. Von jenen Wieſen kann man weiter keinen Gebrauch machen, als daß man das ſchlechte Gras abmäht; ſie ſind immer feucht und meiſt halb unter Waſſer, ſollen ſich aber jedes Jahr mehr heben. Die Dunkelheit brach ein, ehe wir zur Stadt kamen, und ich konnte nichts mehr von ihr ſehen, als im Vorüberfahren die Menge der Dampfſchiffe, die an den Kais vor Anker lagen. Mit der Geſchwindigkeit unſerer Fahrt hatten wir alle Urſache zufrieden zu ſein, denn trotz des öfteren Anhaltens legten wir die vierhundert Meilen in ungefähr dreiunddreißig Stunden zurück, mit Hülfe der Strömung liefen wir freilich oft ſechzehn bis ſiebzehn Meilen die Stunde. Das Suchen nach einem Logis machte viel Herumlaufen nöthig, indem die Wirthshäuſer alle ſo beſetzt waren, daß ich kaum ein einzelnes Zimmer finden konnte; in dem Alabama-Hotel war ich endlich ſo glücklich, zu erhalten, was ich wünſchte.

Vierzigſtes Capitel.

Mobile. Die Lage und Umgebung der Stadt. Die auswandernden Indianer vom Stamme der Creek, ihr Ballſpiel und Sitten.

Mobile iſt eine alte Stadt im Vergleich mit vielen anderen in der Union, ſie hat aber erſt in der neueren Zeit einige Bedeutung gewonnen. Vor wenigen Jahren brannte ſie größtentheils ab, und beſteht daher meiſt aus neuen Häuſern. Die Zahl der Einwohner mag zehntauſend ſein. In Folge ihrer Lage an der Bai iſt ſie der natürliche Handelsplatz für den ganzen Staat Alabama, der durch den Fluß Alabama und Tombeckbe u. ſ. w. mit ihr in Waſſerverbindung ſteht; weßwegen alle in dieſem Staate gezogene Baumwolle nach derſelben gebracht und da verkauft wird. Sie hob ſich daher in dem Grade, als das Land in ihrem Rücken mehr angebaut und angeſiedelt wurde, hat aber noch lange nicht ihre Höhe erreicht; denn es gibt noch große Strecken fruchtbaren Landes, die noch nicht angebaut ſind. Trotz der Lage an der niedrigen Küſte der Bai ſoll die Stadt ſehr geſund ſein, wie mich ein dortiger Arzt, mit dem

ich ſchon früher in Columbus Bekanntſchaft gemacht hatte, verſicherte. Man denkt hier gar nicht daran, ſich in den Sommermonaten nach dem Norden zu retten, wie es die Fremden in Neu-Orleans zu thun pflegen.

Die Umgegend von Mobile beſteht großentheils aus Sand, iſt aber nicht ſo unangenehm und dürr, als man ſich wohl denken könnte. An der Küſte der Bai ſind einige recht freundliche Punkte, wie der ſogenannte Pavillon, von dem man eine Ausſicht über die Stadt und die Bai hat, und wohin man im Sommer geht, um ſich zu baden. Ganz in der Nähe iſt die Küſte etwas höher und da befindet ſich ein ganzes Wäldchen von Magnolien, wo ich viele majeſtätiſche Exemplare der Magnolia grandiflora fand, die auch ohne Blüthe mit ihrem glatten runden Stamme und den dunklen, glänzend grünen, lederartigen Blättern ſehr ſchön iſt. Kleiner und beſcheidener iſt eine andere Art, der ſogenannte Cucumben-Baum, deſſen Blüthe noch größer ſein ſoll, als die der grandiflora. Seine Blätter ſind nicht immer grün, zeichnen ſich aber durch ungemeine Größe aus, und werden oft ein und einen halben Fuß lang. Es ſoll dieß eine Abart der M. acuminata ſein, die mehr nördlich als ein großer Baum vorkommt, aber kleinere Blüthen und Blätter hat. Den Abhang unten beſpült das Meer, das dem Ganzen Leben gibt, und doch die Einſamkeit des Haines nicht ſtört. Trotz ſeiner Schönheit aber iſt der Ort im höchſten Grade ungeſund, und man kann daher hier keine Landhäuſer anlegen, was man gewiß thun würde, wenn dieß Hinderniß nicht wäre. Worin der Grund dieſer Ungeſundheit zu ſuchen ſei, iſt mir nicht recht klar, vielleicht liegt er in der Seichtheit des Meeres und den vielen Baumſtämmen, die hier angeſchwemmt werden und vermodern, ſo daß ſich vielleicht durch Säuberung der Küſte etwas für die Geſundheit der Lage thun ließe. Ob die Höhe derſelben über dem Meere nachtheilig iſt, weiß ich nicht; alle ſolche Fragen ſind leider noch zu ſehr in Dunkel gehüllt, und es wird ziemlich ſchwer halten, aus den einzelnen Thatſachen allgemeine Schlüſſe zu ziehen. Anſtatt nun ihre Landhäuſer an der Küſte zu bauen, ſind die Bewohner von Mobile genöthigt geweſen, eine mehrere Meilen von der Stadt entfernte Sandanhöhe zu wählen, die ſie mit dem poetiſchen Namen springhill bezeichnet haben. Auf dem Wege dahin kamen wir an einer Reihe lieblicher, freundlicher Gärten vorbei, die zum Theil zu Landhäuſern gehören, zum Theil

aber von Kunſtgärtnern bebaut werden, die die Stadt mit Gemüſe und Blumen verſehen. Dieſe Kunſtgärtner ſind die Abkömmlinge franzöſiſcher Einwanderer, und ſollen durch ihr Gewerbe viel Geld verdienen. Ich bewunderte in dieſen Gärten vor allem die gerade in Blüthe ſtehenden Hecken der Cherokee-Roſe (rosa laevigata), die mit ihren ſchönen weißen Blumen und ihren glänzend grünen Blättern einen lieblichen Anblick gewährte. Leider fehlten auch hier die Orangenwälder, die dem Ganzen erſt den ſüdlichen Charakter würden aufgedrückt haben. Die springhills haben viel Aehnlichkeit mit den sandhills in der Nähe von Auguſta, doch erheben ſie ſich nicht ſo bedeutend, die Ausſicht iſt daher nicht ſo ausgedehnt, wird aber durch die Bai von Mobile verſchönert. Leider war es gerade ſo dunſtig, daß wir nicht viel ſehen konnten.

Den letzten Tag meines Aufenthaltes in Mobile benutzte ich zu einem Ausfluge nach Mobile Point, wo eine bedeutende Anzahl Indianer verſammelt waren, die auf Schiffe warteten, um ihre Auswanderung nach dem Weſten fortzuſetzen; ſie gehörten zu der Nation der Creek, durch deren Land ich auf meinem Wege von Columbus nach Montgomery gekommen war. Auf dem Dampfſchiffe, das mich nach der dreizehn Meilen entfernten Landſpitze bringen ſollte, und das ungefähr um eilf Uhr abfuhr, erwartete ich ſehr viel Geſellſchaft zu finden, aber das ungünſtige, mit Regen drohende Wetter hatte die Leute wahrſcheinlich abgehalten. Die Fahrt fand ich nicht gerade anziehend. Die Ufer der Bai ſind nicht ſehr intereſſant, ohne Abwechſelung, meiſt mit Wald bedeckt; der Pavillon, von dem ich oben ſprach, iſt beinahe der einzige Punkt, der den dunklen Saum, der ſich längs dem Waſſer hinzieht, unterbricht. Bevor wir in Mobile Point anlangten, paſſirten wir die Rhede von Mobile, wo vielleicht achtunddreißig bis vierzig Dreimaſter lagen, die wegen der ſeichten Bar (Sandbank) an der Mündung des Fluſſes in die Bai, in der Nähe von Mobile nicht bis dahin gehen können, daher hier beilegen, ausladen und ihre Fracht einnehmen, die ihnen auf kleineren Schiffen gebracht wird. Den Matroſen mag dieſe Einrichtung nicht ganz lieb ſein; denn nach einer oft ſechswöchentlichen Seereiſe haben ſie gewiß Luſt, ſich auf dem Feſtlande ein wenig herumzutreiben, was ihnen hier unmöglich iſt. Gegen zwei Uhr kamen wir nach Mobile Point. Es iſt dieß ein nie*driges*, *ſandiges* Vorgebirge, das mit einem kleinen Eiland zuſam-

men den Eingang in die Bai bildet; es befindet ſich hier ein Leuchtthurm, ein Fort und einige verfallene Wohnhäuſer. Am Landungsplatze war eine ziemliche Anzahl Indianer verſammelt, von denen viele ſich mit Angeln beſchäftigten, das ſie auf eine der unſrigen ganz ähnliche Art treiben, nur daß ich an den Angelſchnüren keinen Kork bemerkte. Ich ging ſogleich nach dem Orte, wo die Indianer mit Ballſpiel beſchäftigt ſein ſollten. Es war dieß eine ebene Stelle auf der anderen Seite der Landzunge gegen das offene Meer hin, wo der Sand feſt war und weniger die Natur des Flugſandes, als auf der anderen Seite hatte, vermuthlich weil die Stelle bei hohem Waſſer Ueberſchwemmungen ausgeſetzt iſt. An dem Spiele nahmen ungefähr zweihundert Indianer von verſchiedenem Alter Antheil; doch ſchien es, als ſeien verhältnißmäßig wenig Männer mittleren Alters unter ihnen, von denen wohl die meiſten ſich in Florida befanden. Nach dem Kriege mit den Creek hatte nehmlich die Regierung der Vereinigten Staaten viele von den Kriegern dieſer Nation angeworben, um ſie in dem Kriege gegen die Seminoles zu benutzen, und die meiſten der hier verſammelten Familien erwarteten von dorther ihre Angehörigen zurück, um dann nach ihrer neuen Heimath auszuwandern. Außer den Spielern war eine große Menge Alte da und viele Weiber und Kinder ſahen zu.

Ich verſuche nun eine Beſchreibung ihres Spiels. An beiden Enden des Spielplatzes ſind je zwei Baumzweige in den Sand geſteckt, die als Ziel für den Ball dienen und es kommt darauf an, ihn durch dieſelben hindurch zu werfen. Die Spieler ſind in zwei gleiche Partien getheilt, von denen jede ein Ziel zu vertheidigen bekommt, d. h. zu verhindern ſuchen muß, daß die andere Partei den Ball durch die zwei Zweige hindurch wirft, dagegen ſelbſt dahin trachtet, den Ball durch das feindliche Ziel hindurch zu werfen. Der geworfene Ball mag weit über das Ziel hinweggehen; ſobald er nicht mitten zwiſchen den beiden Zweigen hindurchgeht, ſo zählt es nicht; es iſt aber immer ein Vortheil, wenn der Ball dem Ziele ſo nahe gekommen iſt, weil dann ein anderer von derſelben Partei den Ball mit größerer Leichtigkeit zwiſchen den beiden Zweigen durchwerfen kann. Iſt dieß gelungen, ſo zählt es eins, und ſobald eine Partei auf ſechs gekommen iſt, hat ſie geſiegt. Der Ball wird mit einer Art Schleuder geworfen, die aus einem rinnenartigen Stück Holz verfertigt wird. Die Indianer wählen, wie man mir ſagte, hiezu

Holz der weißen Eiche (Quercus alba), des Hickory (Carya) und manchmal auch Fichtenholz, biegen es mit Hülfe von kochendem Waſſer, und geben ihm dadurch, daß ſie es mit Stricken zuſammenſchnüren, die nöthige Form, d. h. ſie legen es ganz zuſammen, ſo daß die beiden Endtheile platt aneinander zu liegen kommen und nur an der jetzt zum Ende gewordenen Mitte eine ovale Oeffnung bleibt, deren Boden durch kreuzförmig befeſtigte Schnüre geſchloſſen wird. Von dieſen Schleudern hat jeder Spieler zwei, und um ſie zu gebrauchen, iſt es nöthig, ſie zu kreuzen: man kann auf dieſe Art den Ball ſehr weit werfen. Der Ball iſt ſehr klein, hat vielleicht blos zwei Zoll im Durchmeſſer, und ſcheint nicht ſehr ſchwer zu ſein. Das Spiel beginnt in der Mitte zwiſchen den beiden Zielen. Der Ball wird von einem der Kampfrichter gerade in die Höhe geworfen, und nun geht der Kampf los. Jede Partei ſucht des Balls habhaft zu werden und ihn durch das Ziel der Gegenpartei zu werfen, dieſe aber ſucht es auf alle mögliche Art zu verhindern. Wo der Ball niederfällt, da ſammelt ſich ſogleich ein Kreis von Spielern, die ihn alle mit ihren Schleudern zu erhaſchen und den Anderen wegzunehmen ſuchen. Die Köpfe und die Schultern an einander gedrängt, arbeiten ſie im Sande, es dauert oft einige Minuten, bis endlich der Glückliche mit einem Hallo und einem Satze aus dem Gedränge hervorſpringt, und noch halb in der Luft den Ball wegwirft. Zeit zur Ueberlegung hat er nicht, denn im Augenblick fallen Alle über ihn her, aber zu ſpät; ein zweites jubelndes Hallo deutet an, daß ihm ſein Wurf gelungen, und ſo wüthet das Spiel fort. Oft war Einer im Begriff, den Ball mit den Schleudern zu werfen, da wurde ihm derſelbe durch einen Schlag auf die Schleuder entriſſen, und fort flog er nach der entgegengeſetzten Seite.

In ihren Bewegungen zeigten die Indianer im Ganzen viel mehr Behendigkeit und Gewandtheit als Kraft, was auch in ihrem Körperbau ziemlich deutlich ausgedrückt liegt. Sie ſind nehmlich im Ganzen ſehr gut gebaut, von mittlerer Größe, aber eher ſchlank als breit, ihr Muskelſyſtem iſt nicht ſehr entwickelt, auch fehlt ihnen die breite Bruſt und die ſtarken Arme, wie man ſie bei kräftigen Männern zu ſehen gewohnt iſt. Aber im Laufen, Springen, Ringen, zeigten ſie eine unglaubliche Behendigkeit und Sicherheit, und thaten alles mit ſo wenig Anſtrengung, daß es deſto gefälliger und an-

muthiger erſchien. Unter allen den Spielern, von denen die meiſten nackt waren und ihre Glieder vollſtändig zeigten, war blos ein einziger dicker Mann, von ungefähr vierzig Jahren; aber ſelbſt dieſer konnte kaum zu den fetten gerechnet werden, und einen wirklich dicken fetten Mann ſah ich auch nicht einmal unter den älteren Zuſchauern.

Nach dem Ende des erſten Spieles fing ein ungemeines Jubiliren der gewinnenden Partei an, wofür ſich die Verlierenden dadurch rächten, daß ſie den erſten beſten der Sieger ergriffen und auf den Boden zu werfen ſuchten. Bei allen dieſen Raufereien kam es nie zu Schlägereien; alles blieb in den Schranken des Spieles. Auch im Spiele ſelbſt wurden Einzelne manchmal ſehr aufgeregt; Einer warf den Andern auf den Boden, um ſich vielleicht für einen mislungenen Verſuch, den Ball zu erhaſchen, woran ihn der Andere gehindert hatte, zu rächen; es geſchah dieß aber in freundlicher Art; und nachdem ſich beide ein wenig gerauft hatten, kehrten ſie ruhig an ihre Plätze. Manchmal war ein Haufe von zehn oder zwölf auf dieſe Art mit einander im Streite mitten im Spiele, und dann brauchte der Ball nur in die Nähe zu kommen, ſo flogen Alle auseinander nach ihren Plätzen.

Unter den Zuſchauern ſchienen Einige von Bedeutung zu ſein. Einer derſelben trat einmal in die Mitte der Spielenden, und hielt eine Rede, die ziemlich viel Eindruck zu machen ſchien: indeß ſah ich wenig von der Achtung und der Ehrfurcht, mit der die Indianer ihre Alten behandeln ſollen; einige ungezogene Jungen waren vorlaut und unartig gegen ihn. — Beim erſten Spiele waren zwei Richter, die, ſo oft eine Partie den Ball zwiſchen die beiden Zweige durchgeworfen hatte, ein Stäbchen in den Sand ſteckten. Beim zweiten Spiele ſchienen mehrere Richter zu ſein. Ich ſah auf der einen Seite Einen, der auf ein Stückchen Holz aufzeichnete, indem er mit einem Meſſer Einſchnitte in daſſelbe machte; auf der anderen Seite aber ſaßen zwei auf einer kleinen Erhöhung, die den Gang des Spieles mit vieler Aufmerkſamkeit beobachteten und mit kleinen Streifen von Stroh, die ſie in den Sand ſteckten, den Erfolg aufzeichneten.

Eine Zeit lang war ich ganz allein, ohne alle Geſellſchaft von Weißen Zuſchauer, und ich fand es anfangs etwas unheimlich, mich mitten unter allen dieſen Wilden an einem einſamen Meeresſtrande zu ſehen; hätten ſie Luſt gehabt mich zu ſcalpiren, ſo hätten ſie es

mit Leichtigkeit thun können. Aber ich bemerkte nicht das Geringſte, das auf eine feindſelige Stimmung von Seiten der Indianer hätte deuten können. Niemand bekümmerte ſich um mich; ſelbſt die Kinder ſpielten um mich herum, ohne mich der geringſten Aufmerkſamkeit zu würdigen. Ein Alter, der mir den Gang des Spieles in ſeinem gebrochenen Engliſch theilweiſe erklärte hatte, bat ſich darauf Taback von mir aus; leider konnte ich ihm nicht damit dienen, ein Stück Geld ſtellte ihn aber vollkommen zufrieden. Ich konnte mir kaum denken, daß dieſe ſo friedfertig mit einander ſpielenden Menſchen rauben und plündern und am Blutvergießen Freude finden könnten; und gewiß ſind ſie ſolcher Dinge nur fähig, wenn ihre Leidenſchaften aufgeregt ſind.

In der Kleidung der Indianer herrſchte große Verſchiedenheit. Mehr als die Hälfte der Spieler hatte ſich ganz bis auf den Lendenriemen ausgezogen. Einige trugen kattunene Röcke, offenen Schlafröcken ähnlich, Manche hatten zwei ſolcher Röcke an und noch eine Weſte darunter. Auf dem Kopfe trugen Viele Turbane, Manche hatten an dem langen Haarbüſchel, den ſie auf dem Scheitel ſtehen gelaſſen, Federn befeſtigt; hie und da ſtolzirte Einer mit einem Hute oder einer Mütze umher; doch war dieß mehr unter den Zuſchauern, als unter den Spielern der Fall. Ein Schwarzer, der mitſpielte, trug eine Corporals-Uniform und gab ſich viel Anſehen, und ſchien auch bei den Indianern, vielleicht wegen ſeiner Uniform, ziemlich in Anſehen zu ſtehen. Von Verzierungen ſah ich nicht viel an den Spielern. Die Haut mehrerer der Aelteren zeigte Spuren von früherem Tättowiren; auf dem Schenkel eines Mannes ſah ich deutlich parallele Streifen, die mit dem Tättowir-Meſſer oder Kamm gemacht waren. Einige der Zuſchauer hatten lederne Hoſen an, die oben blos die Hüften deckten und unten an den Knöcheln endeten. Manche trugen geſtickte Gürtel, Jagdtaſchen und Strumpfbänder.

So verſchieden, wie die Kleidung, war auch die Farbe dieſer Indianer, namentlich die der Männer. Einige waren ſehr hellbraun, Andere rothbraun und Manche ganz dunkelbraun. Ich vermuthe, dieſe Farbenverſchiedenheiten haben zum Theil ihren Grund in der Miſchung mit Weißen und Schwarzen. Denn die Neger werden von den Indianern gar nicht als eine untergeordnete Race behandelt, und wenn ſich auch welche als Sklaven bei ihnen befinden, ſo werden ſie wie zur Familie gehörig angeſehen, und regieren

oft die ganze Haushaltung. Es gibt bei den Indianern immer sogenannte halfbred, die von Weißen und Indianern stammen; ich sah einen Solchen unter diesen Wilden hier, das wahre Bild eines Herkules: er schien sich zwar ganz zu ihnen zu zählen, hatte auch ihre Tracht, zeichnete sich aber durch seinen starken muskulösen Bau und seine hellere Hautfarbe auffallend aus. Die Amerikaner betrachten es übrigens gar nicht als etwas Entehrendes, indianisches Blut in ihren Adern zu haben, während die Abstammung von Negern für höchst erniedrigend gehalten wird und alle die Vorurtheile gegen sich hat, unter denen die Neger leiden müssen.

Nachdem das Ballspiel geendet war, ging ich zu den Lagerplätzen der Indianer, wo die Weiber mit Kochen, Nähen, Waschen u. s. w. beschäftigt waren. Die Zelte bestanden aus Leinwand, die über einige in die Erde eingesteckte Stangen ausgespannt und an den Ecken in den Boden befestigt war; eine der vier Seiten war als Thüre offen gelassen. Die Geräthe in denselben waren höchst einfach; hie und da sah man eine oder zwei Kisten, welche die Reichthümer enthielten, einige Decken, die als Betten dienten, Werkzeuge für Arbeit u. s. w. Die Kochkunst scheint hauptsächlich in der Bereitung von Welschkorn in verschiedenen Formen zu bestehen. Sie zermalmen es zu Mehl in dem zugespitzten Loche eines Baumstammes, mit Hülfe einer Stange — eine Art Mörser. Von Fleisch sah ich Speck und gesalzenes Rindfleisch, das ihnen von Seite der Regierung ausgetheilt wurde, welche die Kosten der Auswanderung trägt und ihre Verpflegung in Pacht gegeben hat. Einige der Reicheren gingen in ihrer Ueppigkeit so weit, daß sie sich in Bratpfannen Apfelkügelchen buken, wobei die Köchin einen Baumzweig zum Umkehren brauchte. Der Mann saß daneben, und so wie ein solches Kügelchen fertig wurde, nahm er es in Empfang und eilte damit zum Munde. Die Frau begnügte sich mit dem Zusehen, bis der Appetit ihres Ehemannes gestillt war.

In der Kleidung der Weiber, die mir wie unsere Bauersfrauen vorkamen, fand ich nicht viel Eigenthümliches; nur daß mehrere der jüngeren kurze indianische Röckchen trugen, die von der Hüfte bis zur Mitte der Schenkel gingen; eine Art Wamms, das sie trugen, reichte nicht bis an das Röckchen, so daß meist ein Theil des Leibes unbedeckt blieb. Im Ganzen fand ich viel Sittsamkeit unter ihnen. Viele Frauen und einige der Kinder waren mit weiblichen

Handarbeiten beſchäftigt, namentlich mit einer Art von Perlen-Stickerei auf Tuch, deren Muſter ſie alle aus freier Hand und mit ziemlich viel Geſchmack arbeiten. Dieſe Sachen verkaufen ſie ſehr theuer. Für eine Jagdtaſche forderten ſie von mir zehn Thaler, für einen Gürtel eben ſo viel. Die meiſten Weiber hatten ſehr regelmäßige Geſichtszüge, in denen freilich immer die hervorſtehenden Backenknochen und die ſchiefen Augenſpalten unangenehm hervortraten. Die Figur war meiſt dick und ſchwerfällig, und von den leichten, elaſtiſchen Bewegungen der Männer ſah man hier nicht viel; aber die ſchönen Augen und die glänzend ſchwarzen Haare geben den Geſichtern immer ein liebliches Ausſehen. An Verzierungen waren die Weiber viel reicher als die Männer: namentlich trugen ſie viel Ohrringe, an welchen meiſtens Geldſtücke befeſtigt waren; einige trugen auch die eigenthümliche, ſchildförmige Vorſtecknadel, die ich an den Indianern bei Nahant geſehen hatte.

Als wir wegfuhren, war der Landungsplatz beinahe ganz mit Indianern angefüllt, und alle dieſe dunkeln Geſichter und Geſtalten mit ihren bunten Kleidern, die Weiber auf den Blöcken ſitzend, die Männer in mehreren Reihen hinter ihnen ſtehend, gewährten einen eigenthümlichen Anblick. Ich fand mich in eine fremde Welt verſetzt, und konnte das Dampfſchiff und meine Umgebung mit dem Anblick dieſer Wilden nicht recht reimen. Bei ihnen hatte unſere Erſcheinung kein Aufſehen gemacht: ſie ſchienen ganz an den Anblick der Weißen gewöhnt zu ſein, und ſelbſt die ihnen in die Augen tretenden Beweiſe unſerer höheren Civiliſation ſetzten ſie nicht mehr in Erſtaunen.

Unſere Rückfahrt war ziemlich langwierig, indem die hereinbrechende Nacht uns nöthigte, beim Einlaufen in den Fluß ſehr vorſichtig zu ſein. Die Sandbank (bar) hat nehmlich zur Zeit der Ebbe nicht viel Waſſer, und wir mußten ſuchen ſie auf der tiefſten Stelle zu paſſiren, was uns nöthigte, bei der dunklen Nacht langſam vorwärts zu gehen. Es iſt merkwürdig, daß die Mündungen aller ſüdlichen Flüſſe ſo ſeicht ſind, was ſelbſt bei dem mächtigen Miſſiſſippi der Fall iſt, deſſen einzelne Arme an der Bar meiſt blos vierzehn Fuß Tiefe haben. Große Schiffe müſſen daher beim Einlaufen ſehr vorſichtig ſein; und da zugleich auch die Fluth ſehr unbedeutend iſt, ſo kann dieſe nicht einmal von großem Nutzen ſein. In Mobile *beträgt* ſie vielleicht nur einen Fuß, und ſteigt blos in Ausnahmefäl-

len auf zwei bis zwei und einen halben Fuß. Die ganze südliche Küste der Vereinigten Staaten leidet unter dieſem Uebelſtande. An der ganzen Strecke längs dem mexikaniſchen Meerbuſen, die zu den Vereinigten Staaten gehört, iſt kaum ein Hafen ſelbſt für kleinere Kriegsſchiffe zugänglich, und alle die vielen Baien und Buſen können blos von kleineren Seeſchiffen und Dampfbooten benutzt werden.

Einundvierzigſtes Capitel.

Abreiſe von Mobile nach New-Orleans. Fahrt durch die Meerenge, die Seen Borgne und Pontchartrain und auf der Eiſenbahn. Der Fluß Miſſiſippi. Die Lage der Stadt.

Schon am folgenden Tage, Montag den 24. April gegen zwölf Uhr verließ ich Mobile in einem der nach New-Orleans abgehenden Dampfboote. Unſere Fahrt bot wenig Intereſſantes dar. Wir mußten zum Theil denſelben Weg machen wie geſtern, und verließen die Bai bei Mobile Point, fuhren dann einige Zeit in der offenen See, bald aber lenkten wir in eine der inneren Straßen ein, die durch das Feſtland und eine Reihe von Inſeln, die ſich längs deſſelben hinziehen, gebildet werden. Das Waſſer innerhalb dieſer Inſeln hat nur acht bis zehn Fuß Tiefe, und kann deswegen nur wenig für den Handel benutzt werden. Die Inſeln ſelbſt ſind dürre Sandanhäufungen, die nicht bewohnt werden und blos zuweilen einem Fiſcher zum Zufluchtsorte beim Unwetter dienen mögen. Dieſe ſeichten Waſſer an der ſüdlichen Küſte erweckten in mir immer die Vorſtellung, daß der Süden von Nordamerika in dieſer Beziehung von der Natur vernachläſſigt und nicht dazu beſtimmt ſei, ſo groß und blühend zu werden als der Norden. Gegen Abend kam ein Dampfboot vorbei, das New-Orleans den Tag zuvor verlaſſen hatte, und dem, wie es ſcheint, ein Unglück zugeſtoßen war, das es ſo lange aufgehalten hatte, weil es ſonſt ſchon hätte in Mobile ſein ſollen. Ich wunderte mich, wie tief das Boot ging: es war nehmlich der Rand des unteren Verdeckes in der Mitte des Schiffes mit der Oberfläche des Waſſers beinahe gleich, und die Wellen ſchlugen daher fortwährend

hinein: es hatte augenſcheinlich mehr Fracht, als es haben ſollte, und die Paſſagiere waren gewiß einiger Gefahr ausgeſetzt. In der Nacht fuhren wir durch den See Borgne, der in ſeiner Weiſe ganz der Meerenge entſpricht, der wir bis jetzt gefolgt waren; ſeine Mündung hat blos ſechs bis acht Fuß Waſſer, und Schiffe von hundertundſechzig Tonnen ſind außer den Dampfbooten, die ſelten tiefer als ſechs Fuß und oft nur vier bis fünf gehen, die größten, die ihn befahren können. Am Morgen ſtand ich frühe auf und kam gerade noch zu rechter Zeit auf das Verdeck, um den Leuchtthurm zu ſehen, der an der Durchfahrt aus dem See Borgne in den See Pontchartrain erbaut iſt. An dem anderen Ende dieſes Paſſes auf einem kleinen Eilande ſteht ein Fort, das dieſen Eingang in den See vertheidigt. Außer dieſem Eingang, der Schiffe mit acht Fuß Waſſer durchlaſſen kann, gibt es zwei andere mit ſechs Fuß und weniger Tiefe, und an einem derſelben iſt auch ein Fort gebaut. Dieſer See wird wohl der Nähe von New-Orleans wegen ſo ſorgſam vertheidigt, denn außerdem ſcheint mir dieſe Waſſerfläche wenig Bedeutung zu haben wegen der geringen Tiefe, die zwiſchen zehn und vierundzwanzig Fuß abwechſelt. Lake Borgne und Pontchartrain ſind eigentlich weiter nichts als Einbiegungen des Meeres, tiefe Buſen, ſie haben beide ſalziges Waſſer. Der Leuchtthurm ſteht auf einer Erhöhung, die mir ganz ähnlich erſchien wie der mound auf der Reispflanzung in Savannah. Ich fragte den Capitain nach der Beſchaffenheit des Bodens, und erfuhr, daß er mit Muſcheln gemiſcht ſei, was meine Meinung von dieſen Hügeln beſtätigt, ſo wie auch der Capitain der Anſicht war, daß ſie zwar von den Indianern bewohnt geweſen ſein mögen, aber ein Werk der Natur, nicht der Eingeborenen ſind. Wir ſahen noch mehrere dieſer mounds, von verſchiedener Größe; die meiſten waren mit Bäumen bewachſen, und zeichneten ſich ſehr vor dem umgebenden Marſchlande aus. Das Fort iſt auf einer künſtlichen Grundlage gebaut, die viel Geld gekoſtet haben mag; es ſcheint gut angelegt zu ſein und macht einen angenehmen Eindruck. An einer anderen Spitze deſſelben Eilandes, auf welchem das Fort ſteht, befindet ſich das dazu gehörige Spital, wo früher ein ſpaniſches Fort ſtand. Der Capitain erzählte mir, daß an der Küſte des naheliegenden Feſtlandes ſich Spuren eines indianiſchen Forts befänden, die in einem Erdwall beſtehen, der die Form eines nicht ganz regelmäßigen Fünfeckes hat. Wie es ſcheint, iſt

man bei Anlegung deſſelben den Grenzen des trocknen Landes gefolgt: die Umgebungen beſtehen nehmlich aus Marſchland. Ob das Fort von den Indianern errichtet worden, ſcheint beinahe zweifelhaft, weil die Indianer ihre Befeſtigungen hauptſächlich aus Holz zu machen pflegten und dieſe ganz aus Erde gemacht ſein ſollen. Vielleicht rührt es von den Spaniern her, die unter Velasquez de Soto im ſiebenzehnten Jahrhundert einen Entdeckungszug nach dem Thale des Miſſiſſippi von Florida gemacht haben.

Gegen neun Uhr des Morgens kamen wir an dem Seeende der Pontchartrain-Eiſenbahn an: man hat nehmlich den See Pontchartrain mit New-Orleans ſowohl durch einen Canal als durch eine Eiſenbahn verbunden. Wir benutzten die letztere, und die Fahrt auf derſelben war kurz; eine halbe Stunde genügte, die fünf bis ſechs Meilen zurückzulegen. Der Sumpf, durch den uns der Weg führte, zeigte viele neue Pflanzen, namentlich auch eine Menge Irisarten, welche ganze Strecken bedeckten, und alle möglichen Farben von weiß bis ſchwarz hatten, nach denen ſie meiſt gruppenweiſe beiſammen ſtanden. Aber alle ſtanden ſo weit ab im Waſſer, daß ich von vorne herein den Gedanken aufgeben mußte ſie zu erhalten. Die Eiſenbahn endet im unteren Theile der Stadt, der noch beinahe ganz von den Franzoſen bewohnt wird. Wir fanden es ziemlich ſchwierig nach dem uns empfohlenen Wirthshauſe, Exchange-Hotel, zu gelangen, unſer Karrenzieher brachte uns nach der Börſe ſtatt nach dem Börſe-Gaſthofe; endlich aber kamen wir glücklich dahin.

Mein erſter Gang in New-Orleans war natürlich nach dem Fluſſe, „dem Vater aller Ströme:“ dieß iſt nehmlich die Bedeutung des indianiſchen Wortes Miſſiſſippi. Wir konnten die Waſſerfläche erſt ſehen, als wir auf den Damm geſtiegen waren, der ſich längs dem Ufer hinzieht; während nehmlich andere Flüſſe tiefer liegen als das umgebende Land, ſo liegt dieſer höher. Der erſte Eindruck, den der Anblick dieſes berühmten Fluſſes machte, war gar nicht ſo großartig als ich erwartet hatte. In den gleichförmigen, niedrigen, ebenen Ufern verliert ſich die ungeheuere Waſſermaſſe, deren Größe man ſich erſt durch Ueberlegung bewußt wird, man hat nehmlich kein anſchauliches Maß für die Breite und Tiefe des Fluſſes, indem ſich nichts zum Vergleichen darbietet, denn die Schiffe am Ufer ſind zu klein und die hin und her kreuzenden Dampfffähren kommen nicht in Betracht; die Maſſe ſelbſt endlich iſt trotz ihrer Größe und Macht

ein zu einförmiger und todter Gegenstand, um zur lebhaften Bewunderung zu reizen. Die Breite des Flusses ist übrigens nicht so beträchtlich, als man vielleicht erwarten könnte; sie mag vierzehn bis sechszehnhundert Fuß betragen. Die Größe desselben begreift man erst, wenn man an seine Tiefe denkt, die an einigen Stellen über hundertsechzig Fuß und an den meisten über sechzig beträgt, und die am Ufer selbst so beträchtlich ist, daß vor Kurzem ein in Brand gerathenes Schiff ganz neben demselben versenkt worden war, an derselben Stelle, wo zu meiner Zeit ein Dreimaster lag. Auf die Tiefe kann man auch schließen aus der eigenthümlichen kreiselnden Bewegung des Wassers an der Oberfläche und aus der ruhigen, unwiderstehlichen Gewalt, mit der es sich dahin wälzt. Die Strömung ist nicht reißend; sie beträgt wohl selten mehr als vier Meilen die Stunde, und ist so ziemlich überall dieselbe; denn sie kennt keine Hindernisse.

Der Fluß macht bei der Stadt eine bedeutende Krümmung, und zwar liegt dieselbe an deren äußerer Seite. Die Reihe der Schiffe geht von einem Ende bis zum anderen, und es ist gar kein Grund vorhanden, warum die Länge der Stadt nicht noch immer zunehmen sollte, sobald es die Zunahme des Handels verlangt. Die Anzahl der am Ufer liegenden Schiffe ist sehr groß. Die Seeschiffe sind der Breite nach längs dem Ufer aufgestellt, meist drei und mehrere neben einander, indem die Beschränktheit des Raumes nicht jedem Schiff einen Platz am Ufer zu geben erlaubt. Die Dampfboote haben ihre eigene Stelle. Während ich da war, zählte ich deren gegen vierzig; manchmal, namentlich im Anfange des Frühjahres, sollen deren oft gegen hundert hier versammelt sein. Den Fischernachen, den kleinen Seeschiffen, den Mississippi Booten (flat boat) ist auch ein besonderer Platz eingeräumt. New-Orleans gegenüber fängt ein kleines Dorf an sich zu bilden: es sind dort auch Schiffswerften angelegt, und viele Schiffe werden immer dort ausgebessert. Die Verbindung zwischen beiden Ufern wird durch Dampfsähren unterhalten.

New-Orleans zieht sich längs dem Flusse hin. Der älteste Theil der Stadt, der den Spaniern seinen Ursprung zu verdanken hat, bildet noch jetzt den Mittelpunkt der Stadt, und wird nebst dem unteren Theil von den Abkömmlingen der Spanier und von Franzosen bewohnt, während der obere, neuere Theil ziemlich allein *von den Amerikanern* eingenommen wird. Im Rücken der Stadt

liegt der See Pontchartrain, der acht Fuß tiefer iſt als der gewöhnliche Waſſerſtand des Fluſſes, ſo daß das zur Reinigung der Straßen aus dem Fluſſe herausgelaſſene Waſſer von demſelben weg nach dem See zu abläuft. Der Boden dacht ſich allmählig von dem Ufer an ab, und alle Straßen ſind tiefer als der Waſſerſpiegel des Fluſſes; was man deutlich merkt, wenn man von der Stadt nach dem Ufer zugeht. Der Damm, welcher den Fluß einſchließt und den Namen levée führt, iſt unbedeutend und entſpricht gar nicht der Größe des Fluſſes: er iſt niedrig, von geringer Dicke, und beſteht nur aus aufgeworfner Erde, ſo daß ich mich oft wunderte, wie man einem ſo ſchwachen Erdwalle die Sicherheit einer Stadt anvertrauen könne. Sollte der Fuß irgendwo durchbrechen, ſo würde die Stadt mehrere Fuß hoch unter Waſſer geſetzt werden.

Die Eigenthümlichkeit, daß das Land vom Fluſſe aus nach beiden Seiten hin ſich abdacht, und gleichſam einen Bergrücken bildet, auf dem der Fluß läuft, erklärt ſich ganz genügend auf folgende Art. Bei den jährlichen Ueberſchwemmungen im Frühjahr bringt der Fluß eine große Menge Unrath, Schlamm, Erde mit ſich, wovon ſich der größte Theil in der Nähe des Flußbettes abſetzt, während das ſich weiter nach den Seiten hin ausbreitende Waſſer weniger Unrath mit ſich führt und abſetzt. Der Boden in der Nähe des Fluſſes nimmt daher in einem geſchwinderen Verhältniß zu, als das entfernter liegende Land; dieß iſt ſo wahr, daß an dem ganzen unteren Theil des Fluſſes die Sümpfe erſt ein bis zwei Meilen weit vom Ufer des Fluſſes anfangen, während das Land zunächſt demſelben angebaut werden kann, und nur durch Dämme gegen den hohen Waſſerſtand geſchützt werden muß. New-Orleans liegt daher auch zwiſchen dem Fluſſe und einem Sumpfe und derſelbe Fall iſt mit dem Landſtriche ober- und unterhalb der Stadt. Wie man auf der Karte ſehen kann, bildet der Fluß mit ſeinem umgebenden Lande eine weit ins Meer hinauslaufende Landzunge, die noch größer erſcheint, wenn man ſich denkt, daß die beiden Seen Borgne und Pontchartrain nur durch das Hineintreten des Landes in den Golf gebildet worden ſind. Die ganze Gegend um New-Orleans iſt gewiß dem Meere abgewonnen, und vielleicht wird einſt der ganze mexikaniſche Golf auf dieſe Art ausgefüllt und in eine prächtige Ebene verwandelt werden. Auf der einen Seite iſt New-Orleans nur wenige Meilen von dem Meere entfernt; (den Lake Pontchartrain muß man nehmlich blos als einen

Meerbuſen anſehen, da er ſalziges Waſſer enthält;) auf der anderen Seite, wenn man dem Fluſſe folgt, beträgt die Entfernung über hundert Meilen. Die Zeit erlaubte mir nicht bis an die Mündung des Fluſſes zu gehen; auch ſoll der Ausflug nicht ſehr belohnend ſein; der große, mächtige Strom verliert ſich zwiſchen unabſehbaren Sümpfen und Marſchländern in mehrere Arme, die ruhig ſchleichend ſich ins Meer ergießen. Die Zunahme des Landes an der Mündung geht in einem fort vor ſich. Die Baumſtämme, die der Fluß aus den fernen Wäldern des Weſtens herunterbringt, ſammeln ſich hier an, und bilden einen Boden, auf welchem Rohr aufſchießt: dieß erneuert ſich, verfault, und bildet endlich genug Erde, um Bäumen als Boden zu dienen; dieſe wachſen, ſterben, vermodern, und helfen die Erde vermehren; nun kommt die Hand des Menſchen, die einen Damm aufwirft und dieſes Land der Herrſchaft des Fluſſes entzieht.

Zweiundvierzigſtes Capitel.

New-Orleans. Die Verfaſſung und Polizei. Die Bauart. Exchange-Hotel. Die Theater. Die Creolinnen. Die beiden Börſen. Die Baumwollepreſſen.

Man hatte mir von dem Aeußeren von New-Orleans eine ſo abſchreckende Schilderung gemacht, daß ich vielleicht deſto eher geneigt war das Gegentheil zu finden; man hat mich aber auch verſichert, daß die Stadt ſich in den letzten ſechs bis acht Jahren ungemein zu ihrem Vortheil verändert habe. Die Stadt iſt jetzt in drei Gemeinden getheilt, die eine getrennte Verwaltung haben. Die erſte begreift den älteſten Theil der Stadt mit der ſpaniſchen und franzöſiſchen Bevölkerung; in der einen der beiden anderen ſind beinahe blos Amerikaner, und die dritte iſt ziemlich gemiſcht zuſammengeſetzt. So lange ein gemeinſamer Stadtrath beſtand, konnten die Amerikaner nichts gegen die Franzoſen durchſetzen, aber ſeit der Trennung kann jede Gemeinde in ihrem Theile thun, was ihr gefällt: die Amerikaner fingen daher an ihre Straßen zu pflaſtern, reinlich zu halten, mit Laternen zu verſehen u. ſ. w.; bei den Franzoſen erwachte nun *die National*-Eiferſucht, ſie wollten nicht zurückbleiben, und ſo tha-

ten ſie, was ſie wohl ſonſt unterlaſſen hätten. Freilich bleibt noch immer viel zu verbeſſern übrig: viele Straßen ſind noch ungepflaſtert, und auf die Reinlichkeit derſelben ſollte viel ſtrenger geſehen werden. Da der Boden aus einer fetten fruchtbaren Erde beſteht, ſo bildet ſich beim Regenwetter ein tiefer Koth in den Straßen, der das Kreuzen derſelben beinahe nicht erlauben will. Alle Straßen ſind mit Seitenwegen verſehen, die aber meiſt ein wenig zu ſchmal ſind, was freilich in der geringen Breite der Straßen ſeinen Grund hat. Die Polizei ſoll früher ſehr ſchlecht geweſen ſein. Man konnte ſich des Nachts kaum in eine unbeſuchtere Straße wagen, ohne ſich der Gefahr, beraubt oder ermordet zu werden, auszuſetzen; und auch jetzt noch fallen viele Unthaten vor, namentlich auf der levée, wo die Matroſen und Schiffer ihr Spiel treiben. Während meines Aufenthaltes wurde in einer der nach der levée führenden Straßen ein Menſch erſtochen gefunden. Die Polizei ſtellte einen Todtenbefund aus, und dabei blieb die Sache: Niemand kannte den Erſtochenen und Niemand klagte daher. Die meiſten Opfer ſolcher Mordthaten werden wohl dem Fluſſe anvertraut, der ſie hinunter führt, ohne daß Jemand etwas von der ganzen Sache erfährt. Es drängen ſich immer ſo viele Fremde in der Stadt zuſammen, daß man das Verſchwinden eines Einzelnen gar nicht merkt. Wer übrigens von Orten, wo ein Mann von Erziehung nicht hingehört, wegbleibt, der kann in New-Orleans ſo ruhig leben wie in jeder anderen Stadt; wer aber Nachts am Fluß phantaſiren und die Natur bewundern, oder das Leben und Treiben des gemeinen Volkes mitmachen und beobachten wollte, würde ſein Leben in Gefahr ſetzen. Mir fiel es nicht ein, an Orte der Art zu gehen und mit Leuten von ſo niedrigen Gewohnheiten Bekanntſchaft zu machen, ich kam daher auch nie in den Fall, ein Beiſpiel von Streit oder etwas der Art zu ſehen. Einige Stunden vor meiner Abreiſe den Fluß hinauf, ereignete ſich eine Schlägerei, die ſo großartig war, daß ich das Nähere davon angeben will. Ein in New-Orleans wohnender Irländer, ein ziemlich berühmter Boxer, hatte einen Engländer, der als Boxer im Lande herumreiſte, auf einen Fauſt-Zweikampf herausgefordert, der Engländer hatte die Herausfoderung angenommen, und in New-Orleans ſollte der Kampf Statt finden. Eine große Menge Zuſchauer hatten ſich verſammelt, um den Ausgang dieſes Zweikampfes zu ſehen. Der Engländer war, wie es ſchien, dem Irländer überlegen und der

Sekundant des letzteren, der dieſes ſah, ſtellte ſich immer vor ſeinen Kämpfer und parirte zum Theil die Schläge des Engländers. Dieſer hieß ihn in den Schranken ſeines Amtes bleiben, und ſchlug ihn, als er wieder vortrat, zu Boden, indem er erklärte, auf dieſe Art könne kein Kampf Statt finden. Die Irländer, die ſich in großer Anzahl eingeſtellt und auf ein Ereigniß der Art mit Stöcken gerüſtet hatten, fielen über den Engländer her, der ſich heldenmäßig gegen die Ueberzahl vertheidigte, auch unter dem Volke Landsleute und Helfer fand, und glücklich durch die Dazwiſchenkunft eines Herrn in deſſen Wagen entkam. Obgleich die Urſache entfernt war, ſo hörte der Streit doch nicht auf: die Irländer und Engländer fuhren fort ſich zu prügeln, der Kampf dauerte mehrere Stunden und endete nicht eher, als bis alle müde waren. Die Polizei zeigte ſich nicht, bis zuletzt: ſie mochte ſich wohl vor der Menge der Irländer fürchten, die in der Stadt als Arbeiter ſich aufhalten und meiſt zum Geſindel gehören. Auftritte dieſer Art ſollen öfter in New-Orleans vorkommen. Die Irländer ſcheinen eine beſondere unverwüſtliche Neigung zu Prügeleien zu haben, und wo es Glieder dieſer Nation und geiſtige Getränke gibt, da wird es wohl auch nie an ſolchen fehlen. Unter den Franzoſen kommt es höchſt ſelten zu Prügeleien, ſie duelliren ſich daher ſehr häufig. Die gemeinen Amerikaner greifen zu ihren Meſſern, von denen ſie oft einen großen Mißbrauch machen: ſie bedienen ſich des berüchtigten boyon knife, das mit einem großen Fleiſchermeſſer verglichen werden kann.

Unter den ſehenswürdigen Gebäuden der Stadt zeichnet ſich die alte ſpaniſche Cathedrale aus, die in der Mitte der Stadt gelegen iſt. Die meiſten der umgebenden Häuſer ſind in einem ähnlichen Styl gebaut, namentlich die zu beiden Seiten ſtehenden, die gleichſam die Flügel der Kirche bilden. In dieſem Theile der Stadt zeigen ſich ganze Straßen voll ſchmaler Häuſer mit hohen Fenſtern und Altanen, meiſtens unten mit Kaufläden verſehen, die mich ganz an eine franzöſiſche Provincialſtadt erinnerten. Die eigentlichen Wohnhäuſer der Creolen, (ſo nennt man bekanntlich die in Louiſiana geborenen Abkömmlinge der Franzoſen und Spanier) liegen meiſtens in den hinteren mehr vom Fluſſe entfernten Straßen und ſind einſtöckige Gebäude, die im hohen ſpitzen Dache gewöhnlich eine oder zwei Reihen Manſarden haben, ſehr einfach eingerichtet ſind und wenig Bequemlichkeit darbieten. Die Hausthüre führt gleich

in die Stube, und die Treppe nach den Manſarden geht auch von dort aus. Viele der Reichern wohnen noch jetzt in ſolchen Häuſern. In dem amerikaniſchen Theil der Stadt ſieht es ganz anders aus. Die Straßen ſind da breiter und regelmäßiger, namentlich macht die ſogenannte Canalſtraße einen guten Eindruck. Statt des Canals, von dem ſie zwar den Namen führt, der aber nicht vorhanden iſt, befindet ſich in der Mitte eine Reihe von Bäumen. Es ſtehen hier mehrere anſehnliche Privatwohnungen; zu den ausgezeichneten Gebäuden in dieſem Quartier gehört das St. Charles-Theater und das Exchange-Hotel.

Das letztere beſonders iſt in jeder Beziehung ein großartiges Gebäude. Es iſt in der Mitte mit mehreren ſteinernen Säulen verziert, unter denen zwei Treppen in den erſten Stock führen. Innen gelangt man in einen prächtigen runden Saal, wo auf der einen Seite der Schenktiſch, auf der anderen das Bureau iſt; der übrige Raum iſt zum Spazierengehen, Leſen, Sprechen u. ſ. w. beſtimmt. Dieſer Saal findet ſich in einem runden Thurme, der in den Hof hineingebaut iſt und deſſen oberer Theil noch Zimmer enthält, die freilich die unzweckmäßige keilförmige Form haben. Zu ebener Erde findet ſich ein ähnlicher nur nicht ſo hoher und ſo geſchmackvoll verzierter Saal, in welchen von der Straße her drei Thürme führen, die ſich zwiſchen den beiden Treppen, die von außen nach dem erſten Stock hinaufgehen, und unter den Säulen befunden. Zu meiner Zeit war der obere Saal noch nicht fertig, an deſſen Stelle der untere einſtweilen benutzt wurde; künftig aber ſollte der obere blos für die im Hauſe wohnenden Herren beſtimmt ſein, während im unteren Leute aus der Stadt ſich einfinden, um, wie es in New-Orleans Sitte iſt, ein Zwölf-Uhr-Brod einzunehmen, beſtehend in kaltem Fleiſch und Getränken, insbeſondere dem ſogenannten Julep, der aus Münze mit Branntwein, Zucker und Eis bereitet wird. Zur Linken von dieſen zwei Sälen findet ſich der Männertheil, zur Rechten der der Damen, der übrigens einen anderen Eingang hat, ſo daß die Frauenzimmer nie durch dieſe Wirthsſtube zu gehen brauchen. Der Eßſaal auf der Männerſeite iſt ungemein geräumig, von guten Verhältniſſen und einen recht gefälligen Eindruck machend. Er iſt von zwei Reihen Säulen getragen, durch welche die Tiſche unterbrochen werden; in der Mitte aber könnte noch ein dritter Tiſch Platz finden, und zur Noth ein vierter. Das Eſſen war gut und

die Auswahl in Speisen größer, als ich sie in irgend einem anderen Gasthofe in den Vereinigten Staaten fand; die Bedienung war so zahlreich, daß auf vier Herren ein Aufwärter kam. Mit Suppe und Fleisch wurde angefangen; dann kamen die Braten, Gemüse u. s. w.; für den Kuchen und die Puddinge wurde abgedeckt, und den Schluß machte ein Dessert aus frischem und aufbewahrtem Obste. Wenige Gäste aber hielten bis ans Ende aus, die meisten entfernten sich nach dem Pudding. Ich fand unter den vielen aus den nördlichen Staaten anwesenden Gästen einige Bekannte, und brachte meine Tage recht angenehm zu.

Im St. Charles-Theater war gerade damals italiänische Oper, und ich wohnte einige recht guten Aufführungen bei, fand es aber ziemlich leer. Die damals eingetretene Handelskrise hatte besonders die Amerikaner getroffen, welche dieses Theater vorzüglich begünstigen, auch war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Die Franzosen haben ein Theater, wo Vaudevilles, Dramen und Opern gegeben werden. Bei jedesmaligem Besuche fand ich das Haus gedrängt voll; es ist aber auch nicht so geräumig wie das andere Theater. Hier sah ich denn die hübschen Creolinnen, die in der That mit ihren schwarzen Augen und dunkeln Haaren recht niedlich und anmuthig sind, während ihre Gesichtszüge weniger schön zu nennen sind. In den beiden Theatern, deren Publikum mir gleichsam die beiden Volksstämme repräsentirte, fiel mir ein charakteristischer Unterschied auf: im St. Charles-Theater waren die Damen glänzend geputzt, zum Theil überladen, während in dem anderen sie sich sehr durch geschmackvolle Einfachheit auszeichneten. Selbst auf der Straße konnte man sicher sein, daß jede sehr geputzte Dame eine Amerikanerin war. Die Sitten-Einfachheit der Creolen scheint auch auf die Kleidung ihrer Frauen und Töchter übergegangen zu sein.

Die Trennung zwischen Amerikanern und Creolen geht so weit, daß beide Nationen sich besondere Börsen erbaut haben, die der Amerikaner steht schon mehrere Jahre, und ist ein sehr schönes, seinem Zwecke vollkommen entsprechendes Gebäude; die der Franzosen ist noch nicht fertig. Ich sah die innere, noch nicht vollendete Halle, wo die Geschäfte abgemacht werden sollen, welches ein äußerst schöner Saal werden wird. Bis jetzt versammeln sich die Franzosen noch in einem Caffeehause in der Mitte der Stadt nach guter alter Weise.

Sehenswürdige Anſtalten ſind die beiden Baumwollepreſſen, von denen ich blos die im unteren Theile der Stadt gelegene beſuchte. Hier werden die Baumwolleballen, die wenig gepreßt von den Pflanzungen nach New-Orleans kommen, auf zwei Dritttheile ihres Umfanges zuſammengedrückt. Es ſind in der Anſtalt drei Dampfmaſchinen, die jede zwei Doppelpreſſen in Bewegung ſetzen, und es können in einem Tage tauſend Ballen gepreßt werden. Für die Aufnahme der Ballen, die oft lange liegen bleiben, ehe ſie gepreßt werden, ſind lange Schuppen errichtet, die das Viereck vervollſtändigen, in welchem die Preſſen angebracht ſind; außerdem ſind auf der einen Seite noch kleinere Höfe mit einſchließenden Schuppen angefügt, wo ebenfalls Baumwolle anfbewahrt wird. Die Koſten für einen Ballen betragen einen Thaler und da jährlich über ſechsmalhunderttauſend Ballen von New-Orleans ausgeführt werden, ſo würde dieß für beide Preſſen eine Einnahme von ſechsmalhunderttauſend Thalern machen, im Fall nehmlich alle Ballen gepreßt werden, was freilich wohl nicht geſchieht. Der Vortheil für die Kaufleute, der ihnen reichlich die Auslagen erſetzt, beſteht darin, daß ſie ein Drittheil mehr Baumwolle auf ein Schiff laden können, und daher ein Dritttheil Fracht erſparen. Die Anzahl der Arbeiter, Karrentreiber, die durch dieſes Preſſen, Hin- und Herfahren der Ballen ihre Nahrung verdienen, iſt ungemein groß, ihre Bezahlung iſt gut, und wollen ſie ſparen, ſo können ſie leicht ein Sümmchen ſammeln. Das thun aber nicht alle, wie folgendes Geſchichtchen zeigt, das man mir erzählte. Mehrere Matroſen liefen von ihren Schiffen weg, und verdingten ſich als Arbeiter, um Ballen auszuladen, womit ſie täglich zwei bis drei Thaler verdienten. Sie ſetzten dieß einige Zeit fort, und entſagten allen unnöthigen Ausgaben, bis ſie zweihundert Thaler beiſammen hatten. Aber dieſe Summe verjubelten ſie in einem Tage, und fingen dann nach Beendigung des Katzenjammers von Neuem an zu arbeiten und zu ſammeln.

Dreiundvierzigſtes Capitel.

Ausflug auf eine Zuckerpflanzung. Gaſtfreiheit der Creolen. Das ſpaniſche Dorf. Lage der Zuckerpflanzung. Beſchreibung der Pflanzung. Bau des Zuckerrohrs.

Um die Umgebungen von New-Orleans ein wenig kennen zu lernen, nahm ich die Einladung eines mir bekannten Reiſenden, ihn auf einem Ausfluge nach einer Zuckerpflanzung zu begleiten, mit vielem Vergnügen an. Die Pflanzung war ungefähr ſieben Stunden entfernt, und die Art, wie wir dahin gelangten, war ganz charakteriſtiſch für die Sitten der Creolen. Ein franzöſiſcher Kaufmann von New-Orleans, an den mein Freund einen Brief hatte, erſuchte einen Bekannten um ſeinen Wagen für uns, und dieſer ſtellte ihn gleich zu unſerer Verfügung. Zugleich gab er uns einen Brief an einen am Wege wohnenden Pflanzer mit, den er bat, uns mit ſeinen Pferden und Wagen bis nach unſerem Ziele zu ſchaffen. Auf dieſe Weiſe ſollten wir mit Hülfe creoliſcher Gefälligkeit unſere Reiſe ganz koſtenfrei machen. Unſer Weg folgte anfangs dem Fluſſe; bald fuhren wir ziemlich in gleicher Höhe mit demſelben auf einer Art von Damm, bald bedeutend tiefer; und oft konnte man vom Wagen aus den Fluß kaum überſehen, ſo viel höher war er als wir. Ich war entzückt über die lieblichen Gärten, die auf die Vorſtadt folgten. Es waren meiſt Gemüſegärten, aber ſie hatten immer Magnolien, Catalpen und ähnliche Bäume als Verzierungen. Die einſtöckigen und mit Piazzen umgebenen Wohnhäuſer lagen meiſt lieblich verſteckt hinter grünen Umgebungen. Ungefähr zwei Stunden vor der Stadt fingen die Pflanzungen an, von denen aber mehrere unbebaut waren, weil man im vergangenen Jahre eine Stadt dort hatte anlegen wollen; durch die letzte Kriſe war dieſes Unternehmen geſcheitert; und obgleich der Speculant ſeine Grundſtücke gut verkauft haben mag, ſo wird er wohl Mühe haben ſein Geld zu bekommen und vielleicht genöthigt ſein, theilweiſe ſein Land an Zahlungsſtatt zurückzunehmen. Unſere Fahrt war in jeder Beziehung angenehm, ein unterhaltender Weg, raſche Pferde und ein freundlicher Kutſcher. Auf meine Fragen in Engliſch und Franzöſiſch konnte er nicht recht antworten, und da fand es ſich denn, daß er ein Badenſer war, der nach Beendigung ſeiner Dienſtjahre

als Dragoner nach Amerika ausgewandert war, und dort eine für einen abgedankten Soldaten ſehr glückliche Zukunft vor ſich ſah; denn ſein Herr zahlte ihm monatlich fünfundvierzig Thaler bei freier Koſt und Wohnung. Nach ungefähr einer halben Stunde gelangten wir nach der Pflanzung, an deſſen Eigenthümer wir den Brief hatten. Wir fanden ihn zwar nicht zu Hauſe, dieß brachte uns aber nicht aus der Faſſung; wir übergaben den Brief dem Sohne, den wir im Garten aufſuchten, und trugen ihm unſer Anliegen vor. Nachdem er den Brief geleſen, führte er uns ins Haus und ſtellte uns ſeiner Mutter vor, einer runden Frau mit ſchönen ſchwarzen Augen und Spuren früherer Schönheit. Die Dame ſprach kein Engliſch, ich ſuchte daher mein Franzöſiſch hervor, um ihr unſer Begehren vorzutragen. Sie war höchlich erfreut, uns einen Gefallen thun zu können, und fragte nur, auf wie viele Tage wir die Pferde und den Wagen behalten wollten. Ich beruhigte ſie und verſprach ſie am nächſten Morgen zurückzuſchicken. In einer Stunde waren Pferde, Wagen und ein Sklave als Kutſcher zu unſeren Dienſten bereit. Wir ſuchten den gefälligen Leuten auf die höflichſte Weiſe unſere Dankbarkeit auszudrücken, und verließen ſie, hoch erfreut, eine ſo angenehme Erfahrung gemacht zu haben. Dieſe Gaſtfreiheit und Gutmüthigkeit nebſt einer gewiſſen Heiterkeit und Vergnügungsliebe gehören zu den eigenthümlichen Charakterzügen der reichen Zuckerpflanzer Louiſiana's von creoliſcher Abſtammung, die ſich übrigens nicht durch große Bildung auszeichnen. Sie ſollen im Ganzen ſehr arbeitſam ſein, ſcheinen aber nicht viel vom Pflanzer-Geſchäfte zu verſtehen und ſollen ſich daher nicht ſolcher Erfolge rühmen als manche Amerikaner, die ſich in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren in Louiſiana angeſiedelt haben. Die meiſten dieſer Creolen ſind reich und mehrere haben bedeutendes Vermögen; ſie leben aber ziemlich einfach, und bleiben gewöhnlich das ganze Jahr hindurch auf ihren Pflanzungen. Hauslehrer ſind bei ihnen eine Seltenheit, und wenn ſie ihre Kinder nicht nach dem Norden in die Schule ſchicken, ſo bleiben dieſelben ziemlich ungebildet; denn von den Dorfſchullehrern, wenn es ſolche gibt, werden ſie wohl nicht viel lernen können.

Unſer Weg wandte ſich bald vom Fluſſe ab; denn, wie es ſcheint, ſetzt ſich der angebaute Landſtrich nicht viel weiter am Fluſſe fort. Wir folgten einem kleinen Bache oder ſogenannten Bayon, der von den nächſten Umgebungen das Miſſiſſippi nach dem Lake

Borgne zufließt und auf deſſen beiden Seiten das urbare Land liegt. Bald kamen wir durch ein ſpaniſches Dorf, das vor mehr als hundert Jahren von einem Gouverneur der damals zu Spanien gehörenden Provinz gegründet wurde. Die großen Plantagen mit den zahlreichen Negerhütten und den großen Zuckerhäuſern hörten hier auf. Kleine erbärmliche Hütten ſtanden auf beiden Seiten des Weges hinter Gebüſchen von Feigenbäumen; einige wenige Häuſer zeichneten ſich durch mehr Reinlichkeit und Geräumigkeit aus; aber die umgebenden Gärten gaben auch den ſchlechten Hütten ein beſſeres Anſehen, und deuteten große Liebe für Blumen an, was immer erfreulich zu ſehen iſt. Dieſe Spanier ſind bis zur Vereinigung der Provinz mit den Vereinigten Staaten auf demſelben Flecke ſtehen geblieben; erſt ſeit dieſer Epoche zeigt ſich mehr Regſamkeit unter ihnen; der engliſch-amerikaniſche Geiſt findet bei ihnen Eingang. Sie fangen an Verbeſſerungen anzunehmen, bauen ſich bequemere Häuſer, ſind fleißiger, ſparſamer, und ſuchen höher hinaufzukommen, was ihnen früher nie in den Sinn kam. Wohl möglich, daß in Zeit von zwanzig Jahren dieſe ärmliche Gemeinde ſich in einem blühenden Zuſtande befinden wird. Ob das unruhige Treiben der Erwerbsthätigkeit und die Verbeſſerung ihrer äußeren Umſtände ſie glücklicher machen wird, iſt eine große Frage: wahrſcheinlich ſind ſie jetzt als Wagentreiber ſo glücklich und glücklicher, als ſie ſein werden, wenn ſie Eigenthümer von ſechzig Sklaven und vierhundert Ackern des beſten Landes geworden ſind; aber in jedem Fall wird die Betriebſamkeit und der Wohlſtand eine Verbeſſerung ihres geiſtigen Bildungsſtandes zur Folge haben.

Bald nachdem wir das Dorf verlaſſen und an einigen Pflanzungen vorbeigefahren, führte unſer Weg von der Hauptſtraße, die etwa eine Stunde weiter ſüdlich geht, nach Nordoſten ab. Die Pflanzung, die wir zu beſuchen gingen, liegt an der Grenze des urbaren Landes und wird ringsum von Sümpfen eingeſchloſſen. Die nächſte Pflanzung iſt über eine Stunde weit von ihr entfernt und ſie hat keine näheren Nachbaren. Das einſtöckige Haus iſt auf einem ſogenannten mound erbaut, liegt aber nur in der Mitte auf demſelben auf, während es an den Seiten auf Säulen von Backſteinen ruht, ſo daß der größte Theil deſſelben hohl liegt. Es hat ſechs Zimmer, vier an den Ecken, und zwei in der Mitte, in die ſich die hintere und vordere Thür öffnet. Eine breite Gallerie geht

um das ganze Gebäude herum: zwei Ecken derſelben ſind mit Brettern verſchlagen und zu kleinen Kammern benutzt; eine dritte Ecke dient als Sommerſpeiſeſaal und iſt mit Gazen verſehen, der berüchtigten Moskitos wegen. Die Küche u. ſ. w. ſind in beſonderen Gebäulichkeiten hinter dem Wohnhauſe. Die nächſten Umgebungen ſind ſehr maleriſch. Auf einer Wieſe in geringer Entfernung ſtehen mehrere alte, ehrwürdige, immergrüne Eichen, große majeſtätiſche Bäume, ganz mit dem grauen Baummooſe überhangen, im Hintergrunde ſind mehrere Magnolien, Catalpen und kleine Feigenhaine. Die Orangenwälder ſind leider erſt im Werden; die alten Bäume wurden vor mehreren Jahren durch den Froſt getödtet. Die Catalpen waren gerade in voller Blüthe, und zeigten eine Pracht und einen Reichthum von Blumen, wie ich ſie nie in den nördlichen Staaten wahrgenommen habe. Ohne Zweifel muß man ſie zu den ſchönſten Blumenbäumen rechnen, und ſie werden wohl blos von den Magnolien übertroffen. Sie bilden keine ſo ſchöne Bäume, wie dieſe, ſind niedriger, und haben nicht ſo ſchönes Laub. Die Magnolien fingen gerade an einige Blumen zu öffnen, die unter den ſaftig grünen Blättern einzelne große, weiße Punkte bildeten, ſich aber noch zu ſehr unter der Maſſe des Grüns verloren, um eine bedeutende Wirkung hervorzubringen.

Wir wurden von dem Eigenthümer der Pflanzung, einem Amerikaner, und Colonel in der Miliz, mit vieler Güte aufgenommen, und in ſeiner und ſeiner liebenswürdigen Familie Geſellſchaft verlebten wir einige recht angenehme Tage. Das Wetter war ſehr günſtig; nur in der Mitte des Tages wurde die Hitze manchmal ein wenig zu drückend. An dem Tochtermanne des Colonel fand ich einen Liebhaber der Botanik, und war daher auch in dieſer Beziehung in ſehr gute Hände gerathen. Unſere Ausflüge in die Umgegend machten wir gewöhnlich zu Pferde, und meiſt kehrten wir mit neuen Pflanzen bereichert zurück. Jedoch waren wir in unſeren Excurſionen etwas beſchränkt; die einſchließenden Sümpfe ließen uns nicht viel Spielraum. Gleich hinter dem Hauſe fängt ein waldiger Sumpf an, der ſich bis zu einer halben Meile vom See Borgne erſtreckt, wo das Marſchland beginnt: ein aufgeworfener Weg führt durch daſſelbe, der aber kaum über hohen Waſſerſtand erhaben iſt. Der Bayon, dem wir gefolgt waren, nachdem wir das Ufer des Miſſiſſippi verlaſſen hatten, ergießt ſich, das Marſchland durchſchneid

dend, zwei Meilen vom Wohnhauſe in den See; an deſſen Ufer führt ein Weg hin, den wir öfter auf unſeren Wanderungen einſchlugen. In dieſem Bayou ſah ich die erſten Alligatoren; dieſe Unthiere liegen meiſt an dem ſchlammigen Ufer, und ſo wie man ſich nähert, gleiten ſie ins Waſſer, das ſie bald dem Blicke entzieht. Der eine, den ich ſah, war gewiß ſechs Fuß lang, und nach meiner Schätzung betrug die Breite des Baches an der Stelle nicht viel mehr. Am Strande des Sees iſt das Ufer ſehr hoch, ganz von Muſcheln gebildet, und wie es ziemlich deutlich zu ſehen iſt, vom Waſſer aufgeworfen. Bei der Fluth iſt das hinten anliegende Land zum Theil überſchwemmt, ſo daß das Ufer gleichſam eine längliche Inſel bildet, die nur durch jenen durch den Sumpf führenden Weg mit dem rückliegenden Lande verbunden iſt. Dieſer Strand erinnerte mich wieder an den mound auf der Reispflanzung in der Nähe von Savannah, und beſtärkte mich in der Vermuthung, daß dieſe Art von Hügeln von der Natur gebildet ſind, die einzige Schwierigkeit, welche dieſer Erklärung entgegen ſteht, liegt in der runden Form der Hügel; aber dieſe konnten die Indianer einer ſchon beſtehenden Erhöhung gegeben haben. Dieſer Strand zieht ſich gegen Südoſten mehrere Meilen hin, an manchen Orten iſt er ziemlich breit, und zeigt hübſche Bewaldung. Unter den Bäumen waren Eichen, Weiden, Ahorne und zwei Arten Sumach (Rhus typhina und toxicodendron). Die friſche Seeluft und der Schatten machen den Aufenthalt am Strande ſehr angenehm; auch ſoll er ſehr geſund ſein, und bietet zugleich einen angenehmen Badeplatz dar. Der Colonel und ſeine Freunde haben beſchloſſen ſich daſelbſt Sommerhäuſer zu bauen, um einige Monate der heißen Jahreszeit da zuzubringen. Während meines Aufenthaltes wurde am Sonntage dort in Geſellſchaft mehrerer benachbarter Pflanzer zu Mittag gegeſſen, die zugleich Pferde und Wagen hingeſchickt hatten, um den durch das Marſchland führenden Weg zu verbeſſern; was ein zweckmäßiger Anfang für den zukünftigen Sommeraufenthalt war. Eſſen und Trinken brachten wir mit, eine ländliche Tafel wurde unter den Bäumen aufgeſchlagen, und wir verlebten einige recht heitere Stunden. Die andern Pflanzer, alle Creolen, hatten ihre Aufſeher und andere Schützlinge, Fleiſcher, Wirthe u. ſ. w. mitgebracht, was freilich unſerem Wirthe, einem Ariſtokraten aus Süd-Carolina, gar nicht angenehm zu ſein ſchien. In dieſer Beziehung beſteht nehmlich ein großer Unterſchied zwiſchen den

Creolen und den Amerikanern. Die letzteren würden nie daran denken, Leute dieſer Art bei ſolchen Gelegenheiten mitzubringen, ſo wie ſie überhaupt eine ganz andere Stellung gegen ſie behaupten, ſie nicht in ihren Familienkreis aufnehmen, und ſie nicht einmal am Tiſche eſſen laſſen. Die Creolen dagegen behandeln ſie ganz als ihres Gleichen, ziehen ſie in ihre Familien, und machen ſich bei Schmauſereien mit ihnen luſtig. Freilich gewinnt ihr geſelliger Kreis dadurch gar nicht; denn im Ganzen ſind dieſe Aufſeher rohe Menſchen, ohne Bildung und Erziehung, die auf den Ton der Geſellſchaft einen ſehr nachtheiligen Einfluß haben.

Auf der Pflanzung unſeres Gaſtfreundes gibt es keinen Aufſeher. Die Leitung des Ganzen liegt in ſeinen eigenen Händen; ſein zweiter Sohn iſt ihm bei der Ausführung behülflich, und die Stelle eines Aufſehers wird von einem Sklaven bekleidet, einem äußerſt zuverläſſigen Menſchen, der im Sommer, wenn der Colonel mit ſeiner Familie weggeht, oft die Aufſicht über die ganze Pflanzung allein in Händen hat. Der Colonel, der für den beſten und erfolgreichſten Pflanzer in der ganzen Umgegend gilt, hat alles in einen ſo regelmäßigen Gang gebracht, daß ihm ein Morgenritt von ein bis zwei Stunden gewöhnlich genügt, um ſich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung iſt, während ſeine Nachbarn halbe Tage auf dem Felde zubringen, oft ſelbſt Hand anlegen und doch nicht ſo viel erreichen wie er. Bei den Creolen beſteht noch die alte Einrichtung, daß die Sklaven in Haufen arbeiten, während unſer Amerikaner den Seinen Aufgaben gibt; was die Sache ſchon viel einfacher macht und die Aufſicht erleichtert.

Während meines Aufenthaltes auf der Pflanzung bekam ich auch einige Einſicht in den Bau des Zuckerrohrs. Dieſes Rohr iſt eine zweijährige Pflanze, was den Stamm betrifft, denn die Wurzel iſt ausdauernd und wird alle zwei Jahre verpflanzt. Das Pflanzen beginnt im Februar, und dauert bis in den März hinein, je nachdem die Witterung günſtig iſt, und die Vorbereitung der Felder früher oder ſpäter beendigt iſt. Am Ende des erſten Jahres wird das Rohr vom Grunde abgeſchnitten, im zweiten Jahre ſchlägt es wieder von den Wurzeln aus, ohne daß ein Umpflanzen nöthig iſt. Der eine Theil einer Zuckerpflanzung iſt daher immer neuangepflanzt; und ein zweiter Theil im zweiten Wuchſe. Bei unſerem Wirthe iſt ſo zu ſagen die Dreifelderwirthſchaft eingeführt, und ein letzter drit-

ter Theil mit Welſchkorn bepflanzt, welches die Creolen zwiſchen die Zuckerreihen hineinzupflanzen pflegen. Aber der Colonel glaubt, daß die Abwechſelung beſſer ſei, indem beide Pflanzen ſich gegenſeitig beeinträchtigen. Man pflanzt gewöhnlich zwei Arten von Rohr, das gewöhnliche und das ſogenannte otaheitiſche; letzteres kommt viel ſpäter heraus, wächſt aber außerordentlich ſchnell und ſoll eine äußerſt ergiebige Pflanze ſein; das erſtere iſt früher, wächſt aber langſamer.

In dieſer Breite, wo der Froſt das Rohr in jedem Winter tödtet, kommt die Pflanze nie, wie in Weſtindien, zur Blüthe und Frucht (obgleich der Colonel mit Glück den Verſuch gemacht hatte, das Rohr zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Monate zu erhalten); ja es erhält nicht einmal der ganze Stamm ſeine Reife, ſondern vielleicht nur drei bis vier Fuß hoch: der übrige Theil enthält keinen oder zu wenig Zucker und muß wie die Blätter entfernt werden, bevor das Rohr zur Preſſe kommt. In Weſtindien gelangt die ganze Pflanze zur Reife, und man gewinnt daher dort viel mehr Zucker als in Louiſiana. Die Production in den beiden Ländern ſteht ungefähr im folgenden Verhältniß: ein Acker in Weſtindien gibt drei bis vier hogs (auf ein hog rechnet man dort eintauſendachthundert Pfund Zucker), und in Louiſiana gewinnt man blos ein und ein halb bis zwei hogs, das hog zu achthundert bis eintauſend Pfund gerechnet. Aber die Pflanzer in Weſtindien brauchen viel mehr Neger, und verſtehen das Ganze nicht ſo gut zu leiten, ſo daß ſie ſich doch nicht viel beſſer als die Pflanzer in Louiſiana ſtehen ſollen. Man muß wohl darauf achten, das Rohr zu gehöriger Zeit zu ſchneiden, ehe der Froſt kommt, der, weil er den Zuckerſtoff vernichtet, oft die ganze Erndte verdirbt. Zum Auspreſſen benutzt man jetzt allgemein Dampfmaſchinen, die viel raſcher und größere Quantitäten auf einmal preſſen. Die Rohrſtäbe werden, ehe ſie zur Preſſe kommen, von den umſchließenden Blättern etwas gereinigt, dann in eine Rinne gelegt, deren Boden aus quer liegenden, mit Gelenken an einander gefügten und durch Walzen in eine kreisförmige Bewegung gebrachten Brettern beſtehen. Durch dieſe wird das Rohr fortgeſchoben und gelangt ſo zur Preſſe. Der ausgepreßte Saft wird in verſchiedenen Keſſeln abgedämpft, in großen platten Gefäßen gereinigt, vom Syrup getrennt, in Fäſſer gefüllt und in eigenen Kellern der Kryſtalliſation überlaſſen, welches letztere drei Monate Zeit fordert, aber in Weſtindien der größeren Hitze wegen viel raſcher vor

ſich geht. Auch haben die dortigen Pflanzer den großen Vortheil, daß ſie mit dem ausgepreßten Rohr das Feuer zur Bereitung der Hälfte des Saftes beſtreiten können, was hier nicht angeht, weil das Rohr nach dem Auspreſſen nie trocken genug iſt, um die nöthige Hitze hervorzubringen.

Der Colonel war nicht nur ſo gütig, mir das Verfahren beim Zuckerbau im Allgemeinen zu erklären, ſondern mir auch vertrauliche Mittheilungen über den bisherigen Erfolg ſeiner eigenen Pflanzung zu machen, wobei er mir große Einſicht in das ganze Geſchäft zu beweiſen ſchien.

Er hat die Pflanzung ſelbſt angelegt, und das Land, das er dazu wählte, war mit einem dichten Walde und zum Theil mit Sumpf bedeckt. Als er es kaufte, glaubten alle Nachbaren, es ſei nicht möglich daſſelbe zum Zuckerbau zu benutzen, weil es zu feucht ſei; er bewies aber, daß er ſeine Wahl mit vieler Umſicht getroffen hatte, und wußte durch Abzugsgräben und Dämme das Waſſer zu entfernen und die fruchtbarſte Pflanzung herzuſtellen. Er machte vom erſten Jahre an immer fort beſſere Erndten als ſeine Nachbarn. Freilich liegt das Land etwas tief, und iſt bei hoher Fluth einer Ueberſchwemmung vom Lake Borgne ausgeſetzt; bekanntlich aber macht das Seewaſſer das Land geradezu unfähig Zucker zu erzeugen. Wirklich traf unſeren Colonel vor einigen Jahren das Unglück, daß ein heftiger Sturm alles ſein Land mit Seewaſſer überſchwemmte, welches machte, daß er mehrere Jahre hindurch ſeine Erndte wegwerfen mußte.

Vierundvierzigſtes Capitel.

Bemerkungen über Geſundheit der Lage. Der ſpaniſche Ball. Botaniſche Ausflüge.

Merkwürdig war mir dieſe Pflanzung in Hinſicht auf die Geſundheit der Lage. Es ſind hier ſchmale Streifen bebauten Landes zwiſchen hohe anſehnliche Wälder, welche Sümpfe verdecken, eingezwängt, und man ſollte meinen, daß eine ſolche Lage ſehr ungeſund wäre; aber die Erfahrung hat es nicht bewieſen, und es ſcheint, als

die Auswahl in Speiſen größer, als ich ſie in irgend einem anderen Gaſthofe in den Vereinigten Staaten fand; die Bedienung war ſo zahlreich, daß auf vier Herren ein Aufwärter kam. Mit Suppe und Fleiſch wurde angefangen; dann kamen die Braten, Gemüſe u. ſ. w.; für den Kuchen und die Puddinge wurde abgedeckt, und den Schluß machte ein Deſſert aus friſchem und aufbewahrtem Obſte. Wenige Gäſte aber hielten bis ans Ende aus, die meiſten entfernten ſich nach dem Pudding. Ich fand unter den vielen aus den nördlichen Staaten anweſenden Gäſten einige Bekannte, und brachte meine Tage recht angenehm zu.

Im St. Charles-Theater war gerade damals italiäniſche Oper, und ich wohnte einige recht guten Aufführungen bei, fand es aber ziemlich leer. Die damals eingetretene Handelskriſe hatte beſonders die Amerikaner getroffen, welche dieſes Theater vorzüglich begünſtigen, auch war die Jahreszeit ſchon zu weit vorgerückt. Die Franzoſen haben ein Theater, wo Vaudevilles, Dramen und Opern gegeben werden. Bei jedesmaligem Beſuche fand ich das Haus gedrängt voll; es iſt aber auch nicht ſo geräumig wie das andere Theater. Hier ſah ich denn die hübſchen Creolinnen, die in der That mit ihren ſchwarzen Augen und dunkeln Haaren recht niedlich und anmuthig ſind, während ihre Geſichtszüge weniger ſchön zu nennen ſind. In den beiden Theatern, deren Publikum mir gleichſam die beiden Volksſtämme repräſentirte, fiel mir ein charakteriſtiſcher Unterſchied auf: im St. Charles-Theater waren die Damen glänzend geputzt, zum Theil überladen, während in dem anderen ſie ſich ſehr durch geſchmackvolle Einfachheit auszeichneten. Selbſt auf der Straße konnte man ſicher ſein, daß jede ſehr geputzte Dame eine Amerikanerin war. Die Sitten-Einfachheit der Creolen ſcheint auch auf die Kleidung ihrer Frauen und Töchter übergegangen zu ſein.

Die Trennung zwiſchen Amerikanern und Creolen geht ſo weit, daß beide Nationen ſich beſondere Börſen erbaut haben, die der Amerikaner ſteht ſchon mehrere Jahre, und iſt ein ſehr ſchönes, ſeinem Zwecke vollkommen entſprechendes Gebäude; die der Franzoſen iſt noch nicht fertig. Ich ſah die innere, noch nicht vollendete Halle, wo die Geſchäfte abgemacht werden ſollen, welches ein äußerſt ſchöner Saal werden wird. Bis jetzt verſammeln ſich die Franzoſen noch in einem Caffeehauſe in der Mitte der Stadt nach guter alter Weiſe.

Sehenswürdige Anſtalten ſind die beiden Baumwollepreſſen, von denen ich blos die im unteren Theile der Stadt gelegene beſuchte. Hier werden die Baumwolleballen, die wenig gepreßt von den Pflanzungen nach New-Orleans kommen, auf zwei Dritttheile ihres Umfanges zuſammengedrückt. Es ſind in der Anſtalt drei Dampfmaſchinen, die jede zwei Doppelpreſſen in Bewegung ſetzen, und es können in einem Tage tauſend Ballen gepreßt werden. Für die Aufnahme der Ballen, die oft lange liegen bleiben, ehe ſie gepreßt werden, ſind lange Schuppen errichtet, die das Viereck vervollſtändigen, in welchem die Preſſen angebracht ſind; außerdem ſind auf der einen Seite noch kleinere Höfe mit einſchließenden Schuppen angefügt, wo ebenfalls Baumwolle aufbewahrt wird. Die Koſten für einen Ballen betragen einen Thaler und da jährlich über ſechsmalhunderttauſend Ballen von New-Orleans ausgeführt werden, ſo würde dieß für beide Preſſen eine Einnahme von ſechsmalhunderttauſend Thalern machen, im Fall nehmlich alle Ballen gepreßt werden, was freilich wohl nicht geſchieht. Der Vortheil für die Kaufleute, der ihnen reichlich die Auslagen erſetzt, beſteht darin, daß ſie ein Dritttheil mehr Baumwolle auf ein Schiff laden können, und daher ein Dritttheil Fracht erſparen. Die Anzahl der Arbeiter, Karrentreiber, die durch dieſes Preſſen, Hin- und Herfahren der Ballen ihre Nahrung verdienen, iſt ungemein groß, ihre Bezahlung iſt gut, und wollen ſie ſparen, ſo können ſie leicht ein Sümmchen ſammeln. Das thun aber nicht alle, wie folgendes Geſchichtchen zeigt, das man mir erzählte. Mehrere Matroſen liefen von ihren Schiffen weg, und verdingten ſich als Arbeiter, um Ballen auszuladen, womit ſie täglich zwei bis drei Thaler verdienten. Sie ſetzten dieß einige Zeit fort, und entſagten allen unnöthigen Ausgaben, bis ſie zweihundert Thaler beiſammen hatten. Aber dieſe Summe verjubelten ſie in einem Tage, und fingen dann nach Beendigung des Katzenjammers von Neuem an zu arbeiten und zu ſammeln.

Dreiundvierzigſtes Capitel.

Ausflug auf eine Zuckerpflanzung. Gaſtfreiheit der Creolen. Das ſpaniſche Dorf. Lage der Zuckerpflanzung. Beſchreibung der Pflanzung Bau des Zuckerrohrs.

Um die Umgebungen von New-Orleans ein wenig kennen zu lernen, nahm ich die Einladung eines mir bekannten Reiſenden, ihn auf einem Ausfluge nach einer Zuckerpflanzung zu begleiten, mit vielem Vergnügen an. Die Pflanzung war ungefähr ſieben Stunden entfernt, und die Art, wie wir dahin gelangten, war ganz charakteriſtiſch für die Sitten der Creolen. Ein franzöſiſcher Kaufmann von New-Orleans, an den mein Freund einen Brief hatte, erſuchte einen Bekannten um ſeinen Wagen für uns, und dieſer ſtellte ihn gleich zu unſerer Verfügung. Zugleich gab er uns einen Brief an einen am Wege wohnenden Pflanzer mit, den er bat, uns mit ſeinen Pferden und Wagen bis nach unſerem Ziele zu ſchaffen. Auf dieſe Weiſe ſollten wir mit Hülfe creoliſcher Gefälligkeit unſere Reiſe ganz koſtenfrei machen. Unſer Weg folgte anfangs dem Fluſſe; bald fuhren wir ziemlich in gleicher Höhe mit demſelben auf einer Art von Damm, bald bedeutend tiefer; und oft konnte man vom Wagen aus den Fluß kaum überſehen, ſo viel höher war er als wir. Ich war entzückt über die lieblichen Gärten, die auf die Vorſtadt folgten. Es waren meiſt Gemüſegärten, aber ſie hatten immer Magnolien, Catalpen und ähnliche Bäume als Verzierungen. Die einſtöckigen und mit Piazzen umgebenen Wohnhäuſer lagen meiſt lieblich verſteckt hinter grünen Umgebungen. Ungefähr zwei Stunden vor der Stadt fingen die Pflanzungen an, von denen aber mehrere unbebaut waren, weil man im vergangenen Jahre eine Stadt dort hatte anlegen wollen; durch die letzte Kriſe war dieſes Unternehmen geſcheitert; und obgleich der Speculant ſeine Grundſtücke gut verkauft haben mag, ſo wird er wohl Mühe haben ſein Geld zu bekommen und vielleicht genöthigt ſein, theilweiſe ſein Land an Zahlungsſtatt zurückzunehmen. Unſere Fahrt war in jeder Beziehung angenehm, ein unterhaltender Weg, raſche Pferde und ein freundlicher Kutſcher. Auf meine Fragen in Engliſch und Franzöſiſch konnte er nicht recht antworten, und da fand es ſich denn, *daß er ein Badenſer* war, der nach Beendigung ſeiner Dienſtjahre

als Dragoner nach Amerika ausgewandert war, und dort eine für einen abgedankten Soldaten ſehr glückliche Zukunft vor ſich ſah; denn ſein Herr zahlte ihm monatlich fünfundvierzig Thaler bei freier Koſt und Wohnung. Nach ungefähr einer halben Stunde gelangten wir nach der Pflanzung, an deſſen Eigenthümer wir den Brief hatten. Wir fanden ihn zwar nicht zu Hauſe, dieß brachte uns aber nicht aus der Faſſung; wir übergaben den Brief dem Sohne, den wir im Garten aufſuchten, und trugen ihm unſer Anliegen vor. Nachdem er den Brief geleſen, führte er uns ins Haus und ſtellte uns ſeiner Mutter vor, einer runden Frau mit ſchönen ſchwarzen Augen und Spuren früherer Schönheit. Die Dame ſprach kein Engliſch, ich ſuchte daher mein Franzöſiſch hervor, um ihr unſer Begehren vorzutragen. Sie war höchlich erfreut, uns einen Gefallen thun zu können, und fragte nur, auf wie viele Tage wir die Pferde und den Wagen behalten wollten. Ich beruhigte ſie und verſprach ſie am nächſten Morgen zurückzuſchicken. In einer Stunde waren Pferde, Wagen und ein Sklave als Kutſcher zu unſeren Dienſten bereit. Wir ſuchten den gefälligen Leuten auf die höflichſte Weiſe unſere Dankbarkeit auszudrücken, und verließen ſie, hoch erfreut, eine ſo angenehme Erfahrung gemacht zu haben. Dieſe Gaſtfreiheit und Gutmüthigkeit nebſt einer gewiſſen Heiterkeit und Vergnügungsliebe gehören zu den eigenthümlichen Charakterzügen der reichen Zuckerpflanzer Louiſiana's von creoliſcher Abſtammung, die ſich übrigens nicht durch große Bildung auszeichnen. Sie ſollen im Ganzen ſehr arbeitſam ſein, ſcheinen aber nicht viel vom Pflanzer-Geſchäfte zu verſtehen und ſollen ſich daher nicht ſolcher Erfolge rühmen als manche Amerikaner, die ſich in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren in Louiſiana angeſiedelt haben. Die meiſten dieſer Creolen ſind reich und mehrere haben bedeutendes Vermögen; ſie leben aber ziemlich einfach, und bleiben gewöhnlich das ganze Jahr hindurch auf ihren Pflanzungen. Hauslehrer ſind bei ihnen eine Seltenheit, und wenn ſie ihre Kinder nicht nach dem Norden in die Schule ſchicken, ſo bleiben dieſelben ziemlich ungebildet; denn von den Dorfſchullehrern, wenn es ſolche gibt, werden ſie wohl nicht viel lernen können.

Unſer Weg wandte ſich bald vom Fluſſe ab; denn, wie es ſcheint, ſetzt ſich der angebaute Landſtrich nicht viel weiter am Fluſſe fort. Wir folgten einem kleinen Bache oder ſogenannten Bayon, der von den nächſten Umgebungen das Miſſiſſippi nach dem Lake

Borgne zufließt und auf deſſen beiden Seiten das urbare Land liegt. Bald kamen wir durch ein ſpaniſches Dorf, das vor mehr als hundert Jahren von einem Gouverneur der damals zu Spanien gehörenden Provinz gegründet wurde. Die großen Plantagen mit den zahlreichen Negerhütten und den großen Zuckerhäuſern hörten hier auf. Kleine erbärmliche Hütten ſtanden auf beiden Seiten des Weges hinter Gebüſchen von Feigenbäumen; einige wenige Häuſer zeichneten ſich durch mehr Reinlichkeit und Geräumigkeit aus; aber die umgebenden Gärten gaben auch den ſchlechten Hütten ein beſſeres Anſehen, und deuteten große Liebe für Blumen an, was immer erfreulich zu ſehen iſt. Dieſe Spanier ſind bis zur Vereinigung der Provinz mit den Vereinigten Staaten auf demſelben Flecke ſtehen geblieben; erſt ſeit dieſer Epoche zeigt ſich mehr Regſamkeit unter ihnen; der engliſch-amerikaniſche Geiſt findet bei ihnen Eingang. Sie fangen an Verbeſſerungen anzunehmen, bauen ſich bequemere Häuſer, ſind fleißiger, ſparſamer, und ſuchen höher hinaufzukommen, was ihnen früher nie in den Sinn kam. Wohl möglich, daß in Zeit von zwanzig Jahren dieſe ärmliche Gemeinde ſich in einem blühenden Zuſtande befinden wird. Ob das unruhige Treiben der Erwerbsthätigkeit und die Verbeſſerung ihrer äußeren Umſtände ſie glücklicher machen wird, iſt eine große Frage: wahrſcheinlich ſind ſie jetzt als Wagentreiber ſo glücklich und glücklicher, als ſie ſein werden, wenn ſie Eigenthümer von ſechzig Sklaven und vierhundert Ackern des beſten Landes geworden ſind; aber in jedem Fall wird die Betriebſamkeit und der Wohlſtand eine Verbeſſerung ihres geiſtigen Bildungsſtandes zur Folge haben.

Bald nachdem wir das Dorf verlaſſen und an einigen Pflanzungen vorbeigefahren, führte unſer Weg von der Hauptſtraße, die etwa eine Stunde weiter ſüdlich geht, nach Nordoſten ab. Die Pflanzung, die wir zu beſuchen gingen, liegt an der Grenze des urbaren Landes und wird ringsum von Sümpfen eingeſchloſſen. Die nächſte Pflanzung iſt über eine Stunde weit von ihr entfernt und ſie hat keine näheren Nachbaren. Das einſtöckige Haus iſt auf einem ſogenannten mound erbaut, liegt aber nur in der Mitte auf demſelben auf, während es an den Seiten auf Säulen von Backſteinen ruht, ſo daß der größte Theil deſſelben hohl liegt. Es hat ſechs Zimmer, vier an den Ecken, und zwei in der Mitte, in die *ſich die hintere* und vordere Thür öffnet. Eine breite Gallerie geht

um das ganze Gebäude herum: zwei Ecken derſelben ſind mit Brettern verſchlagen und zu kleinen Kammern benutzt; eine dritte Ecke dient als Sommerſpeiſeſaal und iſt mit Gazen verſehen, der berüchtigten Moskitos wegen. Die Küche u. ſ. w. ſind in beſonderen Gebäulichkeiten hinter dem Wohnhauſe. Die nächſten Umgebungen ſind ſehr maleriſch. Auf einer Wieſe in geringer Entfernung ſtehen mehrere alte, ehrwürdige, immergrüne Eichen, große majeſtätiſche Bäume, ganz mit dem grauen Baummooſe überhangen, im Hintergrunde ſind mehrere Magnolien, Catalpen und kleine Feigenhaine. Die Orangenwälder ſind leider erſt im Werden; die alten Bäume wurden vor mehreren Jahren durch den Froſt getödtet. Die Catalpen waren gerade in voller Blüthe, und zeigten eine Pracht und einen Reichthum von Blumen, wie ich ſie nie in den nördlichen Staaten wahrgenommen habe. Ohne Zweifel muß man ſie zu den ſchönſten Blumenbäumen rechnen, und ſie werden wohl blos von den Magnolien übertroffen. Sie bilden keine ſo ſchöne Bäume, wie dieſe, ſind niedriger, und haben nicht ſo ſchönes Laub. Die Magnolien fingen gerade an einige Blumen zu öffnen, die unter den ſaftig grünen Blättern einzelne große, weiße Punkte bildeten, ſich aber noch zu ſehr unter der Maſſe des Grüns verloren, um eine bedeutende Wirkung hervorzubringen.

Wir wurden von dem Eigenthümer der Pflanzung, einem Amerikaner, und Colonel in der Miliz, mit vieler Güte aufgenommen, und in ſeiner und ſeiner liebenswürdigen Familie Geſellſchaft verlebten wir einige recht angenehme Tage. Das Wetter war ſehr günſtig; nur in der Mitte des Tages wurde die Hitze manchmal ein wenig zu drückend. An dem Tochtermanne des Colonel fand ich einen Liebhaber der Botanik, und war daher auch in dieſer Beziehung in ſehr gute Hände gerathen. Unſere Ausflüge in die Umgegend machten wir gewöhnlich zu Pferde, und meiſt kehrten wir mit neuen Pflanzen bereichert zurück. Jedoch waren wir in unſeren Excurſionen etwas beſchränkt; die einſchließenden Sümpfe ließen uns nicht viel Spielraum. Gleich hinter dem Hauſe fängt ein waldiger Sumpf an, der ſich bis zu einer halben Meile vom See Borgne erſtreckt, wo das Marſchland beginnt: ein aufgeworfener Weg führt durch daſſelbe, der aber kaum über hohen Waſſerſtand erhaben iſt. Der Bayon, dem wir gefolgt waren, nachdem wir das Ufer des Miſſiſſippi verlaſſen hatten, ergießt ſich, das Marſchland durchſchneidet

bend, zwei Meilen vom Wohnhauſe in den See; an deſſen Ufer führt ein Weg hin, den wir öfter auf unſeren Wanderungen einſchlugen. In dieſem Bayon ſah ich die erſten Alligatoren; dieſe Unthiere liegen meiſt an dem ſchlammigen Ufer, und ſo wie man ſich nähert, gleiten ſie ins Waſſer, das ſie bald dem Blicke entzieht. Der eine, den ich ſah, war gewiß ſechs Fuß lang, und nach meiner Schätzung betrug die Breite des Baches an der Stelle nicht viel mehr. Am Strande des Sees iſt das Ufer ſehr hoch, ganz von Muſcheln gebildet, und wie es ziemlich deutlich zu ſehen iſt, vom Waſſer aufgeworfen. Bei der Fluth iſt das hinten anliegende Land zum Theil überſchwemmt, ſo daß das Ufer gleichſam eine längliche Inſel bildet, die nur durch jenen durch den Sumpf führenden Weg mit dem rückliegenden Lande verbunden iſt. Dieſer Strand erinnerte mich wieder an den mound auf der Reispflanzung in der Nähe von Savannah, und beſtärkte mich in der Vermuthung, daß dieſe Art von Hügeln von der Natur gebildet ſind, die einzige Schwierigkeit, welche dieſer Erklärung entgegen ſteht, liegt in der runden Form der Hügel; aber dieſe konnten die Indianer einer ſchon beſtehenden Erhöhung gegeben haben. Dieſer Strand zieht ſich gegen Südoſten mehrere Meilen hin, an manchen Orten iſt er ziemlich breit, und zeigt hübſche Bewaldung. Unter den Bäumen waren Eichen, Weiden, Ahorne und zwei Arten Sumach (Rhus typhina und toxicodendron). Die friſche Seeluft und der Schatten machen den Aufenthalt am Strande ſehr angenehm; auch ſoll er ſehr geſund ſein, und bietet zugleich einen angenehmen Badeplatz dar. Der Colonel und ſeine Freunde haben beſchloſſen ſich daſelbſt Sommerhäuſer zu bauen, um einige Monate der heißen Jahreszeit da zuzubringen. Während meines Aufenthaltes wurde am Sonntage dort in Geſellſchaft mehrerer benachbarter Pflanzer zu Mittag gegeſſen, die zugleich Pferde und Wagen hingeſchickt hatten, um den durch das Marſchland führenden Weg zu verbeſſern; was ein zweckmäßiger Anfang für den zukünftigen Sommeraufenthalt war. Eſſen und Trinken brachten wir mit, eine ländliche Tafel wurde unter den Bäumen aufgeſchlagen, und wir verlebten einige recht heitere Stunden. Die andern Pflanzer, alle Creolen, hatten ihre Aufſeher und andere Schützlinge, Fleiſcher, Wirthe u. ſ. w. mitgebracht, was freilich unſerem Wirthe, einem Ariſtokraten aus Süd-Carolina, gar nicht angenehm zu ſein ſchien. *In dieſer Beziehung* beſteht nehmlich ein großer Unterſchied zwiſchen den

Creolen und den Amerikanern. Die letzteren würden nie daran denken, Leute dieſer Art bei ſolchen Gelegenheiten mitzubringen, ſo wie ſie überhaupt eine ganz andere Stellung gegen ſie behaupten, ſie nicht in ihren Familienkreis aufnehmen, und ſie nicht einmal am Tiſche eſſen laſſen. Die Creolen dagegen behandeln ſie ganz als ihres Gleichen, ziehen ſie in ihre Familien, und machen ſich bei Schmauſereien mit ihnen luſtig. Freilich gewinnt ihr geſelliger Kreis dadurch gar nicht; denn im Ganzen ſind dieſe Aufſeher rohe Menſchen, ohne Bildung und Erziehung, die auf den Ton der Geſellſchaft einen ſehr nachtheiligen Einfluß haben.

Auf der Pflanzung unſeres Gaſtfreundes gibt es keinen Aufſeher. Die Leitung des Ganzen liegt in ſeinen eigenen Händen; ſein zweiter Sohn iſt ihm bei der Ausführung behülflich, und die Stelle eines Auffehers wird von einem Sklaven bekleidet, einem äußerſt zuverläſſigen Menſchen, der im Sommer, wenn der Colonel mit ſeiner Familie weggeht, oft die Aufſicht über die ganze Pflanzung allein in Händen hat. Der Colonel, der für den beſten und erfolgreichſten Pflanzer in der ganzen Umgegend gilt, hat alles in einen ſo regelmäßigen Gang gebracht, daß ihm ein Morgenritt von ein bis zwei Stunden gewöhnlich genügt, um ſich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung iſt, während ſeine Nachbarn halbe Tage auf dem Felde zubringen, oft ſelbſt Hand anlegen und doch nicht ſo viel erreichen wie er. Bei den Creolen beſteht noch die alte Einrichtung, daß die Sklaven in Haufen arbeiten, während unſer Amerikaner den Seinen Aufgaben gibt; was die Sache ſchon viel einfacher macht und die Aufſicht erleichtert.

Während meines Aufenthaltes auf der Pflanzung bekam ich auch einige Einſicht in den Bau des Zuckerrohrs. Dieſes Rohr iſt eine zweijährige Pflanze, was den Stamm betrifft, denn die Wurzel iſt ausdauernd und wird alle zwei Jahre verpflanzt. Das Pflanzen beginnt im Februar, und dauert bis in den März hinein, je nachdem die Witterung günſtig iſt, und die Vorbereitung der Felder früher oder ſpäter beendigt iſt. Am Ende des erſten Jahres wird das Rohr vom Grunde abgeſchnitten, im zweiten Jahre ſchlägt es wieder von den Wurzeln aus, ohne daß ein Umpflanzen nöthig iſt. Der eine Theil einer Zuckerpflanzung iſt daher immer neuangepflanzt; und ein zweiter Theil im zweiten Wuchſe. Bei unſerem Wirthe iſt ſo zu ſagen die Dreifelderwirthſchaft eingeführt, und ein letzter drit-

ter Theil mit Welſchkorn bepflanzt, welches die Creolen zwiſchen die Zuckerreihen hineinzupflanzen pflegen. Aber der Colonel glaubt, daß die Abwechſelung beſſer ſei, indem beide Pflanzen ſich gegenſeitig beeinträchtigen. Man pflanzt gewöhnlich zwei Arten von Rohr, das gewöhnliche und das ſogenannte otaheitiſche; letzteres kommt viel ſpäter heraus, wächſt aber außerordentlich ſchnell und ſoll eine äußerſt ergiebige Pflanze ſein; das erſtere iſt früher, wächſt aber langſamer.

In dieſer Breite, wo der Froſt das Rohr in jedem Winter tödtet, kommt die Pflanze nie, wie in Weſtindien, zur Blüthe und Frucht (obgleich der Colonel mit Glück den Verſuch gemacht hatte, das Rohr zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Monate zu erhalten); ja es erhält nicht einmal der ganze Stamm ſeine Reife, ſondern vielleicht nur drei bis vier Fuß hoch: der übrige Theil enthält keinen oder zu wenig Zucker und muß wie die Blätter entfernt werden, bevor das Rohr zur Preſſe kommt. In Weſtindien gelangt die ganze Pflanze zur Reife, und man gewinnt daher dort viel mehr Zucker als in Louiſiana. Die Production in den beiden Ländern ſteht ungefähr im folgenden Verhältniß: ein Acker in Weſtindien gibt drei bis vier hogs (auf ein hog rechnet man dort eintauſendachthundert Pfund Zucker), und in Louiſiana gewinnt man blos ein und ein halb bis zwei hogs, das hog zu achthundert bis eintauſend Pfund gerechnet. Aber die Pflanzer in Weſtindien brauchen viel mehr Neger, und verſtehen das Ganze nicht ſo gut zu leiten, ſo daß ſie ſich doch nicht viel beſſer als die Pflanzer in Louiſiana ſtehen ſollen. Man muß wohl darauf achten, das Rohr zu gehöriger Zeit zu ſchneiden, ehe der Froſt kommt, der, weil er den Zuckerſtoff vernichtet, oft die ganze Erndte verdirbt. Zum Auspreſſen benutzt man jetzt allgemein Dampfmaſchinen, die viel raſcher und größere Quantitäten auf einmal preſſen. Die Rohrſtäbe werden, ehe ſie zur Preſſe kommen, von den umſchließenden Blättern etwas gereinigt, dann in eine Rinne gelegt, deren Boden aus quer liegenden, mit Gelenken an einander gefügten und durch Walzen in eine kreisförmige Bewegung gebrachten Brettern beſtehen. Durch dieſe wird das Rohr fortgeſchoben und gelangt ſo zur Preſſe. Der ausgepreßte Saft wird in verſchiedenen Keſſeln abgedämpft, in großen platten Gefäßen gereinigt, vom Syrup getrennt, in Fäſſer gefüllt und in eigenen Kellern der Kryſtalliſation überlaſſen, welches letztere drei Monate Zeit fordert, aber in Weſtindien der größeren Hitze wegen viel raſcher vor

ſich geht. Auch haben die dortigen Pflanzer den großen Vortheil, daß ſie mit dem ausgepreßten Rohr das Feuer zur Bereitung der Hälfte des Saftes beſtreiten können, was hier nicht angeht, weil das Rohr nach dem Auspreſſen nie trocken genug iſt, um die nöthige Hitze hervorzubringen.

Der Colonel war nicht nur ſo gütig, mir das Verfahren beim Zuckerbau im Allgemeinen zu erklären, ſondern mir auch vertrauliche Mittheilungen über den bisherigen Erfolg ſeiner eigenen Pflanzung zu machen, wobei er mir große Einſicht in das ganze Geſchäft zu beweiſen ſchien.

Er hat die Pflanzung ſelbſt angelegt, und das Land, das er dazu wählte, war mit einem dichten Walde und zum Theil mit Sumpf bedeckt. Als er es kaufte, glaubten alle Nachbaren, es ſei nicht möglich daſſelbe zum Zuckerbau zu benutzen, weil es zu feucht ſei; er bewies aber, daß er ſeine Wahl mit vieler Umſicht getroffen hatte, und wußte durch Abzugsgräben und Dämme das Waſſer zu entfernen und die fruchtbarſte Pflanzung herzuſtellen. Er machte vom erſten Jahre an immer fort beſſere Erndten als ſeine Nachbarn. Freilich liegt das Land etwas tief, und iſt bei hoher Fluth einer Ueberſchwemmung vom Lake Borgne ausgeſetzt; bekanntlich aber macht das Seewaſſer das Land geradezu unfähig Zucker zu erzeugen. Wirklich traf unſeren Colonel vor einigen Jahren das Unglück, daß ein heftiger Sturm alles ſein Land mit Seewaſſer überſchwemmte, welches machte, daß er mehrere Jahre hindurch ſeine Erndte wegwerfen mußte.

Vierundvierzigſtes Capitel.

Bemerkungen über Geſundheit der Lage. Der ſpaniſche Ball. Botaniſche Ausflüge.

Merkwürdig war mir dieſe Pflanzung in Hinſicht auf die Geſundheit der Lage. Es ſind hier ſchmale Streifen bebauten Landes zwiſchen hohe anſehnliche Wälder, welche Sümpfe verdecken, eingezwängt, und man ſollte meinen, daß eine ſolche Lage ſehr ungeſund wäre; aber die Erfahrung hat es nicht bewieſen, und es ſcheint, als

wenn im Thale des Miſſiſſippi und in deſſen Nähe in Bezug auf die Geſundheit einer Lage ganz andere Bedingungen Statt fänden, als an der atlantiſchen Seite der Vereinigten Staaten. In Süd-Carolina würde es die größte Tollkühnheit ſein, den Sommer an einem ſo ganz von Sümpfen umgebenen Orte zuzubringen, und Fieber und Tod würde die unvermeidliche Folge ſein; hier iſt es aber nicht der Fall. Der Colonel denkt nie daran, der Geſundheit ſeiner Familie wegen während der heißen Sommermonate einen Aufenthalt im Norden zu machen. Daß die die Pflanzung umgebenden Sümpfe noch großentheils mit dichten Wäldern bedeckt ſind, mag ein Grund ſein, warum ſich in denſelben keine ſchädlichen Ausdünſtungen oder doch nicht in ſo bedeutendem Grade entwickeln, daß ſie auf die in der Nähe Wohnenden einen nachtheiligen Einfluß äußern könnten. Es iſt bekannt, daß die Entwickelung der ſchädlichen Ausdünſtungen der Sümpfe hauptſächlich durch die Einwirkung der Wärme befördert wird, unter deren mächtigem Einfluſſe die Fäulniß animaliſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen, deren Producte die Ausdünſtungen wohl im Ganzen ſind, viel raſcher vor ſich geht. Daher kann man ſich erklären, warum Indianer und Jäger, die oft lange Zeit in ſolchen Sümpfen zubringen, nichts von dieſen ſchädlichen Einwirkungen empfinden. Daß ſie dafür unempfänglich ſind, kann man nicht annehmen; viel wahrſcheinlicher iſt es, daß in dieſen ungelichteten Wäldern und Sümpfen ſich wenig ſchädliche Ausdünſtungen entwickeln. Die einſamen Anſiedler dagegen, die ſich am Miſſiſſippi mit Holzmachen beſchäftigen und meiſtens an gelichteten Stellen mitten in den durch ihre Art zum Theil gefällten Wäldern wohnen, ſind allen ſchädlichen Einwirkungen der Ausdünſtungen der Sümpfe ausgeſetzt, wovon ihr kränkliches Ausſehen zeugt, während ſie wohl eben ſo ſehr als Jäger und Indianer auf einen kräftigen Körperbau und eine abgehärtete Conſtitution trotzen können. Bei Berückſichtigung der Lage der Pflanzung muß man freilich die Nähe des Lake Borgne nicht vergeſſen. Salzluft ſcheint im Allgemeinen eine den Miasmen entgegenarbeitende Wirkung zu haben; wenigſtens zeigt ſich dieß beinahe in allen Seeſtädten; und wäre nicht die Plage des gelben Fiebers mit einer Lage an der Seeküſte, namentlich in ſüdlicheren Breitengraden, verbunden, ſo wären gewiß im Allgemeinen Seeſtädte geſünder als Landſtädte.

Man ſpricht ſo viel von der ungeſunden Lage von New-Or-

leans, daß folgende Bemerkungen für den Leſer wohl nicht ohne Intereſſe ſein werden. Durch Berechnungen, die ſich auf offizielle Angaben ſtützen, hat vor Kurzem ein gewiſſer Dr. Barton aus New-Orleans zu beweiſen geſucht, daß dieſe Stadt für die eingeborene Bevölkerung die geſündeſte große Stadt in den Vereinigten Staaten iſt, und daß die Sterbeliſten derſelben meiſt durch die fremden Bewohner gefüllt werden. Er hat vergleichende Berechnungen angeſtellt über das Verhältniß der Kinder und Greiſe zu der ganzen übrigen Bevölkerung in New-Orleans und in anderen Städten der Vereinigten Staaten, wie Boſton, New-York, Philadelphia, Baltimore, und weiſt durch Zahlen nach, daß es in New-Orleans verhältnißmäßig mehr Kinder und hundertjährige Greiſe gibt, als in irgend einer anderen Stadt der Union. Freilich möchte dabei noch Einiges in Betracht zu ziehen ſein. Das gelbe Fieber rafft hauptſächlich Leute mittleren Alters weg, wodurch vielleicht ſchon allein das günſtige Verhältniß für Kinder und Greiſe zu Stande kommt; ſodann iſt die Fruchtbarkeit der Weiber in ſüdlichen Gegenden größer als in nördlichen, und endlich mag ein ſüdliches Clima dem höheren Alter ſehr zuträglich ſein, was aber kein Beweis für die Geſundheit des Clima's im Ganzen iſt. Mir ſcheinen die Berechnungen zu unvollſtändig und einſeitig zu ſein, um genügende Reſultate zu liefern, aber ſie können wenigſtens darauf aufmerkſam machen, daß, wenn auch New-Orleans für Fremde ein gefährlicher Aufenthaltsort iſt, es für ſeine Eingebornen dagegen ein ziemlich geſunder ſein mag. Das gelbe Fieber greift immer nur die kürzlich Eingewanderten an. Haben dieſe es einmal überſtanden, ſo ſind ſie ſicher; wenn aber gerade, wie im Sommer 1837, zur Zeit, wo die Krankheit herrſchte, Hunderte von Einwanderern ſich nach der Stadt drängen, geſchwächt und aufgerieben durch eine lange Seereiſe und zum Theil ohne Mittel für ihren Unterhalt, ſo muß man ſich nicht wundern, wenn dieſe furchtbare Krankheit die Mehrzahl dieſer unvorſichtigen und tollkühnen Menſchen hinwegrafft. Die Schiffscapitaine, welche die Unwiſſenheit dieſer armen Menſchen mißbrauchen, und ſie nach ihrem Grabe bringen, ſind eigentlich als ihre Mörder anzuſehen; und das Clima deßwegen anzuklagen, iſt faſt eben ſo unvernünftig, als wenn man ſich gegen das Klima einer Stadt ereifern wollte, wo zur Zeit der Cholera Einwanderer in Menge hingerafft würden. Der einfache Menſchenverſtand reicht hin, einzuſehen, daß man nicht

an einen solchen Ort zu einer solchen Zeit gehen soll. Weit entfernt, das Klima südlicher Länder preisen zu wollen, möchte ich nur das mit übertriebenen Farben Geschilderte in einem milderen Lichte darstellen, und die von Unwissenden gefällten absprechenden Urtheile widerlegen. Man ist auch in New-Orleans gar nicht während der heißen Jahreszeit auf die Stadt oder das Land beschränkt, man kann nach Belieben den Aufenthalt wechseln, ohne sich irgend einer Gefahr auszusetzen, und Einwanderer, die auf dem Lande bleiben, wo sich die zur Entwickelung und zum Fortbestehen des gelben Fiebers nöthigen Bedingungen nicht vorfinden, sind dort vollkommen sicher vor dieser Krankheit. Nachtheilige Einflüsse hat das Klima hauptsächlich auf rheumatische Kranke, für welche die feuchte Wärme, die im Winter mit scharfen Nord-Ostwinden abwechselt, und eine unangenehme Erschlaffung im ganzen Organismus hervorbringt, gar nicht zuträglich zu sein scheint. Die Küste des Lake Borgne soll übrigens wo möglich noch gesünder sein, als die übrige Gegend, wenigstens wurde dieß von allen den Pflanzern behauptet, welche die Absicht hatten, sich dort Sommer-Wohnungen zu bauen. Man rechnete sogar darauf, daß manche Bewohner von New-Orleans sich veranlaßt finden würden, einen Theil des Sommers da zuzubringen, vorzüglich im Fall, daß die beabsichtigte Eisenbahn von diesem Punkte nach New-Orleans, durch welche die Verbindung zwischen dieser Stadt und Mobile abgekürzt und der Lake Pontchartrain vermieden werden sollte, zu Stande käme. Die eingetretene Handelskrise wird aber wahrscheinlich dieses Project, wie so manches andere vereitelt haben.

Einen Abend benutzten wir zu einem Ausfluge nach dem oben erwähnten spanischen Dorfe, wo ein Ball, ein sogenannter Fandango, Statt finden sollte. Unser aristokratischer Wirth witzelte freilich darüber, daß wir einen Bauernball besuchen wollten; namentlich zog er seine Söhne damit auf, daß sie mit Töchtern von Karrentreibern u. s. w. tanzen wollten, die sie vielleicht am nächsten Morgen mit Waschen am Bache beschäftigt finden würden; wir ließen uns aber dadurch nicht abschrecken, und versprachen uns desto mehr Neues und Anziehendes. Auf dem Wege begegneten wir mehreren zweirädrigen Karren, auf denen die Bauern mit ihren Schönen nach dem Tanze fuhren; die halbe Bevölkerung schien auf den Beinen zu sein. *Wir fanden den* Ball übrigens viel weniger ländlich, als wir es ge-

dacht hatten. Die Mädchen waren zum Theil recht niedlich und von sehr anständigem und sehr anmuthigem Benehmen. Die meisten waren Französinnen, wenigstens sprachen alle diese Sprache; die anwesenden Spanierinnen gehörten zu den hübscheren. Viel Bildung durfte man bei ihnen nicht suchen; es war daher ziemlich schwierig, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen. Einer Schönen, die mir besonders gefiel, gab ich den kleinen Blumenstrauß, den ich von Hause mitgebracht hatte. Sie nahm ihn mit Dank an; bald darauf bemerkte ich, daß sie ihn nicht mehr trug. Ich nahm mir die Freiheit, mich nach seinem Schicksal zu erkundigen, und erfuhr, sie habe ihn auf dem Bette bei ihrem dort schlafenden Säuglinge liegen lassen. Meine Schöne war also eine junge Mutter, die, wie es da üblich sein mag, ihr Kind mit auf den Ball genommen hatte. Die Musik war recht gut, nur spielte man die Walzer so langsam, daß es uns beinahe unmöglich war sie zu tanzen. In einem anderen Zimmer wurde unterdessen Karte gespielt, und wie es schien, waren die Männer große Freunde von Hasardspielen. Mir hatte die Sache ziemlich viel Vergnügen gemacht, und ich konnte mich nun rühmen, an einem spanischen Balle Theil genommen zu haben.

Ich mußte nun an meine Rückreise denken, kam aber in große Versuchung, meinen Reiseplan zu ändern. Ich hatte nehmlich mit meinem Begleiter von Mobile nach New-Orleans die Reise den Missisippi hinauf machen wollen, er ließ sich aber von seinem Bruder, dem Schwiegersohne des Colonel überreden, ihn auf einer Badereise nach den warmen Quellen, am Arkansas, zu begleiten. Es hatte sich dazu eine Gesellschaft von zwölf bis funfzehn Personen zusammengefunden, deren Absicht war, sich in den sogenannten hot springs zu treffen, und von da auf einem Abstecher durch Texas nach New-Orleans zurückzukehren. Die ganze Reise sollte zu Pferde gemacht werden. Obgleich die Sache für mich in jeder Beziehung anlockend war, namentlich auch der Gesellschaft wegen, so konnte ich doch nicht darauf eingehen und mußte daher nach New-Orleans zurückkehren, um meine Reise, den Fluß hinauf, allein fortzusetzen, wie ich denn auch bis jetzt den größten Theil derselben einsam gemacht hatte. Ich verließ die Pflanzung mit dankbarem Gefühl für die viele Gastfreundschaft, die ich vom Colonel genossen hatte, und mit vielem Bedauern, eine so angenehme Bekanntschaft so bald abbrechen zu müssen.

Meine Absicht war, New-Orleans gleich nach meiner Ankunft zu verlassen; aber die Dampfschiffe, die gerade zu der Zeit abfuhren, waren kleine Boote, von denen man mir nicht viel Gutes sagen wollte; ich zog daher vor, auf die Abfahrt des großen Bootes St. Louis zu warten, das nach St. Louis bestimmt war. Ohnehin war es meine Absicht, mich an den zwischenliegenden Orten nicht aufzuhalten, sondern direct nach dieser Stadt zu gehen. Während der Tage, die ich auf die Abfahrt des Bootes warten mußte, machte ich mehrere kleine Ausflüge in die nächsten Umgebungen New-Orleans; aber ich wurde durch die Sümpfe, die mir auf allen Seiten entgegen kamen, immer aufgehalten; auch machte mich das warme Wetter ziemlich träge, und obgleich ich mich jedes Mal mit saftigen Orangen gegen den Durst gesichert hatte, so konnte ich es doch nie zu größeren Ausflügen bringen. Bei einem dieser Spaziergänge überfiel mich ein furchtbarer Platzregen, vor dem ich mich in ein Haus rettete, das von einem Deutschen bewohnt war. Ich fand in demselben eine Hochzeit-Gesellschaft, die sich schon den ganzen Morgen mit Essen und Trinken beschäftigt hatte und jetzt noch auf den Geistlichen wartete; eine auf dem Schefte aufgestellte Reihe Weinflaschen versprach den Gästen Stillung des Durstes auch nach der Ceremonie. Ein zweijähriger Knabe, der mir von der Braut als ihr liebes Kind vorgestellt wurde, deutete ein schon längeres Bestehen der ehelichen Liebe an, die heute durch das Wort des Pfarrers gesetzmäßig gemacht werden sollte. Das Wetter hellte sich bald auf, und ich verließ das gastliche Haus, ehe der Pfarrer ankam. Bei einem Ausfluge auf die gegenüberliegende Seite des Flusses kam ich beim Botanisiren in einen halb ausgetrockneten Sumpf, ehe ich aber Zeit gehabt hatte, mich ein wenig umzusehen, fiel mich eine solche Menge Moskitos an, daß ich es für das Gerathenste hielt, mich auf dem kürzesten Wege zurückzuziehen. Auf dem halbsumpfigen Lande wächst ziemlich häufig eine Palmetto-Art, die ganz niedrig ist, aber sehr hübsche fächerartige Blätter hat (Chaemerops hystriae). Zu der Pracht der dortigen Flora gehört vorzüglich Pancratium mexicanum, das sich durch seine zarten weißen Blüthen auszeichnet.

Fünfundvierzigstes Capitel.

Reise von New-Orleans den Missisippi hinauf. Gezwungene Rückkehr. Brand in New-Orleans. Die belebten Ufer. Baton rouge. Bau und Einrichtung des Dampfschiffes. Leben auf demselben.

Freitag den 5ten Mai gegen sechs Uhr Abends, verließ ich New-Orleans. Unsere Abfahrt war recht glücklich; aber kaum waren wir einige Meilen weit gefahren, so hörten wir etwas an der Maschine brechen. Wir machten anfangs nicht viel daraus, sahen aber bald ein, daß es viel zu bedeuten hatte. Das Boot wurde gedreht, wir fuhren nach der Stadt zurück und legten spät am Abend derselben gegenüber bei. So hatten wir die angenehme Aussicht vor uns, wenigstens den folgenden Tag in New-Orleans warten zu müssen, bis die Maschine wieder in den Stand gesetzt sein würde. Unsere Aufmerksamkeit wurde bald von unserem Unglück abgelenkt durch ein großes Feuer, das in der Stadt ausbrach, und ziemlich bedeutend zu sein schien. Jedermann war mit Rathen beschäftigt, in welchem Theile der Stadt es sein möchte, und wir glaubten, es ungefähr bestimmen zu können, da der Thurm der Cathedrale vom Feuer beleuchtet wurde; aber wie schwierig es sei, in der Nacht über Ortsverhältnisse zu urtheilen, zeigte sich am folgenden Morgen, wo wir sahen, wie falsch unsere Berechnungen gewesen waren. Das Feuer hatte übrigens blos ein Haus zerstört. Wirklich mußten wir den ganzen Tag warten, und erst Abends um fünf Uhr liefen wir wieder aus. Dieß Mal kamen wir ohne Unfall vorwärts, die Nacht ging glücklich vorüber, und am Morgen befanden wir uns weit von New-Orleans in einer ganz unbekannten Gegend. Das Wetter war lieblich, und ich erquickte mich sehr an der frischen kühlen Luft, die mir nach der drückenden Schwüle doppelt wohl that. Die Nachricht, daß wieder eine Röhre an der Maschine gesprungen sei, und daß wir wohl zwei oder drei Stunden anhalten müßten, störte mich etwas in meiner Behaglichkeit; zum Glück nahm aber die Reparatur wirklich nicht viel Zeit weg. Während wir Holz einnahmen, hatte ich Gelegenheit eine Reispflanzung zu sehen, fand aber nicht viel Besonderes an den jungen Reispflanzen, die sich nicht von andrer Getreidesaat unterscheiden. Die Reisfelder werden

hier vom Fluſſe unter Waſſer geſetzt; doch ſcheint mir hierbei viel vom Zufalle abzuhängen; denn das dazu benutzte Wachſen des Fluſſes im Frühjahr wird wohl nicht alle Jahre in demſelben Maße Statt finden. Die meiſten der großen Pflanzungen, an denen wir vorbeikamen, waren mit Zuckerrohr bebaut; einige wenige mit Baumwolle. Wir ſahen der Pflanzungen viele; bis Baton rouge, wohin wir gegen Abend kamen, folgte eine auf die andere. Die Wohnhäuſer waren zum Theil ſehr groß, einige palaſtähnlich und deren Umgebungen oft ſehr maleriſch; die Sklavenhäuſer im Ganzen gut, beſſer, als ich ſie unterhalb New-Orleans geſehen hatte, meiſtens mit vieler Ordnung angelegt, ſehr reinlich und ſauber. Dieſe großen Gegenſtände, an denen wir vorüber kamen, machten die Fahrt ſehr unterhaltend; übrigens zog ſich die Landſtraße auf beiden Seiten nahe am Ufer hin, und da wir nie in der Mitte des Stromes, ſondern immer auf einer Seite fuhren, ſo konnten wir auch die vorübergehenden Perſonen recht in der Ruhe in Augenſchein nehmen. Lange Zeit hindurch hatten wir ein Wettrennen mit einem Reiter, der ſich bemühte, mit uns in gleicher Linie zu bleiben, und dem wir, obgleich die Strömung gegen uns habend, Mühe genug machten, gleichen Schritt zu halten. Wir ſahen die Leute in die Kirche gehen, aus derſelben zurückkehren, Beſuche machen u. ſ. w.; es war nehmlich gerade Sonntag, der die Straßen zu beiden Seiten des Fluſſes ſehr belebte. Hinter den angebauten Feldern, die ſelten tiefer, als eine oder eine und eine halbe Meile gingen, fingen die hohen Wälder an, die ſich in einem ununterbrochenen Streifen zu beiden Seiten des Fluſſes fortſetzen. Baton rouge zeichnet ſich vor allen anderen Punkten ſehr vortheilhaft aus durch ſeine Erhöhung über den Fluß; der Hügel, auf dem es liegt, iſt nicht bedeutend, aber immer genügend um die Häuſer über den umgebenden Wald hervorragen zu laſſen. Die Caſernen der hier ſtationirten Truppen der Vereinigten Staaten ſcheinen recht hübſche Gebäude zu ſein; ſie nehmen ſich ſehr gut aus hinter dichten Gebüſchen von India Pride-Bäumen (Melia Azedarah).

Nach Sonnenuntergang hielten wir an, um Holz einzunehmen, Die Gegend fing jetzt ſchon an wilder zu werden; an manchen Orten war kein Damm mehr am Ufer, die Häuſer wurden ſeltener und ſanken zu Blockhäuſern herab. Da, wo wir hielten, war eine neu angelegte Pflanzung, die aber ganz noch im Werden war. In-

tereſſant war die Scene des Holzeinnehmens, wobei vielleicht hundert Perſonen beſchäftigt waren; nehmlich alle die ſogenannten Verdeckpaſſagiere, die ſehr wenig für die Fahrt bezahlen, dafür aber beim Holzeinnehmen helfen; es ſind dieß meiſt die Bootsmänner der den Miſſiſſippi hinuntergehenden Boote, (flat boats), die auf den Dampfſchiffen auf eine ſchnelle und wohlfeile Art nach ihrer Heimath zurückkehren, nachdem ſie in New-Orleans das Boot als Brenn- oder Bauholz verkauft haben. Das Schiff lag ganz nahe am Ufer, und man hatte mehrere Bretter gelegt, auf denen die Männer ab- und zugingen; es war ein Gewühl ohne Gleichen, aber alles ging trotz der Dunkelheit mit ziemlich viel Ordnung vor ſich, und ſchien beſſer geleitet zu werden, als ich es auf andern Booten geſehen hatte. Die Quantität Holz, die täglich verbraucht wurde, war wirklich ungemein groß; wir verbrannten täglich vierzig bis funfzig Klaftern (die Klafter mit folgenden Dimenſionen: 4'. 8' 4'), was zu drei Thalern die Klafter gerechnet, täglich ungefähr hundertfunfzig Thaler macht.

Unſer Dampfſchiff war freilich ein ſchwimmender Koloß, gegen den mir die Dreimaſter, an denen wir in New-Orleans vorbei fuhren, ganz verächtlich vorkamen; es ſoll das größte auf dem Fluſſe ſein. Die Länge auf dem unteren Verdecke beträgt zweihundert und dreißig Fuß, die Cajüte auf dem oberen hingegen nur zweihundert Fuß, der Gehalt des Schiffes wurde auf eintauſend Tonnen, und jede der beiden Maſchinen auf zweihundert Pferdekraft berechnet. Die Miſſiſſippi-Dampfſchiffe ſind in ihrer Bauart ganz verſchieden von den europäiſchen und auch von den an der atlantiſchen Küſte der Vereinigten Staaten gebräuchlichen. Die Maſchine iſt ganz über dem Verdecke, und der Raum unter demſelben, der ſonſt gewöhnlich zum Theil von der Maſchine eingenommen wird, blos für Waaren beſtimmt; das untere Verdeck, das nur ganz wenig über dem Waſſer hervorragt, wird in der Mitte von der Maſchine, hinten von einer für die Verdeckpaſſagiere und Matroſen beſtimmten Cajüte, und vorn, vom Holze, dem Ofen und einem freien Raum zum Aus- und Einladen u. ſ. w., eingenommen. Das zweite Verdeck, das acht bis zwölf Fuß über dem Waſſer hervorragt, aber ſich nicht über das ganze Schiff erſtreckt, ſondern die Spitze deſſelben freiläßt, ſo daß das untere Verdeck dort unbedeckt iſt, wird ſeiner ganzen Länge nach von der Paſſagier-Cajüte eingenommen.

Dieſe war auf unſerem Boot auf folgende Weiſe abgetheilt. Im vorderen Theil, hinter welchem die Rauchfänge auf beiden Seiten durchgingen, waren die Schlafgemächer der Offiziere, der Schenktiſch u. ſ. w., der mittlere und größte Theil, auf unſerem Boote gewiß vierzehn bis ſechzehn Fuß breit, wurde von der Herrencajüte eingenommen; an den Wänden befanden ſich die Schlafgemächer, die auch wieder ſechs Fuß Tiefe hatten; das Hintertheil enthielt die Damencajüte, die gewöhnlich mit mehr Sorgfalt möblirt und durch Einſchiebthüren von der Herrencajüte abgeſchloſſen iſt. Waſchzimmer, Barbierſtube u. ſ. w. fanden ſich auf dem unteren Verdeck. Das obere und untere Verdeck werden noch breiter gemacht, als das Boot ſelbſt iſt, durch Gallerien, die auf beiten Seiten oft ſechs Fuß von den Wänden hervortreten, und gewöhnlich um das ganze Boot herumgehen. Sie tragen ſehr dazu bei, die Schlafzimmer angenehmer zu machen. Dieſe hatten auf unſerem Boote zwei Thüren, die eine nach der Cajüte, und die andere nach außen auf die Gallerie gehend, die ſo breit war, daß man ſich auf derſelben zuſammenſetzen und vor der Sonne geſchützt (man wählte die derſelben abgekehrte Seite) die Ausſicht und die friſche Luft genießen konnte.

Auf dieſer Gallerie brachte ich den größten Theil des Tages zu und manche Stunde verträumte ich in aller Ruhe und Bequemlichkeit in einem amerikaniſchen Armſtuhle, deſſen wiegende Bewegung in der milden, warmen Luft eine ſanfte einſchläfernde Wirkung bewies. Das Auge folgte bald nicht mehr den an ihm vorübereilenden Gegenſtänden, endlich ſchloß es ſich ganz, und beim Wiederaufſchlagen ſah ich mich in eine andere Gegend verſetzt, dann eilte ich an das Hintertheil und ſah zurück, ob ich nicht etwas verſäumt habe. Nach Sonnenuntergang brachte ich gewöhnlich eine oder zwei Stunden auf dem Dache des Schiffes zu, das einen ausgedehnten, aber, weil es nicht ganz flach war, etwas ermüdenden Spaziergang darbot. Mit dem Einbruche der Dämmerung fingen die beiden Rauchfänge an Funken zu ſpeien, die wie kleine Feuerfliegen hin und her flogen, und eine ſo eigenthümliche und mannigfaltige Bewegung zeigten, daß ich mich oft lange in den Anblick dieſes Schauſpiels vertiefte. Für die Kleider war freilich einige Gefahr vorhanden, ſogar für das Dach, welches aus Vorſicht gegen *Abend* mit Waſſer beſpritzt wurde, aber dem ungeachtet ein-

mal Feuer fing, was zum Glück noch entdeckt wurde, ehe es zu spät war.

Mein Leben auf dem Schiffe war ziemlich einsam. In meinem Zimmer waren zwei Betten, aber die geringe Anzahl der Passagiere machte es mir möglich, alleiniger Besitzer des ganzen Gemaches zu bleiben. Unter der Schiffs-Gesellschaft machte ich wenig Bekanntschaften. Am meisten unterhielt ich mich noch mit drei irländischen Theologen, die gerade aus Europa in New-Orleans angekommen waren und nach einem höher am Flusse gelegenen katholischen Seminarium zu gehen beabsichtigten. Viele Passagiere blieben nur einen oder zwei Tage, andere kamen auch wohl für kürzere Zeit; im Ganzen waren wenig anziehende Personen unter ihnen. Oft findet sich auf diesen Dampfschiffen eine sehr angenehme Gesellschaft zusammen, der Capitain sorgt dann wohl für Musik und Abends unterhält man sich mit Tanz; aber auf unserem Boote war die Gesellschaft zu klein und aus zu verschiedenen Elementen zusammengesetzt, als daß dieß möglich gewesen wäre. So oft wir anhielten, um uns mit Holz zu versehen, was gewöhnlich zweimal des Tages geschah, ging ich an's Ufer und botanisirte. Da wir immer mitten in Wäldern unser Holz einnahmen, so war ich gleich an einem für meinen Zweck günstigen Orte, aber ich entfernte mich nicht gern zu weit vom Ufer, weil ich immer fürchtete, das Boot möchte fortfahren und mich zurücklassen; ich konnte mich nicht recht auf die Angaben des Capitains verlassen, der immer mit der Abfahrt des Bootes eilte, sobald das Holz an Bord geschafft war. Die bei solchen Gelegenheiten gesammelten Pflanzen beschäftigten mich in der Zwischenzeit, das Aufsuchen und Einlegen derselben füllte manche müßige Stunde.

Unser Tisch war im Ganzen recht gut, und die Anordnung ganz dieselbe wie in einem Gasthofe auf dem Lande. Es fehlte uns nur oft an Milch, indem die Leute, bei denen wir anhielten, oft selbst keine hatten, so daß wir dann genöthigt waren, unseren Thee und Caffee ohne Milch zu trinken. Mit Wasser waren wir auch schlecht versorgt; Quellwasser gibt es im unteren Theil des Mississippi nicht, und wir mußten uns zum Trinken und Waschen mit Flußwasser behelfen. Man läßt es eine Zeit lang stehen, bis sich der Unrath gesetzt hat, worauf es ziemlich klar wird, obschon selbst noch im Glase auf dem Tische sich gewöhnlich ein Niederschlag bildet.

Viele halten es für beſſer als das Ciſternen-Waſſer. Die gemeinen Leute trinken es ohne alle Vorbereitung. Es gibt aber dann leicht Anlaß zu Durchfällen, beſonders unterhalb der Vereinigung des rothen Fluſſes, der viel Salz aufgelöſt enthält, mit dem Miſſiſſippi.

Sechsundvierzigſtes Capitel.

Fortſetzung der Reiſe auf dem Miſſiſſippi. Fort Adams. Natchez. Vicksburg. Mündung des Arkanſas und des weißen Fluſſes. Veränderter Charakter des Miſſiſſippi. Memphis. New-Madrid. Mündung des Ohio. Selma. Ankunft in St. Louis.

Am zweiten Morgen des Montags wachte ich ungefähr um fünf Uhr auf, leider aber war es doch zu ſpät, um die Mündung des rothen Fluſſes (red river) zu ſehen, die ſchon ungefähr vier Meilen hinter uns war, als ich mich darnach erkundigte. Im Ganzen fand ich die Fahrt heute intereſſanter, als geſtern. Der Charakter der Gegend änderte ſich bedeutend, die Ufer waren meiſt niedrig, wohl alle unter hohem Waſſerſtande; die wenigen Pflanzungen, die zu ſehen waren, mußten durch Dämme geſchützt werden, die jedoch nicht fortlaufend waren, wie am unteren Theile des Fluſſes; lange Strecken fanden wir ganz unbewohnt, ſelbſt die Holzhauer (woodcutters) zeigten ſich einſam und zerſtreut. Die meiſten der Pflanzungen, an denen wir vorbeikamen, waren erſt im Entſtehen; in den Feldern ſahen wir überall die todten Bäume ſtehen, an den meiſten Orten waren Haufen von Holz, ein Zeichen, daß die Pflanzer auch auf dieſe Art Gewinn zu machen ſuchten.

Ziemlich frühe am Morgen kamen wir am Fort Adams vorbei, einem verfallenen, franzöſiſchen Poſten, der an dem Fluſſe eines ziemlich hohen, in eine ſchroffe Wand gegen den Fluß hin endenden Hügels liegt. Oberhalb des Forts dehnt ſich eine liebliche Bai aus, vor welcher ein kleines Dorf liegt. Kurz nach dem Mittagseſſen kamen wir in Natchez an. Ein Theil dieſer Stadt liegt unten am Waſſer; dieß iſt jedoch bei weitem der ſchlechtere Theil derſelben, wo gemeines Geſindel, deſſen es am Miſſiſſippi ziemlich viel gibt, in ſchlechten Baracken wohnt, und wo Mord und Verbrechen aller Art zu Hauſe ſind, wie wenigſtens der Ruf ſagt. Das Ufer iſt äußerſt

ſteil und ich fand es ziemlich warm, als ich den Fahrweg hinaufkletterte. Leider hatte ich nicht genug Zeit, um den oberen Theil der Stadt zu beſuchen. Meine Hoffnung, das gegenüberliegende Ufer von der Höhe aus überſehen zu können, fand ich getäuſcht, indem ich nicht hoch genug hinaufkam; ſo viel ich ſehen konnte, erſtreckt ſich der Wald weit hin in endloſe Ferne. Natchez war in alten Zeiten ein blühendes Dorf in den Händen der Ureinwohner, und hat ſeinen alten indianiſchen Namen beibehalten, obgleich die Indianer ganz ausgerottet ſind. Wir holten hier das Dampfboot Livingſton ein, welches New-Orleans vier Stunden vor uns verlaſſen hatte. Die Entfernung zwiſchen New-Orleans und Natchez beträgt dreihundert Meilen, und wir hatten dazu vierzig Stunden gebraucht, was ſtromaufwärts immer ziemlich gut gefahren iſt.

Am folgenden Morgen, den Dienſtag, landeten wir in Vicksburg, einem allerliebſten Städtchen. Das Ufer iſt nicht ſo ſteil, und erhebt ſich allmählig in mehreren Abſtufungen, die Häuſer ſind daher gleichſam amphitheatraliſch über einander gebaut, und obgleich der beſſere Theil der Stadt auf der Anhöhe liegt, ſo ſind doch einige niedliche Häuſer am Abhange, und das Ganze macht einen ſehr gefälligen Eindruck. Der nächſte Punkt von Bedeutung, den wir berührten, war die Mündung des Fluſſes Arkanſas, wohin wir am Mittwoch Morgen kamen. Es liegt hier ein Haus, das aber wenig Bedeutung hat, weil die Mündung des Arkanſas nicht ſchiffbar iſt. Die Dampfſchiffe, die in den Arkanſas wollen, müſſen den Miſſiſſippi weiter hinauffahren, bis an die Mündung des weißen Fluſſes (white river), von dem ein Arm nach dem Arkanſas führt, der von da an hinreichend tief iſt für die Dampfſchiffe. Die Mündung des weißen Fluſſes iſt ungefähr zehn Meilen oberhalb der des Arkanſas. In der Nähe liegt ein Dörfchen, Montgomery-Point, wohin die den Arkanſas befahrenden Dampfboote kommen, um Waaren zu holen und zu bringen. Einige Meilen unterhalb hielten wir an, und ich machte einen kleinen Spaziergang, fand mich aber für meine Mühe nicht ſehr belohnt. Die Wälder auf dieſem angeſchwemmten Lande haben eine höchſt einförmige Vegetation, Pappeln, Eſchen, Ahorne, Weiden ſind ſo ziemlich Alles, was ſich findet. Zu den ſchönſten Bäumen gehören die Platanen und Tulpenbäume (Liriodendron tulipifera), auch ſah ich zahlreiche Exemplare des Trompetenbaumes (Bignonia radicans).

Nunmehr wurden die Inſeln, Arme und Untiefen im Miſſiſſippi immer häufiger, ſo daß wir geſtern und heute einige Mal auf den Grund ſtießen. Am Abend fiel es in die Augen, daß der Fluß viel von ſeiner Großartigkeit verloren hatte, wie es auch natürlich war. Wir waren jetzt ungefähr ſiebenhundert Meilen von New-Orleans entfernt, und man kann ſich denken, daß die drei Flüſſe: White River, Arkanſas und Red River dem Miſſiſſippi eine bedeutende Waſſermenge zuführen. Die Ufer fingen an viel höher zu zu werden und waren oft ſechs bis acht Fuß über dem höchſten Waſſerſtand erhaben. Zwiſchen dieſen Ufern iſt der Fluß oft ungemein breit, kann aber dann natürlich nicht ſo tief ſein, und an breiten Biegungen iſt er oft wirklich ſo ſeicht, daß große Dampfſchiffe bei niederem Waſſerſtande und bei der großen Veränderlichkeit der Tiefe manchmal große Schwierigkeit haben, ihren Weg zu finden. Diejenigen nehmlich, die ſtromaufwärts gehen, begeben ſich nicht gern in die ſtärkſte Strömung, wo das Waſſer am tiefſten iſt, und ſo gerathen ſie manchmal troß der Größe des Fluſſes auf den Grund. In der Zeit, wo ich den Fluß ſah, war er gerade erſt im Fallen; er ſoll oft noch zehn bis zwanzig Fuß tiefer fallen, und bleibt dann noch immer ein großer Strom. Man behauptete mir ſogar, er falle manchmal funfzig Fuß, was ich aber erſt ſehen müßte, um es zu glauben. Mit den hohen lettigen Ufern und den vielen Inſeln und Sandbänken, bot er jetzt einen ganz verſchiedenen Anblick dar, als weiter unten. Er floß nicht mehr dahin, in ruhiger, ſelbſtgefälliger Majeſtät, ſondern brach ſich eher gleich einem Waldwaſſer ſeine Bahn durch die Ebene. Die Windungen, die er macht, ſind manchmal merkwürdig. So kamen wir an einer ſolchen vorbei, wo er eine Halbinſel bildete, an deren anderen Seite wir durch eine Oeffnung im Walde den Fluß ſehen konnten; die Breite dieſer Halbinſel betrug an der engſten Stelle blos dreiviertel Meilen, und doch hatten wir wenigſtens zehn Meilen zurückzulegen, ehe wir um ſie herumkamen. Die Inſeln im Fluſſe ſind meiſt von jungen Pappelbäumen bedeckt, die ungemein ſchnell wachſen und ſich in großer Zahl auf denſelben zeigen; ſie ſcheinen gleichſam die Anfänge der Vegetation zu ſein, und tragen zugleich dazu bei, das angeſchwemmte Land gegen die Wirkung des Fluſſes zu ſchützen, der oft morgen zerſtört, was er heute gebildet hat. In Folge ſeiner häufigen *Windungen* nimmt er auf der einen Seite weg und ſetzt auf der

anderen an, so daß ein fortwährender Wechsel in der Form und Gestaltung des Flusses Statt findet, und die Steuerleute beinahe bei jeder Fahrt neue Untiefen, Inseln u. s. w. vorfinden, die ihnen oft das Weiterkommen unerwarteter Weise erschweren.

Am Donnerstag, gegen zehn Uhr des Morgens, erreichten wir Memphis im Staate Tenessee, ein trotz seines alterthümlichen Namens sehr jugendlicher Ort, der sich nicht gerade auszeichnet. Ich bemerkte nur so viel, daß seine Lage nicht ganz zweckmäßig gewählt ist, denn der Fluß ist gerade vor der Stadt so seicht, daß die Dampfschiffe unterhalb landen müssen; der Weg aber von diesem Landungsplatze nach der Stadt ist sehr schlecht, und bei dem kürzlich eingetretenen Regenwetter war er beinahe nicht gangbar, so daß ich nicht weiß, wie man bei solchem Wetter Waaren von dem Ufer nach der Stadt bringen kann. Diesen ganzen Tag über war der Himmel trübe und es regnete am Morgen, erst Abends hellte es sich ein wenig auf.

Am Freitag kamen wir nach New-Madrid, von dem ich mir von früher gelesenen Reisebeschreibungen her eine große Vorstellung gemacht hatte, es war sogar meine Absicht gewesen, hier einen Halt zu machen; aber ich sah mich sehr getäuscht. Der Ort ist halb ausgestorben, daran mag zum Theil seine ungesunde Lage Schuld sein, von welcher die folgende Thatsache zeugt, daß nach einem Balle, der vor einiger Zeit daselbst Statt fand, die Hälfte der Theilnehmer den folgenden Tag das Fieber bekam. Außerdem wurde dieser unglückliche Ort einige Mal von Erdbeben heimgesucht, die einen ziemlichen Theil desselben und des naheliegenden Landes zerstörten. Gegen neun Uhr Abends kamen wir an die Mündung des Ohio. Die beiden Flüsse kamen unter einem ziemlich spitzen Winkel zusammen, der von einem niedrigen Landstriche ausgefüllt wird. Auf diesem Boden haben Projectmacher den Plan zu einer großen Stadt ausgeheckt; gewiß ein höchst unüberlegtes Unternehmen, eine Stadt auf einem so ungesunden, sumpfigen und den Ueberschwemmungen ausgesetzten Stück Landes, das bei hohem Wasser sechs Meilen vom nächsten Lande entfernt ist, zu gründen. Der Ohio sieht beinahe so groß aus als der Mississippi; jedoch kommt gewiß immer viel darauf an, welcher von den beiden Flüssen im Steigen und Fallen ist, was gar nicht immer gleichzeitig bei beiden Statt findet.

Von nun an ging es langsam vorwärts, und die noch übrigen

hundertachtzig Meilen bis nach St. Louis nahmen uns beinahe zwei Tage weg. Wir waren der geringen Tiefe des Flusses wegen oft genöthigt anzuhalten, und zum Unglück kam in der Nacht ein Nebel, der die Schwierigkeiten noch erhöhte. Früh Morgens am Samstag hielten wir in Selma an. Hier sahen wir die ersten Felsenwände am Flusse: das rechte Ufer bleibt die ganze Zeit hindurch höher als das linke, an welchem jedoch hie und da Anhöhen kommen. — An einer Stelle scheint sich das Wasser durch eine solche quer über den Fluß streichende Anhöhe einen Weg gebahnt zu haben; vier abgetrennte Felsenkegel, rings von Wasser umgeben, waren die einzigen Spuren des früheren Zusammenhanges. Die Ansicht war sehr malerisch und verlieh dem Flusse einen ganz anderen Charakter, himmelweit verschieden von dem unteren Missisippi. Der Abend war recht angenehm, nur beinahe zu kalt, so daß wir wohl merken konnten, daß wir nicht mehr im Süden waren; der Unterschied war recht bedeutend. Einige Dörfer, an denen wir vorbeikamen, sahen ungefähr wie Schweizerdörfchen aus: meist waren sie an kleine Abhänge angebaut. Die Inseln waren auch verschieden, nicht mehr so niedrig wie weiter unten, von bestimmteren Formen, meist auch kleiner.

Sonntag den 14. Mai kamen wir in St. Louis an. Wir hatten die eintausendzweihundert Meilen her in acht und ein halb Tagen zurückgelegt, so daß wir, den Aufenthalt und sonstigen Zeitverlust eingerechnet, im Durchschnitte sechs Meilen die Stunde gemacht hatten. Ich verließ das Dampfschiff ungern; denn ich hatte mich wohl auf demselben befunden und ein behagliches ruhiges Leben geführt; nur darüber hatte ich zu klagen, daß das Stoßen der Maschine und die dadurch dem Boote mitgetheilte Erschütterung das Schreiben beinahe unmöglich machte.

Siebenundvierzigstes Capitel.

Lage und Umgebung von St. Louis. Die Prärie. Das Leben in der Stadt.

St. Louis hat eine sehr hübsche Lage auf einer sanft vom Flusse *aufsteigenden Anhöhe*; der größte Theil der Stadt liegt am Wasser,

aber es ſteht zu erwarten, daß ſie ſich mehr nach dem Innern ausdehnen wird, ſobald das Ufer des Fluſſes beſetzt ſein wird. Die dortigen Wirthshäuſer fand ich ſehr überfüllt und gar nicht lobenswerth; mein Zimmer war ſchlecht, und die Wirthstafel ſtand ſehr zurück hinter unſerer Dampfboottafel. Ein Spaziergang, den ich nach dem Mittageſſen machte, führte mich zuerſt längs dem Fluſſe hinauf. Zunächſt an der Stadt ſind einige Schanzen, in die man aber jetzt Häuſer hineingebaut und auch hübſch verziert hat. Am Ende dieſer zerſtreut liegenden Häuſer befindet ſich ein ſogenannter Indian Mound, der auf einer kleinen Anhöhe ſteht und ſelbſt vielleicht funfzig bis ſechzig Fuß erhaben iſt, ſo daß man eine ziemlich ausgedehnte Ausſicht von demſelben hat. Er iſt nicht von der gewöhnlichen kegelförmigen Geſtalt, ſondern ſieht eher einem ſpitzen Dache ähnlich, ſo daß ich von mir ſelbſt nicht auf den Gedanken gekommen wäre ihn für einen Indian Mound zu halten und es mir ſchien, daß er eben ſo gut von den Franzoſen als von den Indianern aufgeworfen ſein könnte; ich unterwerfe mich aber dem Urtheile derjenigen, die mehr von der Sache verſtehen. Ich benutzte die umfaſſende Ausſicht, um mich ein wenig zu orientiren; vergeblich aber ſah ich mich nach prairies um, ſondern fand mich auf allen Seiten von Wald umgeben, und zwar von dieſen kleinen, elenden Eichen, an denen ich mich im Süden ſo ſatt geſehen hatte. Einige Punkte verſprachen mehr Abwechſelung, ich unternahm daher einen Ausflug weiter ins Innere hinein vom Fluſſe weg.

Der Wald beſtand, wie geſagt, aus niedrigen Eichenſträuchern, die mit einigen Saſſafrasbäumchen (Laurus Sassafras) gemiſcht waren. Alles deutete auf einen äußerſt ärmlichen Boden, was wohl auch der Grund war, warum ich auf keine Anpflanzungen ſtieß. Merkwürdig kamen mir gewiſſe Löcher vor, die ich an verſchiedenen Stellen im Walde bemerkte, Trichter von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß Tiefe, die oben vielleicht eben ſo viel Fuß im Durchmeſſer hatten. Mir kam es vor, als wenn die Erde an dieſen Punkten eingeſunken wäre, vielleicht bei einem Erdbeben; Niemand jedoch konnte mir darüber Aufſchluß geben. Nachdem ich ungefähr eine Stunde weit gegangen war, kam ich zu mehreren Meiereien, die mich ganz an die Schweiz erinnerten; die umliegenden Wieſen zeigten das prächtige Grün, das ich ſo oft zu Hauſe bewunderte, und das ich während der ganzen Reiſe durch den Süden ſo ſchmerzlich

vermißt hatte. Ich kam hier auch zu mehreren offenen Plätzen, die wohl prairies genannt werden, aber mit den berühmten Ebenen dieſes Namens nicht verglichen werden können. Sie waren ziemlich klein und oft durch niedrige Gebüſche unterbrochen; große Bäume zeigten ſich äußerſt wenige, vielleicht blos ſechs oder acht auf der ganzen Ebene; auch ſchien der Boden ziemlich feucht zu ſein, an einigen Orten war er ſogar ein wenig ſumpfig. Vor mir ſah ich nichts als Meiereien und die ewigen Eichenbüſche, ich beſchloß daher nach der Stadt zurückzukehren.

Nach dem Abendeſſen ging ich in eine unitariſche Kirche, an deren Geiſtlichen ich einen Brief hatte. Er hielt keine Predigt, ſondern eher eine Vorleſung über die Dreieinigkeit, die er aus der Bibel zu widerlegen, dagegen die Einheit Gottes zu beweiſen ſuchte. Einige Herren hinter mir unterhielten ſich vor der Predigt mit einander, und da ſie Dr. Follen's Namen erwähnten, ſo wurde meine Aufmerkſamkeit rege. Ich hörte, wie Einer dieſen Prediger, den er vor Kurzem in Washington gehört hatte, rühmte, und freute mich, daß der Ruf meines Freundes in den fernen Weſten gedrungen war.

Am folgenden Tage machte ich einen Ausflug auf die andere Seite des Fluſſes. Während der Ueberfahrt auf der Dampffähre bemerkte ich die Spuren der Vereinigung des Fluſſes Miſſouri mit dem Miſſiſſippi, die ungefähr achtzehn Meilen oberhalb Statt findet. Das trübe Waſſer des Miſſouri hatte ſchon mehr als die Hälfte des Stromes eingenommen, und das klare Waſſer des Miſſiſſippi zeigte ſich blos noch in einem ſchmalen Streifen am linken Ufer. Weiter unten verliert ſich auch dieſer, und der ganze Strom zeigt eine trübe, gelbliche Farbe, bis er bis nach New-Orleans und bis zu ſeiner Mündung ins Meer beibehält. Auf der Fähre machte ich Bekanntſchaft mit einem Deutſchen, der im Begriff war auf die Jagd zu gehen, und ſich erbot, mich auf die Prairie zu führen. Wir kamen bald dahin, da ſie nur ungefähr eine Viertelſtunde vom Fluſſe entfernt war. Gleich am Anfang fanden wir eine Anzahl der ſchon oft erwähnten indianiſchen Hügel von ſehr verſchiedener Größe beiſammen; die beiden größten hatten ungefähr funfzig bis ſechzig Fuß Höhe und vielleicht achtzig im Durchmeſſer. Auf dem einen ſtand ein ziemlich alter Ahorn, der gewiß über hundert Jahre zählte; andere waren ohne Bäume und ſelbſt ohne Sträuche. Die *Ausſicht* vom höchſten Hügel war umfaſſend. Die Prairie behnte

ſich etwa zwei Stunden weit ſtromabwärts nach Süden aus in einer mit dem Fluſſe parallelen Richtung. Sie iſt nicht ganz eben, ſondern von einzelnen kleinen Anhöhen oder Rücken durchbrochen; doch erheben ſich dieſe meiſt nur ſehr wenig über die Fläche der Prairie, und von oben geſehen erſchienen ſie äußerſt unbedeutend. Die ganze Prairie iſt ſumpfiger Natur, ihr Boden deutet auf alluviatiſchen Urſprung, iſt ganz ſchwarz, und gewiß äußerſt fruchtbar, aber vielleicht zu naß, um mit Erfolg bebaut zu werden. Die ſumpfige Natur zeigt ſich in dem vielen ſtehenden Waſſer und den ſchlechten zum Theil bodenloſen Wegen; übrigens zieht ſich eine Art von See beinahe durch die ganze Prairie und trennt ſie in eine vordere und hintere Hälfte. Dieſer See hat zum Theil ziemlich hohe Ufer und mag an einigen Stellen ſechs bis acht Fuß tiefer liegen als die Ebene; weiter unten ſchien er ſich gewiſſen Hügeln zu nähern, die ungefähr zwei Stunden unterhalb an den Fluß ſtoßen. Das Ganze deutet meiner Meinung nach darauf hin, daß früher ein Arm des Fluſſes durch dieſe Gegend ſeinen Lauf nahm, der ſein Bett nach und nach ſelbſt ausfüllte, und von dem der See das einzige Ueberbleibſel iſt. Dies vorausgeſetzt, darf man vermuthen, daß das, was jetzt Prairie iſt, früher eine Inſel war, die vom Waſſer angeſchwemmt wurde; und was die auf ihr liegenden Hügel betrifft, ſo wurden ſie vielleicht zu einer Zeit aufgeworfen, wo dieſelbe noch manchmal Ueberſchwemmungen ausgeſetzt war. Bei meinem kurzen Beſuche konnte ich natürlich nichts entdecken, was die gewöhnliche Annahme, daß dieſe Hügel von den Indianern gemacht worden, beſtätigt oder widerlegt hätte. Es ſchien mir zwiſchen der Erdart des umgebenden Landes und der der Hügel eben ſo wenig, als in der Vegetation, Verſchiedenheit Statt zu finden. Nur das fiel mir auch hier auf, daß man in den nächſten Umgebungen keine Vertiefung bemerkt, ſo daß man nicht begreift, woher die Indianer die Erde zum Aufwerfen genommen haben. Ihre Größe iſt übrigens nicht ſo bedeutend, daß ſie nicht erlaubte dieſe Entſtehungsweiſe anzunehmen. Die kleinen Hügel, von denen mehrere nur acht bis zehn Fuß hoch ſind, ſind vielleicht als Anfänge zu betrachten, und waren beſtimmt, eine bedeutendere Höhe zu erreichen. Außer Gras- und carex-Arten fand ich wenig andere Pflanzen, wenige in Blüthe und noch wenigere, die ich nicht ſchon anderwärts gefunden hätte. Gegen Mittag kam ich nach der Stadt zurück.

Meinen beabsichtigten Ausflug nach St. Charles, das zwanzig Meilen von St. Louis entfernt am Missouri liegt, hatte ich aufgegeben, weil man mir die Landschaft, durch welche die Straße führt, als höchst uninteressant schilderte. In St. Charles selbst und am Flusse Missouri würde ich weiter nichts Merkwürdiges gefunden haben; und blos sagen zu können, ich hätte den Missouri gesehen, schien mir kein genügender Zweck der Reise zu sein. St. Louis fesselte mich auch nicht genug, um mich zu einem längeren Aufenthalte zu veranlassen. Die Stadt ist gleichsam im Fieber des Werdens: die Häuser klein und von nothdürftiger Bauart; die Wirthshäuser schlecht und immer mit Gästen angefüllt; die ganze Bevölkerung in unermüdeter Thätigkeit; für einen Reisenden, der Unterhaltung und Belehrung sucht, ein äußerst unfruchtbares Feld. Die Bevölkerung ist eine merkwürdige Mischung von Franzosen, Amerikanern und Deutschen; die ersteren aber treten jedes Jahr mehr in den Hintergrund, während die beiden anderen Nationen sehr an Zahl zunehmen. Die Deutschen sind sehr zahlreich, namentlich auch in der Umgegend. Sie kaufen von den sogenannten Backwoodmen (Hinterwaldmännern), urbar gemachtes Land, das sie in Meiereien verwandeln, und es darauf durch ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit weit bringen. Sie werden nebst den Schottländern von den Amerikanern für die nützlichsten Einwanderer angesehen. Selten lassen sie sich darauf ein, das Land vom Walde zu lichten, weil sie diese Arbeit nicht verstehen, während die Amerikaner viel Geschick und gleichsam eine Leidenschaft dafür haben. Sobald die Backwoodmen den gelichteten Waldboden verkauft haben, wandern sie weiter nach dem Westen, fangen da ihre Arbeit von Neuem an und bereiten auf diese Art das Land gleichsam für den Ackerbau vor, für den sie zu viel Unruhe und nicht genug Fleiß und Beharrlichkeit besitzen.

Die schon bemerkte schlechte Kost in den Wirthshäusern muß dem Reisenden um so unangenehmer auffallen, als er sich in dem reichen Westen befindet, den man und wohl mit Recht als das Land rühmt, wo Milch und Honig fließt. Daß er hier Mangel leiden muß, während im Süden, wo man eher auf Unfälle der Art gefaßt ist, mir dies nicht vorgekommen war, läßt sich blos durch die Nachlässigkeit der Wirthe, die Geduld der Gäste und die geringe Anzahl *der Gasthöfe* erklären, welche gleichsam eine Art von Monopol haben.

Der Mangel an Wirthshäuſern iſt hier ſo fühlbar, daß oft viele Fremden kein Unterkommen finden, und genöthigt ſind auf den Dampfſchiffen zu wohnen.

Achtundvierzigſtes Capitel.

Reiſe durch die Prairies in Illinois. Schlechte Wege. Lawrenceburg. Die freundliche Kentuckerin.

Dienſtag den 16. Mai Nachmittag verließ ich St. Louis in der Poſtkutſche, um zu Lande durch Illinois und Indiana nach Louisville zu gehen. Freilich wunderten ſich meine Bekannten in St. Louis darüber, daß ich dieſen Weg einſchlug, der mich mehr Zeit, mehr Geld und mehr Anſtrengung koſten würde, als wenn ich die Fahrt auf dem Miſſiſſippi und Ohio nach Louisville wählte; aber meine Abſicht war, das Innere des Landes kennen zu lernen, namentlich die großen Prairies im Staate Illinois zu ſehen. Bis zum Abend ging es ziemlich gut, wir kamen raſch vorwärts und fanden ein recht gutes Nachteſſen; aber nachher fingen die Leiden an. Wir mußten noch einige Meilen fahren bis zum Nachtquartier, und während dieſer zwei Stunden litten wir ſehr von der Kälte. In Carlisle fanden wir alle Leute zu Bett, und nach längerem Warten mußte ich froh ſein, mit den ſchon in den Betten befindlichen Gäſten ein gemeinſames Zimmer zu theilen; aber es dauerte lange, ehe ich mich erwärmen konnte und ſchlief daher ſpät erſt ein. Um vier Uhr des Morgens ging es weiter. In Salem, einem kleinen, neu entſtandenen, auf einer Prairie gelegenen Dorfe, hielten wir ungefähr eine Stunde an. Hier verließ mich mein einziger Begleiter. Als ich wieder in die Kutſche ſteigen wollte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß man dieſelbe mit einem offenen Wagen vertauſcht hatte. Was wollte ich machen? ich hatte keine Wahl, und mußte mich unterwerfen. Zum Glück war das Wetter milder geworden, und Regen nicht zu befürchten. Wie mir der Kutſcher ſagte, fährt immer zwei Tage hintereinander eine Kutſche, und den dritten Tag kommt der Wagen an die Reihe: zu meinem Unglück hatte ich gerade

den Wagentag getroffen. Uebrigens hatte ich dabei den Vortheil, daß ich sicher war, schnell vorwärts zu kommen, und mich gut umsehen und die Prairies betrachten konnte. Schon den Tag zuvor waren wir über dergleichen Ebenen gekommen, aber während der Dämmerung: der Anblick derselben war mir daher noch ziemlich neu, denn die Prairie, die ich bei St. Louis gesehen hatte, konnte sich mit diesen nicht vergleichen. Die meisten waren von hohen Bäumen begrenzt, manche von kleinen Gebüschen und schmalen Schluchten unterbrochen, einige ganz eben; die meisten hatten die von Reisenden oft erwähnte wellenförmige Gestalt, die dazu Anlaß gegeben hat, sie mit dem Meere zu vergleichen, mit dem sie auch noch das gemein haben, daß sich ihre Fläche oft unbegrenzt am Horizont verliert. Die meisten hatten ihren größten Durchmesser vom Norden nach dem Süden, und einige waren so lang, daß wirklich auf beiden Seiten der Horizont auf ihnen zu ruhen schien. Wir kamen gewöhnlich quer durch dieselben, denn unsere Richtung war von Westen nach Osten; und da ihre Breite gewöhnlich blos zehn bis funfzehn Meilen beträgt, so verloren wir nie die Wälder vor oder hinter uns aus den Augen. In der Beschaffenheit des Bodens schien ziemlich viel Verschiedenheit Statt zu finden: im Ganzen schien er gut zu sein, aber an manchen Orten besser als an andern, was ich aus der mehr oder weniger zahlreichen Bevölkerung schloß, die sich gewiß darnach richtet. Die Häuser stehen meist an den Rändern derselben in der Nähe der Wälder, die Aecker schließen sich zunächst um das Haus an, dann folgen die Wiesen, und das Innere der Prairie wird als Weide benutzt. Die Mitte derselben ist daher noch gar nicht angebaut. Die Ansiedler kaufen nicht gern Land, das keinen Wald in sich schließt, Holz ist ein zu unentbehrlicher Artikel, und es wird wohl lange dauern, ehe diese Steppen vollkommen angebaut sind. Das Nachtessen am ersten Tage nahmen wir in einem solchen in einer Prairie stehenden Hause ein; ich konnte aber damals, theils weil ich in der Kutsche saß, theils der Dämmerung wegen, nicht viel sehen, während ich mich jetzt auf meinem Karren nach Herzenslust umsehen konnte. Diese Häuser sind meist sehr reinlich, haben aber selten mehr als ein Zimmer. Bisweilen besitzen die Leute ein zweites Haus, das ein anderes Zimmer enthält, was jedoch schon eine Ausnahme ist. Die Küche ist immer in einem getrennten Gebäude, ebenso befinden sich die Ställe, Waschhaus, Vor-

rathshaus u. ſ. w. alle getrennt in beſonderen Gebäuden. Sind zwei Häuſer vorhanden, die als Schlaf- und Eßzimmer dienen, ſo findet gewöhnlich keine directe Verbindung Statt, es müßte denn außen ein Gang angebracht ſein, der von einer Thüre zur anderen führt. Manchmal iſt im Schlafzimmer eine Art von Verſchlag für ein Bett angebracht, was ſchon als großer Luxus angeſehen wird. Ein zweites Stockwerk iſt eine große Seltenheit, die ſich nur in den ſchon länger beſtehenden Dörfern findet: im Allgemeinen ſcheinen nehmlich die Leute lieber ein neues Haus zu bauen, als einen zweiten Stock zu errichten.

Am zweiten Abend kurz vor Sonnenuntergang kamen wir durch einen breiten Moraſt, der den jährlichen Ueberſchwemmungen eines Fluſſes ſeinen Urſprung verdankte, und den Namen Wabbash-bottom führt. Der Fluß iſt nehmlich ein Arm des Wabbaſh. Zum Glück war es noch Tag, als wir an dieſen ſchändlichen Sumpf kamen; denn trotz unſeres leichten Wagens und unſerer vier Pferde hatten wir Schwierigkeit uns durchzuarbeiten, und wie es uns mit einer ſchweren Poſtkutſche gegangen wäre, weiß ich nicht. Das Waſſer ging den Pferden oft bis an den Bauch, von einer Straße war keine Rede, und den befahrenen Weg mußten wir vermeiden, weil er noch bodenloſer war als der umgebende Wald. Oft ſtanden die Bäume ſo enge, daß wir uns kaum zwiſchen ihnen hindurch drängen konnten, und einige Mal fürchtete ich, der Wagen werde zuſammenbrechen, ſo daß wir ihn in dem Sumpfe zurück laſſen müßten. Ungefähr in der Hälfte des Weges kam ein Stück höheren Grundes, wo die Pferde auf dem trocknen Boden ein wenig Athem ſchöpfen und für den noch zurückzulegenden Weg Kräfte ſammeln konnten. Hier begegneten wir einer Caravane Auswanderer, die, ohne genauer mit der Breite des Sumpfes bekannt zu ſein, ſich unvorſichtiger Weiſe hineingewagt hatten, und nur froh waren dieſen Ruhepunkt erreicht zu haben, um da mit ihren erſchöpften Thieren zu halten und die Nacht zuzubringen. Ich beneidete ihnen den Lagerplatz nicht, und wünſchte, daß ſie ſich durch das Schlafen in dem Sumpfe kein Fieber zuziehen möchten. Wir wagten uns noch einmal ins Waſſer, und nach mühſamer einſtündiger Arbeit brachten uns unſere Pferde auch glücklich auf die andere Seite dieſes Moraſtes. Unſer Nachtquartier war übrigens noch fern, und es wurde Nacht, ehe wir dahin gelangten. Der Abend war ſehr ſchön geworden, Sterne und Nordlicht erhell-

ten unſere Fahrt. Wir kamen von einer Prairie auf die andere. Meiſt waren ſie durch kleine waldige Flußthäler getrennt, die aber zum Glück keine ſolche Schwierigkeiten darboten, wie der von uns durchſchnittene Flußgrund. Bei der nächtlichen Beleuchtung nahmen ſich dieſe Flächen doppelt intereſſant aus; das unbeſtimmte Licht ließ ſie größer, unendlicher erſcheinen. Unſer Wagen rollte leicht auf dem ebenen Wege dahin, und die Stille der Natur, die Einförmigkeit der Scene wurde durch nichts unterbrochen. Die unabſehbare Ebene erregte ein leiſes Schaudern, ein unbeſtimmtes Gefühl von Ehrfurcht. Von Zeit zu Zeit ſchlief ich ein, wachte dann wieder auf und ſtaunte von neuem über den wunderbaren Anblick.

In einem Punkte wurden meine Erwartungen durch die Prairies nicht befriedigt, ihre Vegetation fand ich lange nicht ſo reichhaltig, als ich es mir gedacht hatte. Sobald ich im Vorbeifahren eine neue Blume ſah, ließ ich den Kutſcher halten; aber die Anzahl der eingeſammelten Pflanzen ſtieg nicht über acht bis zehn Arten. Es fehlte gar nicht an Blumen, aber es waren immer dieſelben. Eigenthümlich war die Vertheilung: es kamen immer Gruppen von einer oder zwei Arten, die ſich manchmal durch eine ganze Prairie erſtreckten; eine andere zeigte wieder eine andere Art. Oft ſtanden die Blumen ſehr zahlreich beiſammen und bildeten gleichſam Beete; und in ſofern fand allerdings Blumenreichthum Statt. Uebrigens ſind, wie ich vermuthe, die Prairies im Sommer und Anfang des Herbſtes viel reicher an Blumen als im Frühjahr; denn alsdann kommen alle die compositae, deren es ſehr viele Arten geben ſoll und die meiſt auch längere Zeit in Blüthe ſtehen. Alle die poetiſchen Beſchreibungen der Prairies, deren ich mich erinnere, bezogen ſich auf den Sommer oder den Herbſt; und wäre ich vier oder ſechs Wochen ſpäter hier durch gekommen, ſo hätte ich ſie wahrſcheinlich in einem blumenreicheren Gewand gefunden.

Die ſpäte Nachtfahrt hatte mich für einen geſunden Schlaf in einem Prairie-Blockhauſe genügend vorbereitet. Nach einer dreiſtündigen Ruhe ſtand ich geſtärkt und erquickt wieder auf, um die Reiſe fortzuſetzen. Hier aber mußte ich den Prairies Lebewohl ſagen. Die Gegend wurde nun bergicht, und wir hatten einige Hügel zu überſteigen, bis nach Lawrenceburg, wo wir zum Frühſtück hielten. Als alleiniger Gaſt konnte ich nicht umhin der Wirthin wegen des *guten* Caffes und der zarten Pfannkuchen, die ſie mir vorſetzte,

eine Artigkeit zu ſagen, die ſie wohl aufnahm und ein Geſpräch mit mir anknüpfte, was mir auf meiner dreimonatlichen Reiſe beinahe nie vorgekommen war; denn gewöhnlich waren die Wirthinnen einſylbig, und liefen fort, ſobald ſie ihren Caffee eingeſchenkt hatten. Die Ausnahme in Lawrenceburg machte eine Kentuckerin, und ſie verſicherte mich, ich würde ihre Landsmänninnen hübſcher finden, aber gewiß eben ſo freundlich wie ſie, und an gutem Caffe würde es mir dort auch nicht fehlen; was mir gar nicht unangenehm zu hören war; ich war nehmlich ſo ſehr daran gewöhnt ſchlechten Caffe zu bekommen, daß ich ſeit längerer Zeit aufgegeben hatte fernere Verſuche zu machen, und vorzog mich an Thee zu halten.

Der zehn Meilen lange Weg nach Vincennes machte uns auch zu ſchaffen. Er war anfangs gut, und ich träumte ſchon in ein oder ein und ein halb Stunden dort zu ſein, als die Schwierigkeiten ſich zu zeigen anfingen. Dieſe beſtanden in einem Marſchland, das vom Hauptarme des Wabbaſh-Fluſſes aus geht, deſſen anderer Arm uns den anderen Tag ſo viel zu thun gegeben hatte. Das Waſſer in dem Moraſte war meiſt ein bis zwei Fuß tief, und der Weg durch denſelben ſo ausgefahren, daß wir große Umwege machen mußten. Als wir bei einer ſolchen Gelegenheit den Weg verließen, geriethen wir in einen ziemlich tiefen Graben, aus dem uns die Pferde kaum herausbringen konnten. Zum Unglück zerbrach dabei etwas am Wagen, den wir mitten im Waſſer beinahe ganz abpacken, und den ich noch bis zu einem nahen Hauſe, wohin wir uns zum Glück retten konnten, aus allen Kräften zuſammen halten mußte, um ſein Auseinanderfallen zu verhüten. An einer dieſer tieferen Stellen begegneten wir einer Geſellſchaft zu Pferde, worunter auch mehrere Damen. Eine derſelben ritt ein etwas widerſpenſtiges Thier, das lange nicht aus der Pfütze, in die es hineingerathen war, heraus wollte, bis endlich ein Knecht abſtieg, den Zügel des Pferdes ergriff und es auf dieſe Art zum Fortgehn nöthigte. Solche Abentheuer ſind mit einer Reiſe durch Illinois verbunden. Das Land erinnert noch zu ſehr an ſeinen Urzuſtand, und kann dem Reiſenden eine Idee geben, wie die atlantiſchen Staaten vor hundert und mehr Jahren ausgeſehen haben. Illinois iſt übrigens nicht nur in Straßen zurück, ſondern auch in vieler anderer Beziehung: Kirchen und Schulen ſind noch ſehr ſparſam und mancher Pächter iſt zehn bis zwanzig Meilen von der nächſten Schule und dem nächſten Dorfe entfernt.

Die vermögenderen unter ihnen helfen ſich bei der Erziehung ihrer Kinder dadurch, daß ſich drei oder vier Familien vereinigen und zuſammen einen Privatlehrer beſolden.

Neunundvierzigſtes Capitel.

Vincennes in Indiana. Washington. Ankunft am Ohio und in Louisville in Kentucky. Liebliche Gegenden. Frankfort, Lexington, Maysville. Einſchiffung auf dem Ohio.

Ich verließ nun den Staat Illinois, der auf der rechten Seite des Fluſſes Wabbaſh aufhört, und betrat den Staat Indiana, indem ich nach Vincennes kam, das auf der linken Seite des Wabbaſh liegt. Wir paſſirten auf einer Fähre den Fluß, der ziemlich groß und bei hohem Waſſerſtande für Dampfſchiffe zugänglich iſt. Der Grund zu Vincennes wurde von den Franzoſen gelegt, als dieſer Landſtrich noch in ihrem Beſitze war; aber außer dem Namen hat ſich wenig von ihnen erhalten, und jetzt ſteht wohl keines der älteren Häuſer mehr. Trotz ihres Alters iſt die Stadt noch ſehr im Anfange begriffen.

Nach dem Mittagseſſen fuhr ich mit dem Poſtwagen weiter nach Louisville, in recht angenehmer Geſellſchaft. Zwei junge Schönen ſaßen mir gegenüber, die freilich von einem anderen Herrn ſo gänzlich in Anſpruch genommen wurden, daß mir nichts von ihrer Aufmerkſamkeit zu Theil wurde. Sie hatten, wie ich aus dem Geſpräche abnahm, den Tag zuvor in Vincennes, wohin ſie mit dem Poſtwagen gefahren, an einem Balle Theil genommen, deſſen Ereigniſſe ſie in ihrem Geſpräche mannigfach beſchäftigten, und kehrten jetzt nach ihres Vaters Gute zurück, wo wir auch bald anlangten. Auf dem Bocke ſaß ein Irländer, der nach dem Nachteſſen mit dem Kutſcher Streit anfing; und es wäre vielleicht zu einer Schlägerei gekommen, wenn ich mich nicht ernſtlich ins Mittel gelegt hätte. Wir kamen durch einen Ort Washington, der aber noch ziemlich in ſeiner Kindheit und eben ſo weitläufig iſt als ſein Namensvetter auf der atlantiſchen Seite der Alleghani. Rückwärts und vorwärts dieſes Ortes überſchritten wir die beiden Arme des weißen Fluſſes, die

beide nicht ſehr groß ſind, ſich weiter unten vereinigen, und dann in den Wabbaſh und mit dieſem in den Ohio ergießen. In der Nacht ſchlief ich recht gut im Wagen. Mein einziger Geſellſchafter war unwohl und hielt ſich ſtill; auch gab ich mich nicht viel mit ihm ab. Unſer Frühſtück zeichnete ſich äußerſt vortheilhaft aus, aber da ich mich ebenfalls ein wenig unwohl fühlte, ſo konnten wir ihm nicht die gehörige Ehre anthun, was unſere Wirthin recht ſehr bedauerte. Das Land wurde immer gebirgiger, keine Ebenen und Prairies mehr, Hügel und Thäler in ununterbrochener Folge, die Hügel zum Theil von bedeutender Höhe; zahlreiche Buchenwaldungen mit vielen ſehr ſtattlichen Bäumen. Die Wege waren viel beſſer, als wir ſie die ganze Zeit in Illinois gehabt hatten, die Anpflanzungen viel zahlreicher und die Häuſer viel wohnlicher; Alles deutete darauf, daß wir uns einem Lande näherten, das ſchon ſeit längerer Zeit dem Anbau unterworfen war. Es war eine neue Straße von Vincennes nach Louisville im Werke, aber noch nicht weit genug vorgerückt, daß wir ſie hätten benutzen können. Dieſes Unternehmen deutete auf regen Verkehr und ſtarke Bevölkerung, und ließ uns noch Beſſeres in Kentucky, dem wir uns näherten, erwarten. Gegen Abend kamen wir an das Thal des Ohio, von dem man auf der daſſelbe begrenzenden Höhe einen bedeutenden Theil überſehen konnte. Gerade zu unſeren Füſſen ſahen wir New-Albany, das vier Meilen unter Louisville am diesſeitigen Ufer des Stromes liegt. Es war hohe Zeit, daß wir ans Ufer gelangten, die Dampffähre ſchickte ſich gerade zu ihrer letzten Fahrt an; und wären wir eine halbe Stunde ſpäter gekommen, ſo hätten wir die Nacht auf der Seite von Indiana zubringen müſſen. Der Ohio machte ſeinem Rufe (die Franzoſen nannten ihn la belle rivière) keine Ehre: ſtatt eines ſchönen, hellen Waſſers wälzte er trübe, gelbe Wogen mit unzähligen Baumſtämmen und Aeſten daher, und unſer Boot mußte ſich vorſichtig zwiſchen denſelben hindurch einen Weg ſuchen; wie es ſchien, hatte es oberhalb ſtark geregnet. Angelangt auf der anderen Seite, im Staate Kentucky, mußten wir noch einige Meilen bis Louisville fahren, und es war ganz dunkel geworden, als wir endlich daſelbſt, am 19. Mai, ankamen.

Ich fand ein ſehr gutes Wirthshaus, Galt house, das viel beſſer gebaut war, als manche andere amerikaniſche Gaſthöfe. Vor dem Hauſe war eben eine große Verſammlung von Bürgern, vor

denen ein gewiſſer Marſhall eine auf das Schließen der Banken bezügliche Rede hielt. Man hatte nehmlich zu der Zeit gerade die Nachricht erhalten, daß die Banken von New-York, Boſton, Philadelphia u. ſ. w. ihre Zahlungen eingeſtellt hatten; die in Louisville wollten ein Aehnliches thun, und die Abſicht des Redners war das Volk zu überzeugen, daß dieſe Maßregel nöthig und ſelbſt für das Land nützlich, und daß die Banken trotz dem noch aufrecht und zahlungsfähig ſeien. Ich zog mich zurück, noch ehe der Redner endigte; denn die dreitägige Fahrt hatte mich zu ſehr ermüdet. Am Morgen vor dem Frühſtück ſah ich mich ein wenig in der Stadt um. Sie iſt in dem gewöhnlichen Styl gebaut mit geraden breiten Straßen; die Häuſer ſind nicht ſehr groß, aber ziemlich reinlich, und ſtehen oft weit auseinander; am Ufer lagen ungefähr zwölf Dampfſchiffe, von denen die meiſten zur Abfahrt den Fluß hinauf oder hinunter bereit waren.

Am 20. Mai um acht Uhr Morgens verließ ich Louisville in der Poſtkutſche. Der Weg war ſehr gut, eine Art Chauſſee (turnpike); dem ungeachtet fanden unſere vier wohlgenährten Schimmel die Ladung ein wenig ſchwer; denn wir waren ungefähr ſechzehn Perſonen, ſchwarze und weiße durch einander. Die Umgegend von Louisville gleicht ganz einem Parke. Die damals ſchön grünen Felder und häufigen Wieſen ſind meiſt von ſtattlichen Wäldern getrennt und eingeſchloſſen; die Wohnungen haben ihre Gärten und Wäldchen in der Nähe, und man ſollte meinen, es ſei bei der Anordnung der Wälder und Felder Kunſt im Spiele geweſen. Ich meine nie etwas Schöneres der Art geſehen zu haben. Je weiter wir aber von Louisville wegkamen, je mehr verlor ſich dieß. Das Land wurde weniger fruchtbar, die Wälder nahmen zu, die Felder waren nicht in ſo gutem Zuſtande und wurden durch Baumſtämme verunſtaltet; doch war die Gegend noch immer ſehr ſchön, wenn auch wilder und weniger lieblich. Einzelne Landhäuſer hatten eine allerliebſte Lage hinter Büſchen, oft auf kleinen Anhöhen, deren Abhänge großentheils mit dem hellen Grün der jungen Saaten bekleidet waren. Wie es ſcheint, ſind die Leute hier große Freunde von Schatten und ſorgen dafür reichlich. Die Gebüſche beſtehen meiſt aus den hier einheimiſchen Akazienbäumen, die gerade in Blüthe waren, und das Auge durch ihre lieblichen Blumen, das Geruchsorgan durch das ihnen entſtrömende *Aroma* erquickten. Die Hecken der verſchiedenen Felder waren

aus jungen Akazienbäumen gebildet, deren Holz für die Einzäunungen äußerst gesucht ist, weil es beinahe gar nicht von der Fäulniß angegriffen wird. In den Wäldern bewunderte ich besonders die schönen Buchen, die hier mit vieler Sorgfalt gezogen und geschont werden. Man hat den Werth des Holzes kennen gelernt und ist sehr vorsichtig mit Ausrotten von Wäldern. Unser heutiges Ziel war Frankfort, das von Louisville funfzig Meilen entfernt ist, und wo wir, obgleich wir uns geraume Zeit am Mittagstische aufhielten, bei guter Zeit ankamen. Auf den guten Wegen, mit den berühmten kentuckischen Pferden legten wir trotz der drückenden Hitze und der bedeutenden Ladung, gewöhnlich sieben Meilen in der Stunde zurück.

Frankfort, die Hauptstadt des Staates Kentucky, liegt am Flusse Kentucky in einem schmalen, von steilen Anhöhen eingeschlossenen Thale. Die Straße brachte uns gerade über der Stadt auf die Höhe, wir sahen sie daher nicht eher, als bis wir ganz in der Nähe waren. Es ist ein hübscher Ort, nicht zu regelmäßig, mit mehreren niedlichen Häusern. Das Capitol (Staatshaus) hat die Form eines griechischen Tempels und ist mit einer kleinen Dach-Kuppel versehen. Da wir ziemlich früh ankamen, so machte ich einen Spaziergang auf eine Höhe hinter der Stadt, von wo ich eine etwas ausgedehntere Aussicht hatte, und den Fluß bis zu der starken Biegung, die er unterhalb macht, verfolgen konnte. Ich sah gerade ein Dampfschiff heraufkommen, auf dessen Ankunft von Louisville her man schon seit einigen Tagen gespannt war. Die Entfernung von dieser Stadt zu Wasser beträgt vielleicht die dreifache des Landweges: wir waren daher früher in Frankfort angekommen, obgleich wir Louisville ein oder zwei Tage später als das Dampfschiff verlassen hatten. Der Kentucky ist bei Frankfort wohl nicht größer als die Limmat bei Zürich, und bei gewöhnlichem Wasserstande kann kein Dampfschiff bis nach der Stadt heraufgehen, sie pflegen daher den hohen Wasserstand zu benutzen. In der Nacht kamen noch zwei andere Boote an, die alle während derselben ihre Waaren ausluden, andere einnahmen, und am Morgen zur Rückfahrt sich rüsteten, um vor dem Ablauf des hohen Wassers in den Ohio zurück zu kommen.

Am folgenden Tag, Sonntag den 21. Mai, fuhr ich nach Lexington. Wir näherten uns nun oder befanden uns vielleicht schon in dem sogenannten Garten von Amerika, von dem man so viel Rühmens macht. Aber die Gegend von Louisville, die, ohne so

berühmt zu ſein, mir ſo überausſchön erſchienen war, hatte meine Erwartungen dermaßen geſteigert, daß ich mich nicht ganz befriedigt fand, obgleich ich dem Land ſeinen Ruhm nicht ſtreitig mache, den es mit Recht verdient. Verſailles, das halbwegs zwiſchen Frankfort und Lexington liegt, iſt ein recht freundlicher Ort. Die Leute gingen gerade in die Kirche, was die Straße ſehr lebhaft machte. Die meiſten Kirchgänger, Frauen, Kinder, Männer, ſelbſt oft die Sklaven waren zu Pferde. Eine ſehr intereſſante Gruppe, die ich gerade während des zu Pferde Steigens beobachtete, war folgende: Die Frau mit einem Kinde auf dem Arm ritt eine Stute, um die ein niedliches Füllen muthwillig herumſprang; der Vater hatte den älteſten Knaben hinter ſich auf dem Pferde ſitzen und ein anderes Kind quer über den Sattel vor ſich liegen. Wie es ſcheint, geht man hier nie zu Fuße, und fährt ſehr ſelten, ſondern reiſt immer zu Pferde.

Lexington iſt ein ziemlich bedeutendes Städtchen. Ich fand viele Fremde dort, die ſich alle Dr. Webſters wegen, der auf einer Reiſe nach dem Weſten begriffen war, hier eingefunden hatten; es war beſchloſſen worden ihm ein großes Mittagseſſen zu geben und die Theilnehmer ſtellten ſich von allen Seiten her ein. Ganz in der Nähe von Lexington wohnt auf einem hübſchen Landſitze Senator Clay, um deſſen willen ſich Webſter wohl hauptſächlich in Lexington eingefunden hatte; denn dieſe beiden Staatsmänner ſind nicht blos politiſche, ſondern auch perſönliche Freunde. Die Umgebungen von Lexington deuten die etwas hohe Lage des Ortes an. Sie beſtehen meiſt aus hübſchen reichen Wieſen, die mit niedlichen Wäldchen abwechſeln, aber das Thal iſt zu eben, und es fehlen, um eine maleriſch ſchöne Landſchaft zu bilden, die umſchließenden Höhen. Die Akazien ſind auch hier in großer Anzahl vorhanden, und tragen zu dem lieblichen Anſehen des Thales viel bei. Bei meinem Ausfluge in die Nähe machte ich eine äußerſt reiche Ausbeute an Pflanzen; ich hatte freilich auch einen ausgezeichneten Führer gefunden an dem trefflichen Botaniker Dr. Short, der als Profeſſor an der dortigen mediciniſchen Schule angeſtellt iſt. Auffallend war mir die Mittheilung, daß hier, wo das Klima gewiß viel milder und wärmer als bei uns iſt, die Robinia viscosa und hispida gar nicht gedeihen wollen; wenigſtens ſoll es ſehr ſchwer halten ſie zum Blühen zu bringen. Im Ganzen hat übrigens Kentucky ein herrliches Klima, und ſteht wohl in der Beziehung über den meiſten anderen Staaten;

daher man es auch in dieſer Hinſicht mit Recht den Garten der Vereinigten Staaten nennt. Die Einwohner bilden in politiſcher Hinſicht gleichſam ein verbindendes Glied zwiſchen den Nord- und Südländern, ſie ſind im Ganzen den Grundſätzen der Whigs zugethan, aber als Beſitzer von Sklaven nähern ſie ſich wieder den Einwohnern der Sklavenſtaaten, die im Ganzen eingefleiſchte Demokraten ſind. Die Anomalien, die ſich bei der Bildung dieſer politiſchen Parteien zeigen, ſind oft wirklich ſonderbar. Die Pflanzer, die gewiß zehnmal mehr ariſtokratiſchen Sinn haben, als ein neuengländiſcher Pächter, der den Grundſatz der allgemeinen Gleichheit im Leben ausübt, ſind Demokraten, während jener für die Whigs ſtimmt, die im Ganzen conſervative Grundſätze haben und eher auf Ariſtokratie Anſpruch machen können, als die andere Partei.

Von Lexington wandte ich mich nun wieder nordwärts dem Ohio zu, um mich in Maysville auf demſelben einzuſchiffen und weiter nach dem Oſten meine Reiſe fortzuſetzen. Nur um das ſchöne Kentucky zu ſehen, hatte ich dieſen Fluß bei Louisville verlaſſen, wo ich mich ſogleich hätte einſchiffen können. Montag, den 22. Mai verließ ich Lexington, meinen Sitz, wie gewöhnlich auf dem Bocke der Poſtkutſche einnehmend. Wir kamen bei der kürzlich aufgeführten Univerſität vorbei, die mir ihrer eigenthümlichen, gemiſchten Bauart wegen auffiel, denn ich zählte ſechs verſchiedene Arten Fenſter an dieſem Gebäude; vom Innern kann ich nichts ſagen, da ich es nicht in Augenſchein genommen habe. Der erſte Ort von Bedeutung, durch den wir kamen, war Paris, wo wir Pferde wechſelten. Es entſpricht nicht ſeinem bedeutenden Namen; es iſt nicht ſo groß als Verſailles, und auch nicht einmal ſo freundlich und reinlich. Hier hörte ich zum erſten Mal von dem Unglück ſprechen, das ein Dampfſchiff, Ben Sherod, auf dem Miſſiſſippi getroffen hatte; es war nehmlich zwiſchen Baton rouge und Natchez in Brand gerathen, und ſehr viele von den zahlreichen Paſſagieren hatten dabei ihr Leben verloren. Das Boot mußte nur einen Tag hinter dem unſrigen geweſen ſein, und merkwürdiger Weiſe waren vierzehn Tage vergangen, ehe ich das Geringſte davon gehört hatte. Ich dachte damals nicht daran, daß die Meinigen, denen ich meine Abreiſe von New-Orleans gemeldet, aber, durch die Umſtände gehindert, nach der Zeit nicht wieder geſchrieben hatte, durch die Nachricht von dem Brande dieſes Bootes in Sorgen gerathen könn-

ten, aber leider war dieß der Fall geweſen, und ſie blieben lange Zeit in Ungewißheit, da mein nächſter Brief eine ziemlich lange Ueberfahrt machte. Die Poſtverbindungen zwiſchen New-Orleans und New-York finden nicht durch das Thal des Miſſiſſippi Statt, und die Nachricht von dem Brande war gewiß ſchon lange in New-York, ehe wir ſie oben am Ohio erfuhren. — Die Gegend von Paris iſt weniger angebaut, doch gibt es immer einzelne kleine liebliche Thäler. Die Licking springs, ſo heißt ein ziemlich beſuchter Badeort am Fluſſe Licking, lagen auf unſerem Wege; es war aber ſchon Nacht geworden, als wir hier ankamen, ſo daß ich nichts von den Umgebungen ſehen konnte, die ſehr ſchöne Punkte darbieten ſollen. Es wurde in der Nacht ziemlich kalt, und ich ſuchte im Innern der Kutſche Wärme und Schlaf. Die letzten zwanzig Meilen nahmen uns viel Zeit weg, es ging viel bergauf und bergab, und die Pferde ſchienen nicht mehr ſo gut zu ſein wie bisher. In der Nacht um zwei Uhr erreichten wir Maysville am Ohio. Es iſt von Lexington ſechzig Meilen entfernt, und wir hatten ungefähr zehn Stunden gebraucht, um dieſen Weg zurückzulegen. Wie unſer Poſtwagen die Anhöhe hinter der Stadt gegen den Fluß hinunterfuhr, ſah ich ein Dampfſchiff ankommen, und es fand ſich, daß es im Begriff war die Fahrt den Fluß hinauf ſogleich fortzuſetzen, ich ließ daher mein Gepäck an Bord bringen, und habe ſo von der Stadt gar nichs geſehen.

Funfzigſtes Capitel.

Die Fahrt den Ohio hinauf. Portsmouth. Dampfboot's-Anekdote. Guyandotte in Virginia. Charleston. Der Fluß Kenhawa. Das Felſenthal des New-River.

Es war vier Uhr geworden, als unſer Boot den Landungsplatz verließ, die Leute in der Cajüte fingen ſchon an lebendig zu werden, und der ſchwarze Aufwärter hatte die noch ſchlafenden ſchon mit ſeiner Schelle geweckt; ich hielt es daher für das Beſte, nicht zu Bett zu gehen und den Schlaf auf den nächſten Abend zu verſparen. Die neunzig Meilen von hier bis Guyandotte waren überdieß die einzige Gelegenheit für mich, den Ohio und ſeine waldigen Ufer zu ſehen, und ich wollte ja nichts von den Schönheiten derſelben

unbeobachtet vorübergehen laſſen. Unſere Geſellſchaft war von ziemlich gemeiner Art, wie ich es ſchon aus der alten etwas verfallenen Beſchaffenheit des Bootes hatte abnehmen können. Der Capitain ſchien mich höher zu taxiren, als ſeine übrigen Paſſagiere, indem er von mir fünf Thaler für neunzig Meilen forderte, während andere Reiſende für neunhundert Meilen nur zwölf Thaler bezahlt hatten. Bei geringen Entfernungen muß man übrigens auf den Miſſiſſippi-Booten immer mehr bezahlen, als wenn man eine große Strecke auf einem und demſelben Boote zurücklegt; auch gibt es bei großen Entfernungen eher feſte Preiſe, während man bei hundert Meilen und darunter ganz von der Willkühr des Capitains abhängt, dem man nichts als Unterwerfung entgegenſtellen kann. Das Wetter war recht angenehm, ich blieb daher die ganze Zeit auf dem Verdeck. Die Ufer waren meiſt ſteile Abhänge, die im Ganzen ſehr ſchön bewaldet, namentlich oft mit ſtattlichen Buchen und Platanen geziert waren. Hinter dieſen eigentlichen Ufern erhoben ſich in größerer oder geringerer Entfernung, Hügelreihen, die das Flußthal einſchloſſen, das bedeutende Strecken des reichſten Landes enthält und großentheils angebaut iſt. Unmittelbar am Fluſſe wohnen blos die Holzhändler, die gewöhnlich müßig am Ufer ſtanden, oder unter ihren Piazzen hingeſtreckt lagen. Das Holz war meiſt auf flache Boote geladen, was den Dampfſchiffen das Anhalten ſparte. Das mit Holz gefüllte Boot wurde nehmlich angehängt und ſo viel von ſeiner Ladung an Bord genommen, als der Capitain kaufen wollte; und nachdem dieß geſchehen, ließ man es wieder gehen, und mit Hülfe der Strömung kehrte der Eigenthümer ohne Mühe nach Hauſe zurück. Beim Herunterfahren können die Dampfſchiffe ihr Holz wohl kaum auf eine ſo bequeme Weiſe einnehmen. Auf der ganzen Fahrt ſahen wir blos einen Mann mit Arbeit beſchäftigt, was eine ſo große Seltenheit war, daß ſich die ganze Schiffsgeſellſchaft darüber luſtig machte. Ueberhaupt ſcheinen mir die am Ufer wohnenden Leute ſich gar nicht in ſehr wohlhabenden Umſtänden zu befinden, woran gewiß ihre Faulheit Schuld iſt; ich ſpreche nicht von den eigentlichen Bauern, die in einiger Entfernung vom Fluſſe wohnen, ſondern von dieſen Holzmachern, die meiſt zu den niedrigſten Claſſen gehören.

Wir kamen gegen Mittag nach Portsmouth, einer ziemlich bedeutenden Stadt, zum Staate Ohio gehörig, die mir auch inſofern

merkwürdig war, als sie der einzige Punkt war, wo ich diesen Staat berührte. Von Louisville hätte ich nach Cincinnati, der blühenden Hauptstadt desselben, gehen können, hatte es aber vorgezogen, Frankfort und Lexington zu besuchen und auf Cincinnati Verzicht geleistet; denn beides ließ sich nicht gut vereinigen, ohne den Weg nach Louisville zurückzumachen. Bei Portsmouth mündet sich in den Ohio der Scioto, der einem Canal Nahrung gibt, der bis an den Lake Erie geht und auf diese Weise den Mississippi mit den großen Seen und durch den Erie-Canal mit New-York und auf der anderen Seite mit Quebeck in Wasserverbindung bringt. Die ganze Länge des Canals von Portsmouth bis Cleveland, wo der Canal in den Lake Erie mündet, beträgt dreihundertvierunddreißig Meilen. Er wird, wie es scheint, viel gebraucht, und hat dazu beigetragen, Portsmouth zu heben.

Einer der Passagiere erzählte folgende Geschichte, die vor Kurzem in Cincinnati vorgefallen sein sollte. An den Schreiber eines Bootes, das zur Abfahrt bereit lag, wendete sich ein Mann mit der Frage: „Fahrt ihr bald fort?" Auf dessen bejahende Antwort brachte er sein Gepäck an Bord und mischte sich in die Schiffs-Gesellschaft. Einige Zeit darnach fragte ihn der Schreiber, wie weit er gehen wolle. Er erwiederte „dreißig Meilen, ich will es euch schon sagen, wenn ich landen will," und zahlte für seine dreißig Meilen. Nach Verfluß einiger Stunden wandte er sich wieder an den Schreiber und sagte: „Ich kann mich nicht erkennen und weiß gar nicht, wo wir sind; wie viel Meilen haben wir gemacht? „Ungefähr vierzig" erwiederte der Schreiber. Genug der arme Mann konnte seinen Landungsplatz nicht finden, und am Ende zeigte es sich, daß er die ganze Zeit geglaubt hatte, daß Boot fahre den Fluß hinunter, während es hinauffuhr. Der Capitain ließ ihn nun an's Land setzen, nachdem die Anzahl Meilen, für die er bezahlt hatte, schon lange zurückgelegt waren. Wie lange er gewartet haben mag, bis ihn ein den Fluß hinuntergehendes Dampfschiff mitgenommen, weiß ich nicht.

Eine ähnliche Geschichte trug sich vor Kurzem in New-York zu. Das Dampfschiff nach New-Haven und das nach Amboy gehen beide um sieben Uhr des Morgens von verschiedenen Punkten ab. Ein junges Ehepaar, das auf einer Hochzeitsreise begriffen war, wollte nach Amboy fahren. Der Mann läßt seine Frau durch einen Kutscher nach dem Boote fahren, während er selbst noch einige

Geſchäfte beſorgen will. Der Kutſcher aber fährt ſie unglücklicher Weiſe nach dem unrechten Boote, nehmlich nach dem, das nach New-Haven geht, wo ſie ſich einſtweilen in die Damencajüte begibt, und ruhig auf den Mann wartet. Das Boot fährt ab, der Mann zeigt ſich nicht, ſie denkt aber, er ſei in der Herrencajüte, und bleibt ganz ruhig, bis endlich der Capitain kommt, um das Geld bei ihr einzuziehen; ſie weiſt ihn an den Mann, und da zeigt es ſich, daß ſie auf einem unrechten Boote iſt. Der Capitain, ein ſehr gefälliger Mann, läßt dem gerade von New-Haven nach New-York kommenden Boote ein Signal geben, hält an, und bringt ſie nebſt ihrem Gepäcke auf dieſes Boot, das ſie hoffentlich glücklich nach New-York geführt haben wird in die Arme ihres über das Verſchwinden ſeiner Frau gewiß in Verzweiflung ſich befindenden Ehemannes.

Gegen Abend kamen wir in Guyandotte, Grenzſtadt von Kentucky und Virginia an, wo ich den Ohio verließ, und ich muß es ſagen, nicht mit Bedauern; denn dieſer Fluß iſt ein wenig einförmig, und man ſieht ſich am Ende müde an den ewigen Pappeln, Buchen, Ahornen, Platanen u. ſ. w. Unſer ſchlechtes, ſchmales Boot bewegte ſich übrigens ſo langſam ſtromaufwärts, daß die verſchiedenen Gegenſtände zu lange vor den Augen blieben. Eine Fahrt den Fluß hinunter, mag angenehmer, aber auf die Länge gewiß auch ermüdend ſein. In dem am Fluſſe erbauten Gaſthofe zu Guyandotte wurden wir ſehr gut aufgenommen, und ich entſchädigte mich für die vorhergehende ſchlafloſe Nacht.

Am Morgen des 24. Mai's reiſte ich mit der stage von Guyandotte ab, um meine Reiſe nach Virginia fortzuſetzen. Die Reiſegeſellſchaft war ziemlich zahlreich, darunter eine Mutter mit ihrer Tochter. Ich fuhr den erſten Tag beinahe fortwährend auf dem Bocke, und machte daher mit den Inſaſſen des Wagens keine Bekanntſchaft. Die Wege waren nicht ausgezeichnet, der Regen hatte ſie verdorben, aber ſie waren doch mit vieler Umſicht angelegt, und namentlich mit guten Brücken verſehen. Wir hatten ziemlich bedeutende Berge zu überſteigen, die mit dem Namen muddy creek mountains bezeichnet werden und kamen an manchen recht hübſchen Punkten vorbei; leider war aber das Wetter im Ganzen nicht ſehr günſtig. So wie wir uns dem Thale des Kenhawa-Fluſſes näherten, wurde die Gegend lieblicher und milder, einige der Pächterwohnungen ſahen wirklich idylliſch aus. Wir kamen an mehreren

mounds vorbei; einer derſelben war ziemlich hoch und ſchien früher bewachſen geweſen zu ſein. An einer anderen Stelle zeigte uns der Kutſcher eine kleine Erhöhung, die eine entfernte Aehnlichkeit hatte, mit einem Wall; er meinte es ſeien Reſte eines indianiſchen Forts; ich zweifle aber daran.

Charleston, unſer Nachtquartier, iſt ein kleines, freundliches Städtchen auf der anderen Seite des Kenhawa, den wir auf einer Fähre paſſiren mußten. In der Nacht war ein ſtarkes Gewitter und als wir am Morgen um vier Uhr in den Wagen ſtiegen, machte man uns damit Sorge, daß die Bäche oberhalb wahrſcheinlich ſo ſehr angeſchwollen ſein würden, daß wir wohl den Ablauf des Waſſers würden abwarten müſſen. Wir fuhren längs dem Ufer des Fluſſes dahin. An beiden Seiten waren Salzwerke, deren Lager nicht ſo ſehr tief und ganz in der Nähe, wohl unter dem Fluſſe zu ſeien ſchienen. Neben denſelben befinden ſich bedeutende Kohlenlager, ſo daß man das Salz auf eine höchſt wohlfeile Art bereiten kann. Mittelſt Dampfpumpen wird das mit Salztheilen geſchwängerte Waſſer in die Pfannen gepumpt und die Kohlen werden von den Bergwerken auf Holzſchienenbahnen nach den Salzwerken geführt. Ungefähr zehn Meilen oberhalb Charleston liegt ein ſehr großes Dorf, Saline, das beinahe ganz von Leuten, die mit der Gewinnung des Salzes auf die eine oder andere Art zu thun haben, bewohnt wird. Ein Wolkenbruch, deſſen Spuren wir im Ohio bei Louisville geſehen hatten, hatte hier große Verheerungen und bedeutenden Schaden angerichtet. Der Fluß war in kurzer Zeit ſo hoch geſtiegen, daß er viele der am Ufer liegenden Salzfäſſer fortſchwemmte, die natürlich ganz verloren gingen. Die Bäche, die der Regen ſo ſehr angeſchwellt haben ſollte, legten uns übrigens keine Hinderniſſe in den Weg, und wir konnten nach dem Frühſtück unſere Reiſe ungehindert fortſetzen. Wir kamen nun bald zu den Fällen des Kenhawa, die von einer breiten Felſenplatte gebildet werden, über die der Fluß hinunterfällt. Oberhalb kommen zwei Flüſſe zuſammen, die nach ihrer Vereinigung den Namen Kenhawa führen, und oberhalb Gauley und New-River heißen. Wir fuhren über den Gauley auf einer Brücke, verließen ſodann das Thal und folgten dem Wege über die Berge, der ſich an einem ſteilen Abhange hinſchlängelte, zur Linken hoch aufgethürmte Felſen, zur Rechten ein tiefer Abgrund, in welchem der New-River brauſte. Um

dieſen maleriſchen Anblick beſſer zu genießen, hatte ich mich auf die Decke der Kutſche gelagert, da der Sitz auf dem Bocke von einem Anderen in Beſchlag genommen war. Die Felſen zu unſerer Linken waren meiſt reichlich überwachſen, und bildeten Vorſprünge, die mit einem üppigen Teppich von Rhododendron (Rhododendron maximum) überzogen waren, deren große violette Blumen ſich gerade öffneten; hie und da kamen Azaleen zur Abwechſelung, dann wieder immergrüne Sträuche, und ich wußte wirklich nicht, was ich mehr bewundern ſollte, den Reichthum der Vegetation oder die kühnen wilden Formen der Berge. Weiter unten hatte ich zum erſten Mal Büſche der Magnolia glauca geſehen, deren Blumen freilich nicht mit denen ihrer ſüdlichen Schweſter verglichen werden können; es fehlt den Blumenblättern an dem ſaftigen, glänzenden Weiß, das denen der grandiflora ſo viel Reiz gibt. Um den Pferden das Erſteigen des ſteilen Berges zu erleichtern, war ich abgeſtiegen, und ich eilte mich in den Beſitz einiger dieſer Rhododendron-Blumen zu ſetzen. Ich erreichte einen der Sträuche, der an Friſche, Pracht und Reichthum der Blumen und Blätter Alles übertraf, was ich je in Europa im Garten geſehen hatte. Schon aus der Ferne ragten dieſe Vorſprünge mit ihren farbigen Ueberhängen aus den grünen Umgebungen hervor, und ich erinnerte mich an die roſenrothen Teppiche, mit welchen die Alpenroſe (auch ein Rhododendron) ganze Stellen der Alpen bekleidet. Aber die beſcheidenen kleinen Büſche der Alpenroſen laſſen ſich kaum neben dieſen zwei bis ſechs Fuß hohen Strauch ſtellen mit ſeinen glänzenden Blättern und ſeinen zahlreichen üppigen Blumen. Als wir die erſte Höhe gewonnen hatten, hielt der Kutſcher und ließ uns nach dem Habichtsneſte gehen (Hawks nest), ſo heißt ein Felſen, der weit in den Abgrund hervorſpringt. Das Thal, durch das ſich der New-River durchdrängt, macht gerade oberhalb eine Wendung. Das Habichtsneſt befindet ſich gleichſam im Winkel der Beugung, und man ſieht von da das Thal hinauf und hinunter. Die Höhe iſt ſehr bedeutend und vielleicht tauſend Fuß, ſo daß, obgleich wir auf einer ſenkrechten Höhe zu ſtehen ſchienen, wir uns vergeblich bemühten Steine in den Fluß zu werfen. Die ganze Gegend, die man überſieht, iſt im wilden Urzuſtande, von Civiliſation oder Urbarmachung ſind keine Zeichen wahrzunehmen. Wälder, Waſſer, Felſen bilden die Beſtandtheile des Gemäldes; einige Schritte hinter uns zog ſich die Straße durch,

die einen eigenthümlichen Gegensatz bildete gegen die wilde Einsamkeit der vor uns ausgebreiteten Scene. Die Ungeduld des Kutschers rief uns ab, er hatte schon einige Mal in sein Horn gestoßen. Wir verließen hier das Flußthal und wandten uns quer über die Berge; wir kamen noch viel höher, blieben aber meist in kleinen Thälern, so daß wir weiter keine Aussicht hatten.

Unser Mittagsessen nahmen wir bei einem Jackson man ein, den wir nach dem Essen von seiner politischen Meinung dadurch abzubringen suchten, daß wir ihn zwingen wollten, uns auf unsere Fünfthalerscheine Silber herauszugeben. Wir fanden aber einen wirklich liberalen Mann an ihm, der erklärte, Silber habe er keins, er wisse aber recht gut, in welche Verlegenheit Reisende in solchen verwirrten Zeiten jetzt kämen, und wolle lieber auf seinen halben Thaler Verzicht leisten, wenn er Jemandem damit dienen könne. Wir mußten darauf mit unserem Silber herausrücken und unser Papier einstecken, in der Hoffnung am nächsten Ort einen silberreichern Wirth zu finden. Zum Glück hatte ich all mein Geld in United states-Banknoten, die man überall sehr gern annahm, während man mit anderen Banknoten oft Schwierigkeiten hatte. Beim Wegfahren von diesem Orte wurde ein Deichselpferd widerspenstig, das der Kutscher auf folgende Weise in Ordnung brachte. Er band ihm um den Kiefer einen Strick, den er an das vordere Pferd befestigte, so daß dieses zu gleicher Zeit die Kutsche und den hinter ihm sich befindenden widerspenstigen Gaul fortziehen mußte; so kam es auch nach und nach in Gang und fing bald an zu ziehen. Eine der Damen war ungemein ängstlich, und hatte sich mit Gewalt aus dem Wagen gemacht; ihr zu Liebe mußten wir daher eine ziemliche Strecke zu Fuß gehen, was in Folge des kürzlich eingetretenen Regens gerade nicht besonders angenehm war.

In unserem Nachtquartier langten wir spät an, fanden viele Gäste, und mußten froh sein, noch freie Betten zu finden. Der Regen dauerte beinahe die ganze Nacht hindurch, und am Morgen mußten wir vom Wirthshause nach der Kutsche durch tiefen Koth waten. Wir waren schon nach zwei Uhr weggefahren, und es dauerte lange, ehe wir Tageslicht bekamen. Die Gegend war höchst einförmig und der Weg oft sehr jähe, was mich oft zum Aussteigen und Gehen veranlaßte. Die Vegetation deutete auf eine hohe Lage; *sie war ungefähr* so weit vorgerückt, wie vor acht Wochen zu Sa-

vannah. Die Eichen waren im Ausschlagen begriffen; Azaleen, Dogwood standen gerade in Blüthe, letzterer jedoch nicht in der Pracht und Ueppigkeit, wie ich ihn im Süden gesehen hatte. Auf der östlichen Seite der Berge, wohin wir im Laufe des Tages gelangten, zeigte sich eine Vegetation, die etwas von der auf der westlichen verschieden war. Im allgemeinen war sie weniger vorgerückt, nicht so südlich, und der Boden auch weniger reich und fruchtbar. Die Gipfel und Hochebenen, so wie alle Abhänge nach Osten und Norden, waren im Besitze der Eichen, während die steilen, schroffen Bergwände und die südlichen Abdachungen von Nadelhölzern eingenommen wurden. Das sanfte zarte Grün der sich entwickelnden Knospen der Eichen bildeten vermöge der verschiedenen Arten der Bäume und der verschiedenen Entwickelungsstufen des Wachsthums verschiedene Schattirungen mit sehr lieblichen Uebergängen, und ich hatte das junge Eichengrün noch nie in solcher Mannigfaltigkeit und in so großen Massen wahrgenommen; es bot dieser Anblick ein würdiges Seitenstück dar zu dem Farbenspiele der Ahornwälder im Herbste, und wäre vielleicht ein belohnendes Studium für den Pinsel eines geübten Malers. Weiter unten in den Thälern fand ich eine reiche Sammlung von Azaleen in verschiedenen Farben: rosenroth, hellroth, dunkelroth, weiß, gelblich, gelb, dunkelgelb. Es war nicht die prächtige Azalea nudiflora, die so viele Farben-Varietäten zeigte (sie hat allerdings sehr verschieden gefärbte Blumen, aber es sind meist bloße Schattirungen der hellrothen Farbe), sondern eine bescheidenere Art A. calendularia. Ich sammelte mehrere schöne Exemplare ein, aber beim Trocknen zeigte sich, daß alle so ziemlich einer Farbe geworden waren. Ein eigenes Naturspiel zeigte sich an mehreren Blumen dieser Pflanze, die sich in eine wässerig zellige Anschwellung, einem Apfel ähnlich, ausgedehnt hatten. Wirklich nannte sie einer der Mitreisenden Apfel (honey suckle apple), und behauptete, es seien Früchte. Ich suchte ihn zu belehren, aber vergeblich, indem er die Definition aufstellte, alles Eßbare sei eine Frucht. Ich wandte ein, daß er nach dieser Definition Salat für eine Frucht erklären müsse, weil derselbe gegessen würde; er hielt sich aber nicht für geschlagen, und meinte, ein Fremder könne ja solche Sachen nicht so gut verstehen, als ein Landeskind.

Mit einem anderen Mitreisenden, einem Pächter aus Virginia, der eine Reise nach dem Westen gemacht hatte, um sich wegen an-

zukaufenden Landes umzusehen, kam ich in ein Gespräch über die Sklaverei, wodurch ich Dinge erfuhr, die ich unglaublich gefunden hätte, wenn der Mann, der sie mittheilte, nicht ein zu guter Zeuge gewesen wäre. Er erzählte nehmlich ganz naiv, daß er, um die Sklaven der Umgegend in Ordnung zu halten, Abends und Nachts die Runde zu machen pflege, und wenn er bei einer solchen Gelegenheit einen Neger treffe, der nicht Rede stehen wolle, oder der ihm sonst verdächtig erschiene, so bringe er ihn durch einen leichten Schuß mit Schrot zum Stehen; begegne er am Tage einem Sklaven, der eine Flinte trage, was ihnen oft von nachsichtigen Eigenthümern erlaubt wird, so nehme er sie weg, und behalte sie für sich. Dieser Mann fühlte sich gleichsam bevollmächtigt, für die Handhabung der gegen die Sklaverei gegebenen Gesetze zu sorgen, und wurde in der ganzen Umgegend als der Hüter der Sklaven angesehen, was er sich zur großen Ehre anrechnete. Ohne die genaue und strenge Aufsicht, die er führte, meinte er, hätte gewiß schon mancher Neger-Aufstand Statt gefunden. Der Mann fühlte so wenig das Rohe und Unwürdige seiner Handlungsweise, daß er meine ironischen Fragen und Bemerkungen arglos hinnahm, — ein Beispiel, zu welcher Demoralisation das Sklavenwesen führt. Die Eigenthümer der Sklaven werden ohne Zweifel dem Mann für die Schüsse, die er thut, als eine Züchtigung für die Wegläufer, und eine derbe Lection für die übrigen, dankbar sein.

Einundfunfzigstes Capitel.

Lewisburg. White sulphur springs. Die Alleghani-Berge. Sweet springs. Fincastle. Buchanan. Die natürliche Brücke. Lexington.

So wie wir uns Lewisburg näherten, fing die Gegend an ebener und milder zu werden; es zeigten sich mehrere Pachthöfe, von denen einige recht freundlich dalagen. Sobald wir in Lewisburg angekommen waren, erkundigte ich mich nach der besten Art zu der natürlichen Brücke zu gelangen, die auf dem Wege zwischen Fincastle und Lexington liegt, und es zeigte sich, daß ich von meiner Reisegesellschaft abgehen und meine Reise allein fortsetzen mußte.

Jenſeits Lewisburg mußte der Wagen durch einen kleinen Fluß fahren, der einige Tage zuvor ſo angeſchwollen war, daß, wenn unſere Ladung nicht ſo leicht und unſere vier Pferde nicht ſo ſtark geweſen wären, die heftige Strömung uns hätte gefährlich werden können. In unſerem Wagen war kein Paſſagier, ich ſaß mit dem Kutſcher auf dem Bocke, und wir waren wenigſtens vor dem eindringenden Waſſer geſichert. Ich möchte wiſſen, wie es meiner früheren Reiſegeſellſchaft gegangen iſt, die in der anderen stage nachfolgte, und ſchlechtere Pferde und ſchwerere Ladung hatte. Eine Strecke weiter oben ſahen wir die Ueberreſte der Brücke, die das Waldwaſſer weggeſchwemmt und die man noch nicht Zeit gehabt wiederherzuſtellen, indem ſogar ein Theil des Fundaments mit weggeriſſen war. Der Weg folgte dem kleinen Fluſſe, der von den White sulphur springs herkommt, und den wir noch zweimal in einer Furth durchkreuzen mußten, ehe wir an dieſen berühmten Badeort gelangten, der unter den in Virginia befindlichen Brunnenorten gewiß zu den beſuchteſten zu zählen iſt. Die Quelle gehört unter die Schwefelwaſſer, und wird hauptſächlich zum Trinken benutzt; die Einrichtungen zum Baden ſind ſo unbedeutend (ich ſah blos vier Badewannen), daß ich daraus ſchließen mußte, das Waſſer werde wenig oder gar nicht zum Baden gebraucht. Die Quelle liegt unter einem kleinen Tempel, mitten auf einem grünen, viereckigen Platze, deſſen Seiten von dem Speiſeſaal, den kleinen Wohnhäuſern und den anderen Wirthſchaftsgebäuden eingeſchloſſen werden. Die Wohnhäuſer, die eher den Namen Hütten verdienen, beſtehen meiſt aus einem Zimmer, doch hat man auch einige größere gebaut, die für Familien beſtimmt ſind und mehr Bequemlichkeit darbieten. Manche der Hütten liegen hie und da in der Umgegend zerſtreut. Der Wald und die Berge drängen die ganze Anſtalt von allen Seiten ein, und außer dem Fahrwege gibt es weiter keine Gänge für Invaliden, während die Geſunden, die Luſt zum Klettern haben, in den umliegenden Wäldern hinreichende Beſchäftigung finden mögen. Die Badegäſte waren ſehr wenig zahlreich, wie es auch die Jahreszeit mit ſich brachte, wir entführten den Wenigen noch Einen. Unſer Mittagseſſen nahmen wir nicht im Badeorte ein, weil wir nicht gern mit Warten Zeit verlieren wollten, und erhielten dafür ein recht ſchlechtes in einem einſam liegenden Wirthshauſe. Wir folgten fortwährend dem kleinen Fluſſe, der zu einem unbedeutenden Bache ver-

abgesunken war; er kreuzte unseren Weg alle Augenblicke und ich habe vergessen, wie oft wir während sechs Meilen durch ihn fahren mußten. Wir befanden uns hier mitten in den Alleghani-Bergen und kreuzten sie, beinahe ohne daß ich es merkte; ich hatte mir nehmlich hohe Berge unter ihnen vorgestellt, um so mehr, da die vorliegenden Bergreihen zum Theil eine bedeutende Höhe erreicht hatten, und fand nun, daß wir nicht so sehr hoch stiegen. Aber der Weg zieht sich zwischen einer Art von Sattel durch. Wie wenig schroff die Abdachung war, sah ich recht deutlich daraus, daß ein von einem höher gelegenen Hügel herunterkommender Bach eine Strecke ganz nahe bei der Wasserscheide hinfloß, so daß man ihn ohne viele Mühe nach der andern Seite hätte hinunterleiten können und dann sein Wasser nach dem mexikanischen Meerbusen gelangt wäre, statt daß es jetzt nach dem atlantischen Meere fließt. Ich hatte mich nicht nur in der Höhe der Alleghani getäuscht, sondern auch in ihrer ganzen Bildung. Ich hatte mehrere hinter einander liegende Ketten zu finden erwartet, und fand weiter nichts als einen niedrigen Berggrath, der von den übrigen Ketten meist durch Thäler getrennt wird, und mit ihnen keinen gemeinschaftlichen Gebirgszug ausmacht. Ueberhaupt herrscht im Allgemeinen in der Bildung aller dieser Bergreihen große Einförmigkeit; sie bestehen meist aus wallförmig, parallel neben einander fortgehenden Höhen, die hie und da Erhabenheiten zeigen, und manchmal von Flüssen durchschnitten werden, in denen aber selten schroffe Abschnitte, kühne Spitzen vorkommen. Die Alleghani zeichnen sich übrigens von den anderen Bergen dadurch aus, daß sie in einer ununterbrochenen Linie durch den mittleren und südlichen Theil der Vereinigten Staaten fortgehen und nicht wie die meisten anderen von Flüssen an einer oder anderen Stelle durchschnitten werden.

Die sweet springs, ein anderer ziemlich besuchter Badeort, lagen ebenfalls auf unserem Wege. Das Wasser dieser Quelle hat, wie schon der Name andeutet, einen süßlichen Geschmack und wird beinahe ausschließlich zum Baden benutzt, und zwar gewöhnlich von denen, welche die white sulphur springs getrunken haben. Es sollen zwei gemeinschaftliche Baderäume, einer für Männer und einer für Weiber vorhanden sein. In den Einrichtungen zur Aufnahme der Gäste steht dieser Ort gegen seinen Nachbar zurück, die Anzahl der *Hütten* ist weniger bedeutend, die Umgebungen dagegen sind liebli-

cher, die nahen Hügel sind weniger steil und zugänglicher, und hinter den Häusern ist eine hübsche mit hohen Eichen beschattete Weide, die gewiß auch für Schwächliche einen angenehmen Spaziergang darbietet.

Unser Nachtquartier am 26. Mai nahmen wir in einem guten Wirthshause, das zwischen zwei hohen Bergen gelegen ist, von denen wir den einen am Abend und den anderen am folgenden Morgen übersteigen mußten. Ich ging am Morgen einen Theil des Weges zu Fuß, in der Hoffnung, auf der Spitze des Berges eine Aussicht auf die untenliegende Ebene zu genießen. Die Sonne ging gerade auf, als ich oben ankam, aber ein zwischenliegender Hügel hinderte mich, sie zu sehen; überdieß war es sehr nebelicht, so daß ich wahrscheinlich auch ohne dieß nicht viel zu sehen bekommen hätte. Wir hatten bis zum Frühstückhause Damen im Wagen, von denen eine, eine junge Mutter, ihr Kind zu stillen anfing, während wir auf holperigen Wegen den steilen Berg hinunterfuhren. Was mußte die dringende Ursache ihrer so unbequemen Reise sein? — Vom Frühstückhause an fuhr ich, wie gewöhnlich, auf dem Bocke. Ganz in der Nähe des Dorfes nahmen wir zwei Fußgänger auf, die schon mehrere Tage des hohen Wassers wegen sich hier hatten aufhalten müssen. Die Bäche waren nehmlich sehr angeschwollen, und Brücken gibt es außer den Stellen, wo sie der Tiefe des Wassers wegen unumgänglich nöthig sind, sehr wenige, so daß die Fußgänger oft stundenlange Umwege machen müssen, um dieselben überschreiten zu können. Ein Fußgänger ist überhaupt in den südlichen Staaten übel berathen, und wer sich nicht darauf gefaßt machen will, alle Bäche und Flüsse zu durchwaten oder zu durchschwimmen, thut wohl daselbst keine Fußreise zu machen, oder sich nur auf kleine Excursionen in die Gebirge zu beschränken. Der Weg fing nun an recht interessant zu werden; die Thäler waren lieblich, die Hügel zeigten Mannigfaltigkeit in der Bildung, und Alles deutete darauf, daß wir uns dem ebenen Lande näherten. Fincastle, wo wir Mittag machten, liegt äußerst lieblich mitten in Wiesen, von einigen reizenden Landhäusern umgeben, seine hohe Lage gibt ihm den Vortheil einer ziemlich umfassenden Aussicht auf blühende Felder und grüne Wälder. Der Weg von da nach Buchanan ist rauh und hügelicht, aber mit sehr mannigfaltigen Ansichten. Wir kamen an mehreren deutschen Anpflanzungen vorbei, die alle sehr reinlich und sorgsam unterhalten aussahen.

Buchanan, wo ich Abends ankam, liegt am Fluß St. James, mit dem ich schon in Richmond vor mehreren Wochen Bekanntschaft gemacht hatte. Das Dorf ist nicht sehr groß, enthält aber meist recht hübsche große Häuser, zu denen freilich unser Wirthshaus nicht gehörte, in welchem ich aus Mangel an Platz auf den Speicher gelegt wurde. Der folgende Tag, der 28. Mai, war ein Sonntag, an dem der Postwagen gewöhnlich liegen bleibt; der Kutscher aber ließ sich willig finden, noch an diesem Tage einen Theil des Weges zu fahren, um mir Gelegenheit zu geben, die natürliche Brücke zu besuchen. In Gesellschaft eines Studenten, der mich dahin begleiten wollte, verließ ich Buchanan nach dem Frühstück. Der Weg führte durch eine sehr hügelichte Gegend, und war so steinigt und felsigt, daß wir heftig hin- und hergeworfen wurden. Nach den ersten zehn Meilen verließ ich mit dem Studenten die Kutsche und die Straße, um nach der natürlichen Brücke zu gehen, die ungefähr eine halbe Stunde von dem Wege entfernt ist. Wir kamen auf den Rücken derselben, ehe ich daran dachte, und wenn mich mein Begleiter, der die Gegend kannte, nicht aufmerksam gemacht hätte, so wäre ich wohl über dieselbe hinweggegangen, ohne es zu wissen. Der Weg führt nehmlich ganz unerwartet von einem Abhange, an den sie sich allmählig anschließt, auf sie herab; die Abgründe auf beiden Seiten werden durch hohe Gebüsche verdeckt, und so glaubt man sich noch mitten im Walde, während man schon auf der Brücke steht. Man wird auch durch die umgebende Landschaft, die aus nicht sehr hohen und keinesweges wilden Hügeln besteht und keine Abgründe und tiefen Schluchten enthält, gar nicht auf ein so seltenes Naturspiel vorbereitet. Der Abhang, von dem man auf die Brücke herabkommt, setzt sich auf der anderen Seite derselben fort, und führt in einiger Entfernung unterhalb an den unten durchfließenden Bach. Hier empfängt nun der Wanderer eine höchst überraschende und eine eigenthümliche Ansicht. Man steht hier unter einem hohen, natürlichen Felsenbogen, durch welchen man den Himmel über den hohen, steilen Wänden des Abgrundes sieht: hinten kommt aus einer wilden tiefen Schlucht, die von hohen Felsen-Mauern eingeschlossen wird, der Bach hervor. Der starke, vielleicht funfzig Fuß dicke Felsen, der den Bogen bildet, über den ich weggegangen war, ohne es zu ahnen, daß ich mich auf einer Brücke befand, sieht so luftig und kühn aus, und ruht so leicht auf den

Pfeilern, als wäre er vom geſchickteſten Baumeiſter hinübergeſprengt; überhaupt ſind alle Verhältniſſe des bewundernswürdigen Naturwerkes zuſammenſtimmend und befriedigend. Die Natur ſcheint bis ins Einzelne mit Abſicht gearbeitet zu haben. Der obere Theil des Gewölbes ſieht aus, als wenn er aus einem Steine gehauen wäre; man behauptet ſogar, daß man ganz oben die Figur eines Löwen unterſcheiden könne, was für eine architektoniſche Verzierung gelten darf. Das Thal ober- und unterhalb der Brücke iſt ziemlich breit, und die Felſen, nachdem ſie ſich auf ſechzig Fuß genähert und die Brücke gebildet haben, treten alsdann zurück, was ſehr dazu beiträgt, den Eindruck zu erhöhen. Die meiſten der Wände ſind beinahe ſenkrecht, wenigſtens in der Nähe der Brücke; Bäume und Büſche wachſen an ihnen aus der Tiefe hervor, und einige aus den Spalten. Der Bach iſt ziemlich klein, und füllt nicht einmal den Raum zwiſchen den beiden Pfeilern ganz aus; der Abſtand des Bogens von der Fläche des Waſſers ſoll hundertachtzig Fuß betragen. Die Ausſicht das Thal hinunter iſt wild und romantiſch, und noch mehr von der Brücke aus. Auf den Felſen, welche oberhalb der Brücke die Wände des Abgrundes bilden, iſt ein hervorſpringender Punkt, wo man gleichſam auf einer Halbinſel, auf drei Seiten von einer ſchauderhaften Tiefe umgeben ſteht, und die Brücke ganz nahe vor ſich hat. Während ich dort ſtand, fuhr ein Wagen über dieſelbe, aber da ließ ſich keine Bewegung wahrnehmen, kein Gepolter, denn ſein Gewicht ſtand in keinem Verhältniß mit der koloſſalen Maſſe. Mein Begleiter bewunderte die Nützlichkeit der Brücke, ohne welche die Leute nicht würden über den Abgrund gelangen können, und ſah darin ein Werk der göttlichen Weisheit. Ich konnte mich zu dieſer Höhe der Betrachtung nicht erheben, und ſah mit gemeinen naturhiſtoriſchen Blicken in dem Naturſpiele die Wirkung eines Bergſturzes. Der Bogen blieb als Andeutung des früheren Zuſammenhanges allein ſtehen, und das Thal zwiſchen den beiden getrennten Bergen wurde durch Waſſer zu ſeiner jetzigen Tiefe ausgewaſchen.

Wir kehrten nun wieder nach der Straße zurück, wo wir unſeren Kutſcher ruhig wartend fanden, und ſetzten unſere Reiſe nach Lexington fort. Der zweite Theil des Weges war noch viel ſchlechter als der erſte, und zweimal waren wir ganz nahe daran, umzuwerfen. Das zweite Mal war ich ſchon im Begriff, vom Bocke zu ſpringen, als zum Glück die Pferde anhielten, worauf wir die über-

gelehnte Kutſche wieder aufrichten halfen. Lexington iſt ziemlich hübſch gelegen, umgeben von fruchtbaren Feldern. Es hat blos eine Straße, die recht hübſch zwiſchen zwei Hügelreihen eingedrängt iſt. Auf einer derſelben ſteht das Collegium, das nach Whashington benannt iſt, und ein Arſenal der Vereinigten Staaten; beides keine ausgezeichneten Gebäude.

Zweiundfunfzigſtes Capitel.

Weg nach Staunton. Das Irrenhaus daſelbſt. Woodſtock. Wincheſter. Harper's ferry und Baltimore. Philadelphia.

Schon am folgenden Tage, den 29. Mai Morgens, reiſte ich wieder von Lexington ab, um nach Wincheſter zu gehen. Der Weg war anfangs ſehr rauh und führte uns über ein Flüßchen, deſſen felſige, waldige Ufer recht artige Anſichten gewährten. Hierauf wandte er ſich den Bergen zu und zog meiſt längs den Abhängen über Thälern hin. Dieſe an ſich unzweckmäßige Anlegung der Straßen, womit man, anſtatt dem Reiſenden zu dienen, den Landbau hat ſchonen wollen) bot uns den Vortheil einer Ausſicht auf die umliegenden Berge und Höhen. Zur Rechten hatten wir die Bergkette genannt blue ridge, zur Linken die Alleghani, in deren Gipfeln ich jetzt mehr Mannigfaltigkeit fand, als ich bisher bemerkt hatte. Die Meierhöfe liegen meiſt auf kleinen Anhöhen, aber einige derſelben ſahen gar nicht einladend aus und ſchienen nicht ſehr gut unterhalten zu ſein. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus dem erwähnten Studenten und einer Prediger-Wittwe, die uns viel zu lachen gab und durch ihr ſonderbares Benehmen auffiel. Sie war blos bis zur erſten Station eingeſchrieben, und wir glaubten, ſie würde uns dort verlaſſen, aber ſie ſtieg wieder ein, ließ dann aber mitten im Dorfe den Kutſcher halten, und ſchickte einen Knaben nach ihrem Gepäck. Dieß wurde gebracht, nachdem wir ziemlich lange hatten warten müſſen. Aber noch war etwas Wichtiges vergeſſen! als der Kutſcher weiterhin im Dorfe noch einmal anhielt und ein Mann *an den Wagen* trat, redete ihn die Alte an und fragte: „Gehen

Sie mit im Postwagen?" „Nein!" „Ich vermuthe, Sie kennen Dr. Gold, seien Sie doch so gut und gehen Sie zu ihm und sagen Sie ihm, er möchte seine Negerinn herſenden mit meinem Arbeitsbeutel und meinem Tabak, den ich in der Küche heraus nahm, als ich rauchen wollte und liegen ließ." Der junge Mann wollte den Auftrag gern ablehnen, mußte ſich aber doch dazu bequemen; und wir warteten unter der Zeit geduldig; endlich kam er zurück und brachte die Nachricht, Taback- und Arbeitsbeutel ſeien im Bündel. Dieſer Zug beſtärkte mich in der Vermuthung, daß es in dem Kopfe der Alten nicht ganz richtig war.

Gegen Staunton zu wurde der Weg beſſer, wir kamen daher raſcher vorwärts, und langten ziemlich frühzeitig in dieſem kleinen Städtchen an. In Geſellſchaft des Studenten ging ich nach dem Irrenhauſe, das in der Nähe des Ortes liegt. Wir mußten jeder einen Viertelsthaler Eintrittsgeld zahlen; gewiß unerhört, daß ein Arzt zahlen muß, um eine Heilanſtalt zu ſehen, die noch dazu dem Staate gehört! Da der Arzt nicht im Hauſe wohnt, ſo wurden wir vom Verwalter herumgeführt. Das Gebäude, das eine zweckmäßige, luftige Lage hat, iſt ganz neu und noch zum Theil im Bau begriffen. Das Mittelgebäude iſt älter, die Flügel ſind neuer. Das Ganze iſt in zwei Hälften getheilt, in eine männliche und weibliche Seite. Die meiſtens blos für ein Bett beſtimmten und ziemlich geräumigen Zellen waren reinlich gehalten, aber nicht recht gelüftet; wenigſtens fand ich einen üblen Geruch in mehreren derſelben. Die Fenſter ſind mit Draht geflochten geſichert; die Thüren haben eine kleine Oeffnung. Im Mittelgebäude befinden ſich kleine Oefen in jedem Raum, in den beiden Flügeln hingegen iſt Luft-Heizung eingerichtet. Die Badeeinrichtungen waren noch nicht fertig. Arbeiten für die Kranken war gar nicht eingeführt, und die Herren treiben ſich in abgeſchloſſenen Höfen herum; man hat aber die Abſicht, ihnen Beſchäftigung zu geben. Die Kranken ſind alle Arme ohne Ausnahme, es iſt kein Platz für Leute, die bezahlen wollen; ſolche gehen gewöhnlich nach dem Norden. Von der Behandlung weiß ich nichts zu ſagen; ein Zwangſtuhl, den ich ſah, deutete auf nichts Gutes; zwei Kranke kamen gerade von einer Spazierfahrt zurück. Das Hausweſen ſcheint ſehr zweckmäßig geführt zu werden; ſo ſagte mir wenigſtens ein Deutſcher, den ich unter den Kranken antraf.

In der Nacht um zwei Uhr wurden wir geweckt, um unſere

Fahrt fortzuſetzen. Ich hoffte im Wagen etwas von dem verlorenen Schlaf nachzuholen; aber die heftigen Stöße weckten mich immer wieder auf, ſo daß ich mich bald auf den Bock flüchtete, um wenigſtens etwas von der Gegend zu ſehen, der Student blieb wie gewöhnlich im Innern, und konnte ſich nach aller Bequemlichkeit ausſtrecken. Unſer Weg führte uns die ganze Zeit über zwiſchen zwei Bergketten hin und hat daher auch den Namen Thalweg (valley road) erhalten. Von einer Sorge für den Unterhalt der Straße zeigten ſich wenig Spuren, wir fuhren oft Stunden lang über harten Felſenboden oder große Steine. Auf beiden Seiten waren meiſtens die üppigſten Felder und Wieſen, und wir ſahen einige Landgüter, deren Ländereien gewiß zu den reichſten im ganzen Staate gehörten, die hindurch führenden Wege hingegen zu den ſchlechteſten. Wie ſoll man dieſe widerſprechenden Erſcheinungen reimen? In Woodſtock, wo wir übernachteten, fand ich am Wirthe einen penſylvaniſchen Deutſchen, der mich mit vieler Höflichkeit behandelte, ſich aber der mir auffallenden Anrede Du gegen mich bediente. Ich hielt ihn daher anfangs für einen Quäker, aber im Engliſchen ſagte er mir you nicht thou. Später erfuhr ich, daß die Deutſchen in Penſylvanien das Sie oder Ihr gar wenig gebrauchen und immer Du zu einander ſagen, ich vermuthe der republikaniſchen Gleichheit zu Liebe. Selbſt eingewanderte Deutſche, ſogar Handwerker ſchienen ſich gleichſam ein Vergnügen daraus zu machen. Vielleicht glaubten ſie den Stolz dieſes jungen Herrn aus der alten Welt ein wenig demüthigen zu müſſen, und ich ließ ihnen gern dieſe Freude.

Obgleich wir den folgenden Tag blos nach dem dreißig Meilen entfernten Wincheſter wollten, während wir die vorgangenen Tage fünfundfunfzig bis fünfundſechzig Meilen zurückzulegen gehabt hatten, ſo mußten wir doch um drei Uhr ſchon aufſtehen. Das erſte Dorf auf unſerem Wege war Strasburg, das äußerſt ärmlich und verfallen ausſah, wie wenig andere in den Staaten. Zwiſchen dieſem und dem Frühſtücksorte wurde der Weg ſo grundlos, daß wir die Straße verlaſſen und einen Nebenweg einſchlagen mußten, auf dem wir durch ein hübſches Waldthälchen kamen, das mit einem rauſchenden Flüßchen, wilden Felſen und Höhlen recht angenehme Anſichten darbot. Der Weg führte uns an mehreren Mühlen vorbei, die aber alle des Geldmangels wegen ſtille ſtanden. In Win-

cheſter, wo wir gegen Mittag anlangten, hörte das stage-Fahren auf,

und ich hatte zugleich Gelegenheit mich wenigſtens einen halben Tag auszuruhen, was mir um ſo angenehmer war, da ich mich in der letzten Zeit ein wenig unwohl gefühlt hatte.

Den folgenden Morgen den 1. Juni verließ ich Wincheſter auf der nach Harper's ferry gehenden Eiſenbahn. Der erſte Theil des Weges war nicht intereſſant, aber in der Nähe von Harper's ferry kamen wir an ziemlich romantiſchen Punkten vorbei. Die Bahn folgte dem Shenandoah, einem wilden, reichlich mit Felſen und kleinen Fällen verſehenen Waldſtrome, und war oft dicht neben demſelben in Felſen ausgehauen. Ganz am Ufer lief ein Canal, in welchem Boote ſich befanden, die oft an Schnelligkeit mit uns wetteiferten, und kleine Fälle pfeilſchnell herabſchoſſen. Wir kamen nun nach Harper's ferry, wo der Shenandoah ſich mit dem Potomac vereinigt. Das Städtchen liegt auf einer Landſpitze, die ſich zwiſchen den beiden Flüſſen eindrängt, der erſtere zur Rechten, der letztere zur Linken. Ich ſtieg auf einen Hügel im Rücken des Städtchens, wo man eine recht hübſche Ausſicht hat. Das Thal unterhalb der Vereinigung iſt von ziemlich ſteilen Hügeln gebildet, und ſchlängelt ſich in maleriſchen Windungen weit hin dem Auge ſichtbar. Der wildeſte Theil des Gemäldes wird von dem Shenandoah-Thal gebildet, das auf der der Stadt gegenüberliegenden Seite von einem hohen Felſenrand begrenzt iſt, die, obgleich etwas zurückſtehend, einen guten Eindruck macht. Auch auf dem linken Ufer des Potomac ſind felſige Partien, die ſich aber viel allmähliger erheben und keine ſo ſchroffe, ſteile Wand bilden. Der Name ferry (Fähre) hat für den Ort blos eine geſchichtliche Bedeutung, da gegenwärtig die Fähre durch zwei Brücken über den Potomac erſetzt iſt; von einem Fährhauſe hat er ſich zu einem blühenden Städtchen erhoben, das eine bedeutende Durchfahrt hat und worin Handel und Gewerbe blühen. Mich wundert, daß ſich die Einwohner noch keinen anderen Namen vom geſetzgebenden Körper erbeten haben. Der Grund, auf dem Harper's ferry liegt, iſt ziemlich ſchmal, wenigſtens der ebene Theil; der Hügel fängt gleich ganz in der Nähe des Waſſers ſehr ſteil an, und die Häuſer können ſich nicht wohl weiter ausdehnen als längs den beiden Flüſſen.

Mein Plan war geweſen mich von hier auf der Eiſen-Nebenbahn nach Fridericksburg und von da nach Harrisburg, der Hauptſtadt von Penſylvania, und Eaton zu wenden, und auf dieſem Wege nach New-York zurückzukehren; aber ich fürchtete in Fridericksburg

zu lange aufgehalten zu werden, und da meine Zeit etwas beſchränkt war, ſo gab ich Harrisburg auf und blieb auf der Eiſenbahn nach Baltimore. Dieſe läuft einige Meilen neben dem Canal hin, der nach Washington geht. Ungefähr auf halbem Wege zwiſchen Wincheſter und Baltimore mußten wir, ehe wir weiter gehen konnten, die von Baltimore und Fridericksburg kommenden Karren erwarten, was uns jedoch nicht lange aufhielt. Ziemlich in der Nähe dieſes Vereinigungspunktes kamen wir über eine geneigte Fläche (inclined plaine), wo man ſtatt der Dampfmaſchine Pferde vorſpannte, mit denen wir beinahe die ganze Strecke auf und ab im Trab zurücklegten. Auf der anderen Seite bekamen wir eine andere Dampfmaſchine. Dieſer Hügel macht der Geſellſchaft, die die Bahn angelegt hat, bedeutende Koſten, und verurſacht viel Aufenthalt; aber die Durchgrabung würde wohl noch größere Ausgaben veranlaſſen, und vielleicht würde man ſogar genöthigt ſein einen Tunnel anzulegen. Zum Mittagseſſen hielten wir eine Viertelſtunde an, hätten aber in noch kürzerer Zeit mit dem fertig werden können, was uns vorgeſetzt wurde. Ungefähr achtzehn Meilen diesſeits Baltimore kamen wir in das enge Thal des Patapsco, eine anziehende Gegend. Die Felſen drängen ſich von beiden Seiten heran und machen das Thal zu einer Schlucht, in der aber, trotz ihrer Wildheit, Fabriken und Häuſer, beſonders zahlreiche Spinnereien, zum Theil wie an die Felſen angeklebt, zu ſehen waren. Wir hielten hier eine Art von Wettrennen mit einem auf der Nebenbahn laufenden Zuge von Waarenkarren, der uns nicht verlaſſen wollte oder wenigſtens verſuchte mit uns Schritt zu halten, aber endlich geſchlagen wurde. Bei der großen ſteinernen Brücke, auf welcher die Eiſenbahn nach Washington über den Patapsco geht, liefen wir in dieſe Bahn ein, und bald darauf begegneten wir den nach Washington gehenden Karren, an denen wir, da wir beide im ſtarken Rennen waren, im Nu vorbeikamen. Bei den Fabriken war eine große Geſellſchaft in unſeren Wagen gekommen, in der ſich einige recht hübſche Mädchen befanden, die ſehr ausgelaſſen waren, und beinahe den ganzen Weg über lachten. Ein junger Mann jodelte recht gut Schweizerlieder, und dachte ſich wohl nicht, wie viel Vergnügen er einem im gleichen Wagen ſich befindenden Schweizer durch ſeinen Geſang machte. Abends bei guter Zeit langten wir in Baltimore an. Die ganze Entfernung von Wincheſter bis hieher beträgt hundertundzehn Meilen, die wir, da wir in

Harper's ferry, wo wir zwei Stunden blieben und an anderen Orten Zeit verloren, in eilf Stunden zurückgelegt hatten.

Schon am Morgen um ſechs Uhr verließ ich wieder Baltimore, wo ich mich dies Mal nicht aufhalten konnte, und ging mit dem Dampfſchiffe weiter nach Philadelphia. Die hundertundzehn Meilen dahin legte ich dieſes Mal geſchwinder und bequemer zurück als drei Monate zuvor. Um drei Uhr Nachmittag war ich in Philadelphia, und am Abend hätte ich in New-York ſein können. Man kann jetzt in einem Tage von Washington nach New-York (zweihundertunddreißig Meilen) gehen, wenn die Karren von Washington zeitig genug für das Dampfſchiff in Baltimore ankommen. Ich hatte mir gedacht, Baltimore würde ſich vom Waſſer geſehen, beſſer ausnehmen; aber das Baſſin iſt zu enge, und man ſieht daher nur einen kleinen Theil der Stadt. Die Cheſapeake-Bai, deren nördlichen Theil wir befuhren, bietet wenig Sehenswerthes dar; die Ufer ſind niedrig, ſandig. In Frenchtown landeten wir, und fuhren auf einer Eiſenbahn quer über die Landenge nach dem ſechzehn Meilen entfernten New-Caſtle, das am Delaware liegt. In einem Augenblicke waren wir und unſer Gepäck am Bord eines eleganten Dampfſchiffes, das uns den Delaware hinaufführte. Wilmington, eine ziemlich bedeutende Stadt im Staate Delaware, liegt auf einer Anhöhe am Fluſſe, und ſieht groß und hübſch aus; ich weiß aber nicht, ob ein Beſuch daſelbſt einen ſo angenehmen Eindruck hinterlaſſen würde, als die Anſicht vom Fluſſe aus. Durch Wilmington wird eine Eiſenbahn von Baltimore nach Philadelphia geführt werden; ſie war am Ende des vergangenen Sommers ſchon zum Theil in Gang und wird Poſtwagenfahrten, wie ich eine erlebt habe, ſpäteren Reiſenden erſparen.

Dreiundfunfzigſtes Capitel.

Eaſton. Bath. Homöopathiſche Anſtalt zu Allentown. Beſtreben der deutſchen Einwanderer, deutſche Sprache und Nationalität beizubehalten.

In Philadelphia hielt ich mich nicht auf, ſondern fuhr nächſten Morgen den 3. Juni mit dem Poſtwagen nach Eaſton. Trotz Sonnenſchein und Staub, welcher letztere abſcheulich war, da wir uns

auf einer Chauſſee befanden und den Wind meiſt im Rücken hatten, blieb ich den ganzen Tag auf dem Bocke. Wir kamen an vielen deutſchen Anpflanzungen vorbei. Die meiſten der Kutſcher und Wirthe waren Deutſche, und ſonſt ſah ich Vieles, was mich an Deutſchland erinnerte, die großen, ſteinernen Wohnhäuſer und Scheunen, die halbgetheilten Stallthüren mit einer oberen und unteren Hälfte, die Miſthaufen in den Höfen, die vielen Blumen in den Gärten und an den Fenſtern und die Tabackspfeife. Mir kam es vor, als herrſche hier großer Wohlſtand und ich freute mich, daß es den Deutſchen in Amerika ſo wohl zu gehen ſchien. Der Abend war ſehr lieblich, ein Gewitter kühlte die Luft und wir hatten eine äußerſt angenehme Fahrt längs dem Delaware-Canal und dem Fluſſe deſſelben Namens. Die Gegend war meiſt recht lieblich, doch gegen Eaſton zu wurde ſie wilder; es ſind einige bedeutende Felſenpartien in deſſen Nähe. Dieſe halbdeutſche Stadt liegt auf einer Landſpitze zwiſchen den beiden Flüſſen Delaware und Lehigh; an letzterem geht der Delaware-Canal hinauf, der von Trenton kommt und bis zu den Kohlenminen in der Nähe von Mauch chunk führt. Die Lage von Eaſton iſt äußerſt vortheilhaft. Außer dieſem Canal endet hier noch der Morris-Canal, der dieſe Stadt mit New-York in Waſſerverbindung ſetzt. Sie iſt regelmäßig angelegt, und viele Häuſer ſehen recht hübſch aus. Ich ſtieg in einem deutſchen Wirthshauſe ab, und fand am Kellner einen Ueberrheiner, der mehrere meiner deutſchen Freunde kannte. Den Abend kam auch ein Schweizer aus Arlesheim dahin, der in Eaſton ſeit einigen Jahren verheirathet iſt, deſſen Bekanntſchaft aber für mich wenig Anziehendes hatte.

Mein Ziel war Bath, ein kleines Dorf zehn Meilen von Eaſton gelegen. Wohnort des Dr. Weſſelhöft, eines Freundes meines Vaters, dem ich einen Beſuch machen wollte. Ich fuhr am folgenden Morgen von Eaſton hin. Dr. Weſſelhöft, ein Jenenſer, hatte in Deutſchland die Medicin nach allopathiſchen Grundſätzen ſtudirt, war aber in Nord-Amerika ein eifriger Homöopath geworden. Ich, den er als Knabe in Baſel verlaſſen, war nun auch Dr. Med., aber nach alter Art, geworden. Er iſt ein enthuſiaſtiſcher Anhänger des homöopathiſchen Syſtems, und ich bin ein verſtockter Allopath; dieß hinderte aber nicht, daß er mich freundlich aufnahm und ich freundlich mit ihm verkehrte. Er hat ſehr viel zur Verbreitung der Homöopathie in den Vereinigten Staaten, namentlich in Penſylvania bei-

beigetragen und in Folge seiner Bemühungen war kürzlich die homöopathische Schule in Allentown gegründet worden, der wir dann auch einen Besuch machten. Diese Anstalt ist noch sehr in ihrer Kindheit: von den projektirten Gebäuden stehen blos die zwei Flügel, das Mittelgebäude wartet auf neue Beiträge von den Anhängern der neuen Lehre. Die gegenwärtigen Bedürfnisse fodern übrigens keinen größeren Raum. Ich fand nur einen Studenten dort: wie viele deren im Winter da gewesen, weiß ich nicht. An Dr. Hering, dem Leiter der Anstalt, fand ich einen sehr gebildeten Mediciner, der sich namentlich viel mit Naturwissenschaften beschäftigt hat und viel von Surinam zu erzählen wußte, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte.

Diese Schule, welche den Namen Nordamerikanische Akademie der homöopathischen Heilkunst führt, und den Zweck hat dieses System in Nord-Amerika zu verbreiten, ist von einem Verein von homöopathischen Aerzten und Anfängern dieser neuen Wissenschaft gegründet worden.

Nicht blos für meine Berufsgenossen, sondern auch für alle diejenigen meiner Leser, welche der wissenschaftlichen Bildung in Nord-Amerika theilnehmende Aufmerksamkeit schenken, wird es interessant sein, etwas mehr von diesem wissenschaftlichen Unternehmen zu erfahren, dessen Bestimmung eigentlich über die Grenzen der Heilkunde hinausgeht.

Die Grundzüge der Anstalt sind in der Verfassungs-Urkunde nur äußerst kurz angegeben: die darauf Bezug habenden Artikel sind die folgenden:

Art. 29. Die nach dem ausgesprochenen Zwecke zu errichtende Lehranstalt soll so umfassend, wie möglich, sein, und sollen darin folgende Doctrinen gelehrt werden, als unentbehrlich zur vollständigen Bildung eines Arztes, nämlich: Klinik, Krankenexamen und Semiotik; Pharmakodynamik und Materia medica; Pharmaceutik und medicinische Botanik; Diätetik, specielle Therapie, Chirurgie und Geburtshülfe; gerichtliche Medicin; allgemeine Therapie, Pathologie und Physiologie des Menschen; vergleichende Anatomie und Physiologie; Zoologie, Psychologie und Mineralogie; Chemie, Physik, Geologie, Astronomie und Mathematik; Geschichte der Medicin und Naturwissenschaften und griechische, lateinische und deutsche Sprache als Vorbereitung.

Art. 30. In allen Heilanſtalten als: der Armenheilanſtalt, Poliklinik, Heilanſtalt für kranke Kinder und überhaupt Fremde, dem Büreau für ſchriftliche Anfragen entfernter Kranken u. ſ. w. ſoll nach den Grundſätzen reiner Homöopathik verfahren werden.

Art. 31. Da das Inſtitut einen wohlthätigen Zweck beabſichtigt, ſo ſoll eine Armenanſtalt errichtet, und ſollen unvermögende Studenten unterſtützt werden, ſobald immer der Fond deſſelben es erlaubt.

Art. 32. Da die Anſtalt, dem in der Einleitung ausgeſprochenen Grundſatz gemäß, mit einem deutſchen Charakter auftritt, ſo müſſen ſämmtliche Protokolle derſelben in deutſcher Sprache geführt werden, ſo wie die Vorträge in der Anſtalt insbeſondere deutſch ſein.

Ueber den Geiſt, der die Stifter der Anſtalt und des Vereines leitet, gibt die Einleitung viel mehr Aufſchluß als die Verfaſſungs-Urkunde ſelbſt; namentlich wird die Zuverſichtlichkeit und das Vertrauen in die neue Lehre mit mehr Entſchiedenheit ausgeſprochen. Ich will daraus Einiges hierher ſetzen, zugleich als eine Probe der deutſchen Litteratur in Amerika. Sie beginnt folgendermaßen:

Wir die Unterzeichneten, haben gemeinſam in Ueberlegung genommen und beſchloſſen, wie folgt:

Die Ausbreitung der Homöopathie in den Vereinigten Staaten iſt für dieſelben von hiſtoriſcher Wichtigkeit; weil

1) dadurch das Leben von Hunderttauſenden jährlich erhalten werden kann, die Theils durch den Mißbrauch der Arzneien ſterben, theils ſterben wegen Nichtanwendung der neuentdeckten ſpezifiſchen Heilmittel;

Anmerkung. Wir erinnern zum Beweiſe dieſes Satzes an die Kinderchолera, Lungenentzündung, Nervenfieber (Typhus) Ruhr, Scharlach- und Gallenfieber.

2) dadurch, daß ein großer Theil der chroniſchen Siechthume theils verhütet, theils geheilt, theils doch gelindert werden kann und alſo eine unberechenbare Maſſe von Kräften für den Staat gewonnen werden muß;

3) weil durch den fortgeſetzten Einfluß der Homöopathie viele entnervende Laſter der Jugend, die größtentheils in Krankheiten ihren Grund haben, eben ſo ein großer Theil der laſterhaften Neigungen und Begierden, als: Trunkſucht, Trübſinn, Neigung zu Selbſtmord *u. dgl. geheilt* werden können, und die allgemeine Einführung der

Homöopathie einen ſehr vortheilhaften Einfluß auf den ſittlichen Charakter der Nation haben muß;

4) weil durch Verbreitung der Homöopathie die ungeheure Abgabe der Bürger oder das Geld, welches dieſelben für maſſige Arzneien und Geheimmittel, für ſchädliche Gewürze und Reizmittel bezahlen, auf eine ſehr geringe Summe reducirt wird; auch Hoſpitäler und andere Heilanſtalten, ſo wie Armenhäuſer, eine bedeutende Ausgabe ſparen, ungerechnet, daß ſie dann erſt wahrhaft wohlthätig wirken.

Der Ausbreitung der Homöopathie in den Vereinigten Staaten ſtehen folgende Hinderniſſe entgegen:

1) die Werke über Homöopathie ſind, da dieſe Wiſſenſchaft in Deutſchland entdeckt worden, in deutſcher Sprache geſchrieben;

2) ſie ſind ſehr zahlreich und verlangen viel Zeit zum Studium;

3) außerdem fehlt die praktiſche Anleitung;

4) die Vorurtheile der Leute legen übrigens der Ausbreitung der neuen Lehre auch große Hinderniſſe in den Weg.

Dieſe Hinderniſſe können wohl auf folgende Weiſe am Beſten beſeitigt werden. Den Schwierigkeiten in Bezug auf Sprache und Litteratur könnte abgeholfen werden, durch Ueberſetzung ins Franzöſiſche oder beſſer noch ins Engliſche.

Die Ueberſetzungen werden aber der unaufhaltſam fortſchreitenden deutſchen Litteratur immer nur ſpät und mühſam nachfolgen können. — Das Hauptmittel kann nur eine Anſtalt ſein, welche auf deutſche Sprache und Wiſſenſchaft baſirt iſt; durch eine ſolche allein können die Aerzte zum Studium der Quellen geführt werden, jener Quellen, ohne welche keine gründliche Erlernung der Homöopathie möglich iſt; — durch eine ſolche allein können fortwährend Aerzte gebildet werden, die mit gehöriger Kenntniß der Mittel ausgerüſtet ſind; durch eine ſolche Anſtalt allein kann die für die Vereinigten Staaten nothwendige Ausgabe homöopathiſcher Werke in deutſcher ſo wie in engliſcher Sprache beſorgt werden; nur eine ſolche Anſtalt gereicht den Bürgern dieſer Staaten zum Nutzen, ſo wie nur eine ſolche ihnen zur Ehre gereicht. — Nur wenn die deutſche Wiſſenſchaft in ihrer völligen Reinheit auf amerikaniſchen Grund und Boden verpflanzt wird, kann ſie auch hier gedeihen und Segen ſpenden; daher nur eine ſolche Anſtalt die neue Wiſſenſchaft und Kunſt, die von den Deutſchen ausgegangen iſt, hier weiter fördern und vervollkommnen kann. — Geſchieht dies nicht, und werden keine Aerzte

hier in der neuen Kunst eben so gründlich gebildet als in Deutschland, so erlangen in kurzer Zeit unfehlbar die von Deutschland eingewanderten Aerzte oder überhaupt die auf deutsche Weise gebildeten ein solches Uebergewicht beim Publikum, daß dadurch denn auch Abenteurern Thür und Thor geöffnet würde und Mißverständnisse ohne Zahl entstehen müßten. Nur eine solche Anstalt kann dem zuvorkommen; nur sie kann Aerzte bilden, die sich in ihren Leistungen den deutschen gleichstellen dürfen. —

Das einzige Mittel, wodurch eine deutsche Anstalt auch auf solche wirken kann, die nur Englisch verstehen, das Mittel, wodurch sie allein einen weit verbreiteten Einfluß erlangen kann, ist, was sie als erste Aufgabe betrachtet.

Das Erlernen der deutschen Sprache zu erleichtern.

Wir halten daher ein Institut für zweckmäßig, wo junge Aerzte, die der deutschen Sprache unkundig sind, dieselbe erlernen können, und zwar mit stetem Bezug auf die Heilkunde und insbesondere die Homöopathie. Da dieses mit dem Unterrichte in der Homöopathie sehr gut verbunden werden könnte, so würde Beides dadurch sehr erleichtert.

Die praktische Anleitung könnte am ehesten gegeben werden durch eine mit der Lehranstalt verbundene Armen-Heilanstalt, wie sie auch in der Verfassungs-Urkunde beabsichtigt ist, und durch einen Verein, dessen Mitglieder sich ihre Erfahrungen und Zweifel mittheilen würden.

Die Mittel zur Bekämpfung der Hindernisse, welche sich aus der mangelhaften Belehrung und den Vorurtheilen des Publikums ergeben, finden sich ohne Schwierigkeit.

Nachdem wir so erwogen haben, wie gut es wäre und dem allgemeinen Besten überaus förderlich, wenn die Homöopathie in den Vereinigten Staaten weiter ausgebreitet und fester begründet würde, und die Hindernisse bedacht, welche dieser Ausbreitung entgegenstehen, ebenso die Mittel, wodurch es am besten möglich wäre, diese Hindernisse zu überwinden: so setzen wir auch die Möglichkeit voraus, diese Mittel werkstellig zu machen, indem wir einerseits von der unerschütterlichen Wahrheit der neuen Lehre überzeugt, auf den gewissen Sieg der Wahrheit über alle ihre Feinde vertrauen, anderseits aber durch die glückliche Freiheit und den vorwärts strebenden Geist der Bürger der Vereinigten Staaten berechtigt werden zu Unternehmungen, *welche in der ganzen übrigen Welt unmöglich wären.*

Die Anſtalt wurde mit einer Rede des Präſidenten Dr. Hering über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Homöopathie eröffnet.*) Wie man leicht erwarten kann, wird in dieſer Rede die alte Lehre im ungünſtigen Lichte dargeſtellt. Da, wo der Redner von der Nothwendigkeit der Homöopathie ſpricht, ſagt er unter anderm S. 9.

Die nothwendigſte von allen Künſten und Wiſſenſchaften iſt die Heilkunſt, nehmlich wenn ſie wirklich heilt.

Wenn wir in dieſem Sinne von der Nothwendigkeit der Homöopathie ſprechen, ſo meinen wir, daß bei dem gänzlichen Verfalle der bisherigen Medizin gar kein anderer Weg mehr übrig blieb als dieſer, indem wir ſie als die einzig mögliche Rettung für den ärztlichen Stand überhaupt erkennen; auch daran erkennen wir die Nothwendigkeit der Homöopathie, daß ſie in innigſter Harmonie ſteht, mit allen anderen großen Erſcheinungen unſerer Zeit und alſo in unſeren Tagen nothwendig auftreten mußte.

Seite dreizehn ſtellt der Verfaſſer die Homöopathie mit der Erfindung der Dampfmaſchinen zuſammen, um des Zeitgemäße ihrer Erſcheinung zu beweiſen, er ſagt:

„Niemand hätte gedacht, was für außerordentliche Kräfte in einfachen Arzneien lägen, Kräfte, welche die größten, wohlthätigſten Wirkungen hervorbringen; heftige, entzündliche Krankheiten heilt man mit einer kleinen Doſe einer einfachen, unſchädlichen Arzenei, und in einer Schnelligkeit, die im Vergleich zu ſonſt unglaublich iſt. So wie man ſonſt, um von einem Orte zum andern in Eile zu gelangen, eine große Menge Pferde nöthig hatte, nun aber kaum ſo viel Waſſer braucht, als jene Pferde würden nöthig gehabt haben, und obendrein weit ſchneller zum Ziele kommt, ſo mußte man ſonſt bei einer Lungenentzündung ganze Töpfe voll ſchwerer Arzneien verſchlucken und von dem edlen Blute, der Hauptbedingung unſeres Lebens, eine ſolche Menge abzapfen, daß der Kranke lebenslang daran zu leiden hatte, ja oft in die ſchlimmſten Krankheiten dadurch verfiel; nun aber geben wir einige wenige Pulver, erreichen viel mehr damit, und wenn es eine einfache Lungenentzündung iſt, in weit kürzerer Zeit.“

Ebenſo bringt der Redner das neue Syſtem mit der Politik in Verbindung. S. 14. „In allem dieſen ſtimmt die Homöopathie

*) Einige Worte über Nothwendigkeit und Nutzen der Homöopathie, von Conſtantine Hering Dr. Med. Allentown 1835.

vollkommen in ihrem Charakter überein mit dem Charakter der größten Erscheinungen unserer Zeit. Sie hat aber insbesondere auch den Charakter der Gleichstellung aller Einzelnen, sie ist die einzige Heilkunst, welche allen Arzneien, allen Krankheiten und allen Kranken gleiche Rechte zugesteht. In der alten Heilkunst waren immer Modemittel, und alle paar Jahre kam wieder ein neues in die Mode und in die Gunst, wie ein neuer Minister bei Hofe. Das ist bei der Homöopathie durchaus nicht der Fall und ganz unmöglich. Die alte Medizin hat immer einige Arzeneien vorgezogen vor den anderen, sie hatte immer ein Haus der Gemeinen und der Lords, dergleichen als Merkur, Jalappe, China, Castor-Oel und andere, denen man doch nur, weil das Herkommen es so will, auch größere Rechte zugesteht. Die Homöopathie aber gesteht immer allen Arzneien gleiche Rechte zu. Sie prüft die eine eben so wohl an Gesunden, als die andere, und urtheilt über keine nach ihrem Stand und Herkommen, sondern nur nach dem inneren Werthe, den sie haben."

„In der alten Art war ein großer Unterschied in der Behandlung der Armen und Reichen. Wer gut bezahlen konnte, der bekam die theuren Mittel, wer aber arm war, der mußte sich mit Surrogaten behelfen oder mit dem, was schlechter und wohlfeiler war. Die Homöopathie aber macht gar keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen und kann gar keinen machen."

„Dies wird hinreichend sein, um darzuthun, daß die Homöopathie den Charakter der Zeit hat. Sie ist ins Innere der Natur gedrungen, hat ganz neue Kräfte, ganz neue Gesetze der Natur entdeckt, und dies ist der Charakter der jetzigen Wissenschaft überhaupt. Ferner bringt sie eine Gleichheit der Rechte in die Heilkunst, die früher durchaus nicht da war. Man könnte zum Schluß noch das erwähnen, daß gerade in unserer Zeit, wo jeder Einzelne weit mehr auf sich selber steht, und wo die Maschinen überall die Arbeit verringern, auf die körperliche Gesundheit weit mehr ankömmt als früher; der Mensch hat noch weit mehr Schaden davon, wenn er krank wird, als er früher hatte, und schon deswegen ist es nothwendig, daß nun zu derselben Zeit auch eine Heilkunst entstand, die wirklich heilt."

In und um Allentown wohnen ziemlich viel Deutsche, die es wohl hauptsächlich sind, die sich für dieses Unternehmen haben gewinnen lassen. Unerwartet war mir zu hören, daß die in Pensyl-

vania geborenen Deutſchen ein gewiſſes Mißtrauen oder eine Art von Eiferſucht gegen die von Europa kommenden haben, was zum Theil daher kommen mag, daß die Erſteren anfangen engliſche Sitten und Sprache anzunehmen, während viele der Letzteren ſich in der Meinung gefallen, es werde ihnen möglich ſein ein Deutſchland in Amerika zu gründen; eine Meinung, die in der hartnäckigen Anhänglichkeit, mit denen die Deutſchen in den Vereinigten Staaten, namentlich in Penſylvania, ihre Nationalität, ihre Sprache, ihre Vorurtheile und Gewohnheiten feſthalten, ihren Grund hat und ihre Nahrung findet. Dieſer Anhänglichkeit iſt es zuzuſchreiben, daß gewiſſe Gemeinden es ſich zum Geſetze gemacht haben, nie eine engliſche Predigt in ihren Kirchen halten zu laſſen, daß an vielen Orten und in vielen Familien die deutſche Sprache faſt noch allein herrſcht und die engliſche wenig oder gar nicht verſtanden wird. Da viele der deutſchen Amerikaner dadurch, daß die Geſetze und Bekanntmachungen in engliſcher Sprache gegeben und die Gerichtshandlungen engliſch geführt wurden, in Verlegenheit und Schaden kommen: ſo war der kürzlich in der geſetzgebenden Verſammlung von Penſylvania durchgegangene Beſchluß, daß die Geſetze und Bekanntmachungen in beiden Sprachen abgefaßt werden, und es einem Jeden frei ſtehen ſoll ſich in deutſcher Sprache Recht ſprechen zu laſſen, zweckmäßig und wohlthätig, wird aber natürlich das Fortbeſtehen der deutſchen Sprache befördern, und ob dies für ein Glück zu achten ſei, weiß ich nicht. Vaterländiſche Anhänglichkeit iſt im Allgemeinen etwas ſehr Achtungswerthes; jedoch iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß ihr oft auch viel Trägheit beigemiſcht iſt, und blinde Anhänglichkeit an Vorurtheilen und üblen Gewohnheiten nicht ſelten dafür verkauft wird. Gerade die Vorliebe der nordamerikaniſchen Deutſchen für ihre vaterländiſche Sprache hängt offenbar mit ihrem Mangel an Sinn für Sprachbildung und Geiſtesbildung, überhaupt mit ihrem Widerwillen gegen Schulen zuſammen. Es hat ſich zwar die deutſche Sprache in Penſylvania erhalten, aber in welchem Zuſtande! Der ſchlechte Dialekt, den die Auswanderer, großentheils Bauern, mitgebracht haben, wurde noch durch das Einſchleichen engliſcher Worte und Satzbildungen verſchlechtert, und die Leute reden dort oft ſo ſchlecht, daß es einem Deutſchen ſchwer wird ſie zu verſtehen. Selbſt in die Schreibart der Eingewanderten haben ſich Fehler eingeſchlichen. So vortheilhaft ſich der Deutſche in Amerika durch unverdroſſenen

Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnet, so gehört doch auch die Abneigung gegen Verbesserungen zu seinen Eigenthümlichkeiten. Dagegen findet sich im Charakter der Amerikaner Manches, was den Deutschen gerade abgeht, und beide Nationen müssen dadurch gewinnen, daß sie sich mischen und gleichsam gegenseitig ergänzen; diese Mischung kann aber nur dadurch zu Stande kommen, daß die eine Nation in der anderen aufgeht. Daß dies nun in Amerika mit den Deutschen der Fall sein muß, ist wohl jedem klar, der das gegenseitige Verhältniß der beiden Nationen nicht absichtlich verkennen will. Auf der einen Seite stehen zehn Millionen, auf der anderen vielleicht nur eine Million; und nicht nur in Bezug auf Zahl, sondern auch in Bezug auf Bildung findet sich die deutsche Bevölkerung gegen die englische im Nachtheil, was sich schon daraus schließen läßt, was auf beiden Seiten für Schulen und höhere Unterrichtsanstalten gethan worden ist. Während die Sprache der Deutschen sich vielfach verändert und verschlechtert hat, haben die Amerikaner die englische ziemlich rein und unverändert erhalten, was sich nur dadurch erklären läßt, daß letztere ihre Sprache immer sehr sorgfältig studirt haben, während die Deutschen sie vernachläßigt haben. Sollten diese dem Grundsatz ihre Muttersprache beizubehalten und zugleich ihrer Sorglosigkeit im Gebrauche derselben treu bleiben, so würde die Verschlechterung des amerikanischen Dialekts immer weiter gehen. Und sollten sie auch anfangen sich mehr auf das Studium der Sprache zu legen, so würden sie doch schwerlich mit den Deutschen im Mutterlande gleichen Schritt halten. Die Entfernung zwischen den beiden Welttheilen ist so groß und die Verbindung so langsam und umständlich, daß es immer schwer halten muß, sich die neuen Erscheinungen der deutschen Litteratur zu verschaffen, und auf diese würden die Deutschen in Amerika für's Erste beschränkt sein; denn es würde gewiß lange dauern, bis sie eine eigene Litteratur hervorbringen würden. Aber auch die regste und ununterbrochenste Gemeinschaft mit der deutschen Litteratur würde nicht vermögen die deutsche Sprache in Amerika vor Verderbniß und Verschlechterung zu bewahren; denn die Verhältnisse, in welchen die deutschen Schriftsteller leben, sind so verschieden von denen, in welchen sich die amerikanischen Leser bewegen, daß den Worten etwas andere Begriffe untergelegt und unaufhörlich Mißverständnisse herbeigeführt werden müssen. Es müßten die Lehrer und alle diejenigen, denen daran liegen würde, ihre Mut-

terſprache gründlich und in möglichſter Vollkommenheit zu lernen, nach Deutſchland kommen, was große Opfer nöthig machen würde, und zu welchem Zweck? Um einen künſtlichen Zuſtand herbeizuführen, und einen muthloſen Kampf mit der engliſchen Sprache zu beſtehen, die nun einmal in Nordamerika eine unwiderſtehliche Macht ausübt! Ueberall, wo Deutſche und Amerikaner zuſammenwohnen, lernen die Kinder der erſteren in den Schulen beide Sprachen; die jungen Leute, welche die Unvollkommenheit der deutſchen, wie man ſie allgemein ſpricht, einſehen, ſchämen ſich derſelben, und bedienen ſich daher in der Geſellſchaft und im Verkehr fortwährend der engliſchen, während ſie ihr amerikaniſches Deutſch nur unter einander oder mit ihren an der Mutterſprache hängenden Aeltern ſprechen. Der nüchternde vorurtheilsfreie Sinn des Volkes hat erkannt, was viele der eingewanderten an deutſcher Nationalität hängenden Gelehrten nicht erkennen wollen, daß es unmöglich iſt gegen den Einfluß der engliſchen Nationalität mit Erfolg zu kämpfen. Und welches Recht haben die Einwandrer in dem Lande, das ſie gaſtlich aufgenommen und ihnen ein neues Vaterland darbietet, eine Spaltung hervorzubringen? Jeder, der ſich einer Geſellſchaft anſchließt, muß ſich den in derſelben geltenden Geſetzen und Gebräuchen unterwerfen, zu denen er ſeine Zuſtimmung ſchon durch ſein Anſchließen gegeben hat, ſo daß, wenn er ſich dagegen ſtemmt, er eine Art von Rebellion begeht. Will ein Deutſcher deutſch ſprechen, warum verläßt er ſein Vaterland, wo er es nicht nur konnte, ſondern auch dazu verpflichtet war? — Vor einiger Zeit ſollen die Deutſchen in den Vereinigten Staaten die Abſicht gehabt haben einen ganz allein aus Deutſchen beſtehenden Staat zu bilden; der Plan war jedoch ſo unpraktiſch, daß er in ſich ſelbſt zerfiel, und ſchwerlich je wieder aufgefaßt werden wird.

Vierundfunfzigſtes Capitel.

Abreiſe nach New-York. Das Eiland Hoboken. Fahrt durch den Sund nach New-Haven. Hartford mit ſeinen Anſtalten. Rückkehr nach Cambridge.

Leider erlaubte mir meine Zeit nicht mich länger bei meinem Freunde in Bath aufzuhalten, und ich war genöthigt ſehr bald an

die Rückreise nach Easton zu denken. Von hier ging ich am 6ten Juni mit der Stage nach New-York. Wir fuhren eine Zeit lang dem Canal entlang, der Easton mit New-York verbindet; gegen Abend kamen wir nach Nemark, von wo wir mittelst Eisenbahn und Dampfschiff bald nach New-York gelangten, und so fand ich mich denn nach einer Abwesenheit von beinahe vier Monaten zum zweiten Mal in dieser Metropolis der Vereinigten Staaten. Mein Aufenthalt war auch dieses Mal kurz. Ich benutzte ihn hauptsächlich zu Ausflügen in die Umgegend, und besuchte außer anderen Orten auch Hoboken, ein Eiland im Hudson, einige Meilen oberhalb New-York, nahe am entgegengesetzten Ufer gelegen, das ziemlich felsig ist, und mehrere hohe Punkte darbietet, von wo aus man eine gute Aussicht auf die Stadt hat. Ich war sehr überrascht dort Anlagen, Spaziergänge, Häuser für Erfrischungen zu finden. Ich hatte mir gedacht, etwas der Art komme gar nicht in Amerika vor, aber wie man mir erzählte, sollen an Sonntagen und schönen Sommerabenden eine Menge Gäste sich daselbst einfinden. Wie es scheint, fängt man in New-York an, den Sonntag nicht mehr so strenge wie früher und wie jetzt noch in Boston, und New-England überhaupt zu feiern, worin Viele mit Bedauern den Fortgang des Zeitalters zum Verderben erblicken.

Freitag den 9ten Juni Morgens von 7 Uhr verließ ich New-York auf dem nach New-Haven gehenden Dampfschiffe. Die Fahrt durch den Sund fand ich anfangs zumal bei dem sehr schönen Wetter, das wir hatten, äußerst interessant. Die Ufer bieten sehr viel Abwechselung dar, und sind auf beiden Seiten beinahe ununterbrochen mit Landhäusern geziert, die sich meist durch schöne, grüne Umgebungen, wenn auch nicht immer durch eine geschmackvolle Bauart auszeichnen. Während der ersten Meilen ist der Sund ganz flußähnlich, (weßwegen er auch Northriver heißt) und gewiß oft nicht so breit wie der Mississippi bei New-Orleans. Die Anzahl der uns begegnenden Schiffe setzte mich in Erstaunen; von sloops waren gewiß hundert auf dem Wege nach der Stadt, mit Getreide, Holz und allerlei Anderm beladen; auch mehrere Dampfschiffe fuhren an uns vorbei, die wahrscheinlich zwischen New-York und den am Sunde liegenden Städtchen spielen. (Es scheint überhaupt, daß New-York nicht viel weniger Dampfschiffe als New-Orleans hat, nur mögen *sie im Ganzen* kleiner an Tonnengehalt sein.) Ein so lebendiger

Verkehr in dieſer unglücklichen Zeit überraſchte mich um ſo mehr, da man mir ſo viel vom Stillſtande der Geſchäfte, vom Daniederliegen der Schifffahrt und des Handels geſprochen hatte. Wie muß es denn zur Zeit des Glückes in dieſen Waſſern ausgeſehen haben? — Bald wurde jedoch der Sund breiter und die Ausſicht auf die Ufer verlor an Intereſſe, indem wir zu weit von denſelben entfernt waren.

Gegen ein Uhr kamen wir nach New-Haven, hatten alſo die achtzig Meilen in weniger als ſechs Stunden zurückgelegt. Dieſe Stadt iſt ſehr gut angelegt, nicht ſowohl der am Sunde befindliche, neuere Theil als der innere ältere, und macht einen ſehr angenehmen Eindruck. In der Mitte findet ſich ein großer viereckiger Platz, auf dem mehrere Kirchen ſtehen und deſſen eine Seite von den Collegium-Gebäuden eingenommen wird; der Platz ſowohl als die meiſten der umgebenden Straßen ſind mit alten prachtvollen Ulmen verziert, die ſo groß und dichtbelaubt ſind, daß ſie die obſchon breite Straße etwas verdüſtern, im Sommer aber einen herrlichen Schatten geben, und der Stadt ein ländliches, anmuthiges Anſehen verleihen. New-Haven iſt vor allen Städten Neu-Englands durch dieſe ſchönen Ulmen ausgezeichnet, und die Einwohner ſind auch ziemlich ſtolz auf dieſe Zierde, und mit Recht: denn die Bäume machen im Ganzen einen ungemein freundlichen und lieblichen Eindruck. Die Nachtheile, Näſſe, Ungeziefer, Unreinlichkeit, ſind bei den ſo ſehr breiten Straßen gewiß äußerſt gering.

Das Collegium in New-Haven iſt ziemlich bedeutend ſowohl durch die Anzahl der Studenten, als durch die Tüchtigkeit der Lehrer. Mit dem eigentlichen Collegium iſt eine theologiſche, juridiſche und mediciniſche Schule verbunden wie in Cambridge, die alle ziemlich beſucht ſind. Unter den Sammlungen zeichnet ſich die mineralogiſche durch Reichthum aus. In einem beſonderen Gebäude befindet ſich die ſogenannte Trumbull-Gallerie, worin die Gemälde dieſes Revolutionbringers und Malers, deſſen Gemälde im Capitol zu Washington ich früher erwähnt habe, aufgeſtellt ſind. Einige der kleineren gefielen mir recht wohl. Die Umgegend von New-Haven, die ziemlich flach iſt, zeichnet ſich durch einige Felſen aus, die gleichſam wie verloren in der Ebene liegen. Einer derſelben iſt berühmt als Zufluchtsort von drei Richtern oder Mördern Karl des Erſten von England, die ſich nach der Wiedereinſetzung des Sohnes dieſes unglücklichen Monarchen eintauſendſechshundertundſechzig nach Neu-

England flüchteten und den gegen sie gerichteten Verfolgungen dadurch entgingen, daß sie sich in einer Höhle dieses Felsens versteckten.

Nach einem kurzen Aufenthalte in diesem freundlichen Städtchen fuhr ich mit der stage nach Hartford. Diese beiden Orte sind abwechselnd Sitz der gesetzgebenden Versammlung des Staates Connecticut, so daß Bücher, Schriften und sonstige zu den Sitzungen nöthige Dinge jährlich zwischen den beiden Orten hin und her geschleppt werden müssen. Hartford liegt am Connecticut, der dem Staate den Namen gibt, und an dessen Ufern ich früher bei einem Besuche in Northampton gewesen war. Die hier sich befindende Taubstummenanstalt hat ziemlich viel Ruf, und ist die älteste der Art in den Vereinigten Staaten. Die Lage des Gebäudes auf einem der Hartford umgebenden Hügel ist sehr gut gewählt, und läßt, was die Aussicht betrifft, nichts zu wünschen übrig; es ist einfach, aber groß und geräumig. Die Anstalt ist durch Schenkungen gegründet, die Kostgelder sind daher nicht sehr bedeutend; die Anzahl der Kinder, Knaben und Mädchen, steigt über hundert. Unter zehn Jahren werden sie nicht aufgenommen und bleiben vier Jahre in der Anstalt. Alles was ich vom Hause und seinen Bewohnern sah, bewies, daß das Ganze sehr gut geführt werde; die Zimmer waren sehr reinlich, und die Kinder sahen alle fröhlich aus; ich erinnere mich nicht ein einziges trauriges, misvergnügtes Gesicht bemerkt zu haben; sie schienen sich alle wohl und glücklich zu fühlen, was das beste Zeichen für eine Anstalt der Art ist. Zu Hartford, in einiger Entfernung von der Stadt ist auch eine Privat-Irrenanstalt, die ziemlich viel Ruf hat. So viel ich bemerken konnte, schien im Aeußern eine große Reinlichkeit zu herrschen, die Zimmer der Kranken konnte ich leider nicht zu sehen bekommen, weil der Arzt nicht da war. Von einem der Wärter, der mich herum führte, erfuhr ich folgendes: die Anzahl der Kranken beträgt ungefähr neunzig, worunter die Weiber die Mehrzahl; viele derselben haben Privatwärter und bezahlen wöchentlich zwölf Thaler; andere bezahlen nur zwei und drei und ein halb u. s. w., je nachdem ihre Wartung und Nahrung ist; alle haben besondere Zimmer und nur wenige sind ganz auf dieselben beschränkt. Mit Arbeiten wird ihre Zeit nicht ausgefüllt, dagegen ist mehr für Vergnügen gesorgt. Wie es scheint, erhält sich die Anstalt nicht nur, sondern bringt auch noch ein; denn sonst würden *sich wohl die Inhaber* der Aktien bald zurückziehen.

Am folgenden Morgen, den 10ten Juni fuhr ich nach Cambridge, die erſten fünfundſechzig Meilen nach Worceſter legte ich in der stage zurück, bei ungünſtigem Wetter; es regnete beinahe den ganzen Morgen. Der Weg führte Berg auf und ab. Das Land ſah an vielen Orten äußerſt ärmlich aus, die Häuſer dagegen waren gut gebaut und ihre Bewohner ſchienen ſich wohl zu befinden. Die Fabriken, von denen wir mehrere am Wege ſahen, waren meiſt verlaſſen, und dies gab vielen kleinen niedlichen Dörfern, wo gewiß noch vor wenig Wochen alles voll regen Treibens war, ein einſames todtes Anſehen. Nach Worceſter kam ich gerade noch zu rechter Zeit, um mit dem Dampfwagen abfahren zu können: fünf Minuten ſpäter und ich hätte bis zum nächſten Morgen warten müſſen. Die Fahrt auf der Eiſenbahn war kurz und angenehm; und bald hatte ich das Vergnügen, mich wieder nach einer viermonatlichen Abweſenheit in meines Bruders Familie zu finden.

Fünfundfunfzigſtes Capitel.

Antritt einer Reiſe nach dem Niagara. Rückkehr nach New-York über Hartford, den Connecticut hinunter durch den Sund. Bath auf Long Island. Die Fahrt den Hudſon hinauf. Weſtpoint. Katskill Mountains.

Ungefähr ſechs Wochen nach meiner Rückkehr verließ ich Cambridge ſchon wieder, um eine Reiſe nach dem Niagara-Fall und den beiden Canada zu machen. Da ich den Hudſon noch nicht geſehen hatte, ſo beſchloß ich wieder über New-York zu gehen, um den Fluß von ſeiner Mündung an bis Albany in Augenſchein zu nehmen. Freitag den 2ten Juli verließ ich Cambridge und fuhr auf demſelben Wege über Worceſter nach Hartford, den ich das letzte Mal gekommen war. Das Wetter begünſtigte mich jedoch weit mehr, auch hatte der Kutſcher eine zum Theil verſchiedene Straße gewählt, und ſo fand ich das Meiſte neu. Von Hartford aber ging ich nicht nach New-Haven, ſondern fuhr auf einem Dampfſchiffe den Connecticut hinunter und weiter im Sunde nach New-York. Unſer Boot verließ Hartford Sonnabend um ſechs Uhr Morgens mit ziemlich viel

Paſſagieren, und bis zehn Uhr hatten wir eine äußerſt angenehme Fahrt. Der Fluß, der eine Menge Windungen macht, brachte uns immer neue Gegenſtände zur Beobachtung; an einigen Stellen wurde ich lebhaft an den Miſſiſſippi erinnert, nur war alles in einem kleinen Maßſtabe ausgeführt. Eigenthümlich iſt die Farbe des Fluſſes, ein dunkles Braun, das wohl von der eiſenhaltigen Beſchaffenheit des Bodens herrührt; das Waſſer iſt dabei klar, nicht trübe. Middletown, der bedeutendſte Ort, den wir berührten, hat eine ſehr ſchöne Lage auf einer ſanft vom Fluſſe ſich erhebenden Anhöhe. Gerade unterhalb dieſes Städtchens kamen wir durch eine Art Bergenge, welche die Stelle der Highlands am Hudſon einnimmt, und wohl eine Fortſetzung deſſelben Gebirgzuges iſt. Dieſe bergichte Gegend überraſchte und befriedigte mich um ſo eher, da Niemand mich durch übertriebenes Lob darauf aufmerkſam gemacht und hohe Erwartungen bei mir erweckt hatte. Die Hügel traten von nun an nicht mehr ganz von den Ufern zurück, wurden aber kleiner und niedriger, der Fluß dagegen breiter, und an einigen Stellen wirklich ſeeartig. In der Nähe des Sundes fingen die Ufer an kahler zu werden, niedrige Sandhügel ziehen ſich an demſelben hin, und ſchon daraus hätte man auf die Nachbarſchaft der See ſchließen können. Wir verließen den Fluß Connecticut am Cap Seebrook, wo eine der erſten Anſiedlungen im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten Statt gefunden hat; das Land in der Umgegend iſt aber ſo ſchlecht, daß ſich die Anſiedler bald nach anderen fruchtbarerern Orten begeben haben. Die Fahrt von hier im Sunde bis in die Nähe von New-York fand ich wegen der Entfernung der Küſte eben ſo wenig intereſſant, als den letzten Theil meiner früheren Fahrt nach New-Haven. Da wo der Sund enger wird, hat man angefangen ein Fort anzulegen, das den Eingang in den Hafen von New-York von dieſer Seite her vertheidigen ſoll. Der engſte Punkt iſt das ſogenannte Hellgate (Höllenthor), durch das ich ſchon zweimal gefahren war, das ich aber nie ſo in Augenſchein genommen hatte. Dieſe ſchmale Stelle wird durch zwei im Waſſer liegende Felſen noch mehr verengt, und meiſt iſt hier in Folge der Fluth eine ſtarke Strömung, die das Hindurchfahren ein wenig ſchwierig macht. Abends um ſechs Uhr kamen wir in New-York an, hatten alſo die hundertfünfundſiebenzig Meilen von Hartford hier in zwölf Stunden zurückgelegt. Es wurden dafür drei Thaler bezahlt, das Eſſen nicht mitgerechnet.

Am folgenden Sonntage blieb ich in New-York. Das Wetter war ziemlich gut und ich benutzte den Nachmittag zu einem Ausfluge nach Bath auf Long-Island, in Gesellschaft eines Freundes. Bath eines der von den New-Yorkern besuchten Seebäder, liegt an der Raritan-Bai und hat eine sehr schöne, gewöhnlich durch eine Menge von Schiffen und Fischerbooten belebte Aussicht. Das Wirthshaus war nicht sehr besucht, und eigentliche Badegäste schienen nicht da zu sein; die meisten waren wohl Sonntagsbesucher wie wir. Der Weg hin und zurück war sehr interessant. Gleich hinter Brooklyn fangen die Landgüter an, die den Weg beinahe bis nach Bath hin einfassen, die meisten von reinlichem und wohnlichem Aussehen, einige wohlgebaut und mit sehr gut unterhaltenen Gärten und Wäldchen umgeben.

Am Montag Morgen um sieben Uhr, verließ ich New-York in einem der Albany-Dampfboote. Das Wetter war ziemlich ungünstig; dieß und die hohen Erwartungen, die ich von den mir so sehr gepriesenen Schönheiten des Flusses hegte, machten, daß ich kaum alles das finden konnte, worauf ich gespannt war. Es ist immer übel, wenn man mit solchen vorgefaßten Vorstellungen zu einem Gegenstande kommt, man legt dann einen falschen Maßstab an und findet sich unbefriedigt. Ganz in der Nähe von New-York fingen die sogenannten Palisaden an; so heißt eine zwei bis vierhundert Fuß hohe Felsenwand, die sich mehrere Meilen weit längs dem rechten Ufer des Hudsons hinzieht. Die vielberühmten Highlands, die ungefähr fünfunddreißig Meilen oberhalb New-York anfangen, fand ich lange nicht so, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Ich hatte von hohen Felsenwänden, schroffen Vorsprüngen und Klippen geträumt, aber die Berge treten ganz allmählig an's Ufer und sind nicht steil oder felsig. Ich fand die Gegend mehr lieblich und einer Schweizerseegegend ähnlich.

Bei West-Point, einem mitten in den Hochlanden sehr schön gelegenen Orte, Sitz der Militair-Akademie der Vereinigten Staaten, verließ ich das Boot mit der Absicht, in dem West-Point-Wirthshause, das mit den Akademie-Gebäuden auf einer Hochebene liegt und eine ausgezeichnete Aussicht darbietet, einen kurzen Aufenthalt zu machen. Vermöge einer Wendung, die der Fluß bei West-Point macht, hat man einen bedeutenden Theil desselben vor Augen, namentlich übersieht man nach oben gegen Fishkill zu mehrere

kleine Biegungen, die durch hervorſpringende Bergrücken gebildet werden. Der Hintergrund der Ausſicht wird durch eine hübſche Landſchaft gebildet, die freilich einige hohe Berge haben ſollte, um ſie mit der nähern wilden Landſchaft mehr in Einklang zu bringen. Es iſt gleichſam wie ein Gemälde im Gemälde; man ſieht durch das auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingeſchloſſene Flußthal in eine andere Welt, die mit den nahen Umgebungen einen eigenen Gegenſatz bildet. Obgleich der Fluß gerade nicht ſehr breit iſt, ſo fehlt ihm doch die Strömung außer derjenigen, die durch die Ebbe und Fluth veranlaßt wird; was ihm ein ſeeartiges Anſehen gibt. Die Anſicht deſſelben wird immer ſehr belebt, durch die hin- und herfahrenden Dampfſchiffe und die vielen hinauf- und hinunterſegelnden Sloops. Sogar Dreimaſter können hundert Meilen hinauffahren, und die kleineren Seeſchiffe noch weiter. Die Umgegend von Weſt-Point iſt im Befreiungskriege geſchichtlich merkwürdig geworden; mehrere Forts waren hier errichtet. Grade hinter der Anſtalt auf der Höhe liegt Fort Putnam, von wo aus man eine umfaſſendere Ausſicht hat, als von Weſt-Point ſelbſt, aber man überſieht den oberen Theil des Hudſon nicht ſo gut. Die Cadetten, die in der Militair-Schule auf Koſten der Regierung erzogen werden, um ſpäter als Offiziere und Ingenieure in die Armee zu treten, waren gerade damals im Lager; ſie bringen nehmlich immer zwei Sommermonate in den Zelten zu, und haben während der Zeit keine Unterrichtsſtunden, ſondern werden blos mit dem Exerciren beſchäftigt. Die Gebäulichkeiten, die dieſe Schule enthalten, ſind ziemlich bedeutend. Ein großes Exercirhaus für den Winter und ſchlechtes Wetter war gerade damals im Bau. Die Wohnungen, der mit der Anſtalt verbundenen Profeſſoren nehmen eine Seite des großen viereckigen Platzes ein, der zwiſchen der alten Caſerne und dem Hotel liegt. Das Spital befindet ſich in einiger Entfernung, ein niedliches, ſauber ausſehnendes Gebäude, das meiſt unbenutzt iſt. Die Anſtalt ſoll unter einer ſehr ſtrengen militairiſchen Aufſicht ſtehen und im Ganzen recht gute Reſultate geliefert haben; die Marineoffiziere der Vereinigten Staaten, die ſich mit denen aller anderen Nationen ſollen meſſen dürfen, ſind aus dieſer Schule hervorgangen. Da die Anzahl der aus derſelben tretenden jungen Leute größer iſt, als der Bedarf der Armee, ſo entläßt die Regierung *manche derſelben* von ihren Verpflichtungen und erlaubt ihnen ins

bürgerliche Leben überzutreten, wo ſie als Ingenieure u. ſ. w. gar leicht ihr Fortkommen finden. Aeltern, ſelbſt vermögende, halten es im Allgemeinen für ein Glück, wenn ihre Söhne in dieſe Schule aufgenommen werden, nicht blos der unentgeltlichen Erziehung, ſondern auch der guten Ausſichten für die Zukunft wegen. Der Aufnahme geht ein ſtrenges Examen vorher, aber von der Zulaſſung zum Examen, welche der Präſident zu bewilligen hat, hängt das Meiſte ab. Viele der Schüler werden nach den erſten ſechs Monaten entlaſſen im Falle ſie ſich untüchtig erweiſen.

Leid that es mir, Weſt-Point, wo ich mich in jeder Beziehung ſo wohl fühlte und beſonders mit dem Wirthshauſe ſo ſehr zufrieden war, ſobald verlaſſen zu müſſen; Dienſtag Morgens um eilf Uhr ſetzte ich meine Reiſe auf einem von New-York kommenden Dampfſchiffe fort. Die Ausſicht vom Fluſſe aus nach Weſt-Point zurück iſt ſehr belohnend. Das Vorgebirge, auf welchem die Anſtalt liegt, erſtreckt ſich ſo weit in den Fluß hinein, daß derſelbe gleichſam geſchloſſen erſcheint. Um vier Uhr Nachmittags bei Katskill, einer projectirten, großen Stadt, die aber noch ein Dorf iſt, verließ ich ſchon wieder das Dampfſchiff, um einen Ausflug nach dem Katskill mountains zu machen und Pine Orchard zu beſuchen. Der Poſtwagen wartete unſer, und wir machten uns daher gleich auf den Weg. Unſer Ziel konnten wir weit oben auf einem Berge liegen ſehen, ein großes, weißes Haus, das wie angeklebt erſchien, ſo hoch und kühn war ſeine Lage. Vom Fluſſe bis an den Fuß der Berge hatten wir neun Meilen, die wir ziemlich ſchnell zurücklegten, von da fing der Weg an ſehr ſteil zu werden, und ich zog es daher vor, die drei letzten Meilen zu Fuß zu gehen, in der Hoffnung geſchwinder hinaufzukommen und vielleicht noch den Sonnenuntergang genießen zu können. Dieſe drei Meilen nahmen mir aber eine volle Stunde, und ich kam zu ſpät für den Sonnenuntergang, hatte indeß noch etwas Ausſicht in der Dämmerung. Der Fluß lag zu meinen Füßen in einem breiten, ebenen Thale, als ein ſchmaler ſilberner Streifen, auf dem ſich einzelne weiße Flecken bewegten, die Segel der kleinen Sloops, die immer dieſen Strom beleben; mehrere Dörfer ließen ſich zwiſchen den grünen Wäldern und Feldern unterſcheiden, und der Weg vom Fluſſe, der uns höchſt uneben vorgekommen war, ſah von oben aus, wie wenn er durch eine vollkommene Ebene führe. Leider waren die fernen Berge verhüllt. Am

Morgen war ich auch nicht glücklicher. Der trübe Himmel gewährte keinen Sonnenaufgang, ist stand daher nicht auf, als man mich weckte. Die Sonne kam später am Tage nur hie und da auf Augenblicke hervor. In anderen Jahren soll das Wirthshaus immer voll Besucher gewesen sein, aber der Geldmangel ließ sich auch hier bemerken. An allen Orten der Art sah es diesen Sommer leer und verlassen aus, denn selbst reiche Leute fanden es unmöglich zu reisen, weil sie kein Geld haben konnten. Das Haus ist von Holz gebaut und erinnerte mich ganz an unsere Rigi-Gasthäuser; auch durch die Einrichtung und Kleinheit der Zimmer glaubte ich mich dahin versetzt; freilich die große Postkutsche im Hofe reimte sich nicht mit einem hohen Schweizerberge und die Aussicht war auch ganz anderer Art. Von dem Hause selbst, das gerade nicht auf dem höchsten Gipfel, sondern auf einer in die Ebene hinlaufenden kleineren Spitze liegt, hat man die beste Aussicht in die Ebene und ist nicht genöthigt, sie durch weiteres Klettern und Steigen zu erkaufen.

In einiger Entfernung ist ein recht artiger Wasserfall, den wir nach dem Frühstück besuchten. — Gerade über dem Falle ist eine Sägemühle, neben der zugleich eine Art von Plattform errichtet ist, von der man in die Tiefe sehen kann, wir hielten uns aber hier nicht lange auf, sondern gingen nach der Tiefe, von welcher Alles, Felsen und Wasserfall, viel imposanter erscheint. Ersterer ist halbmondförmig und bildet gleichsam zwei Terrassen, von denen die untere weit hinein ausgehölt ist, so daß man hinter dem Falle weggehen kann. Der Anblick der über den Kopf hinwegstürzenden Wasserfläche ist ganz eigen, die kleinen Wasserwellen zeigen eine reiche Verschiedenheit in ihrer Bildung, die bei diesem Hindurchsehen viel deutlicher wird als bei der Ansicht von vorn. Als wir uns der Anweisung des Führers zufolge, gerade am Fuß des Falles aufgestellt hatten, wurde das Wasser der Mühle abgelassen und der Fall erschien nun viel reicher, selbst der untere, der nicht bedeutend ist, nahm sich jetzt ziemlich gut aus. Die Sonne kam nun gerade wie gerufen über dem Grath des Berges hinter dem Falle hervor und bildete einen Regenbogen in dem vom Winde weggetriebenen Wasserstaube. Die übrigen Umgebungen der beiden Fälle sind ganz im Einklange mit denselben, ungemein wild und einsam, nichts als *Wald und Felsen*; und ich vermuthe, daß weiter unten in der

Schlucht noch höchſt ſehenswerthe Punkte ſind, die vielleicht noch Niemand in Augenſchein genommen hat. Nach unſerer Zurückkunft ins Wirthshaus ging ich nach dem ſogenannten Südberge, von wo aus man eine umfaſſende Ausſicht nach Süden zu hat, doch fand ich ſie gar nicht ſo lieblich, wie die vom Wirthshauſe aus, namentlich fehlt hier die ſchöne Begrenzung nach Oſten hin, die von den Bergen in Vermont, Maſſachuſetts und Connecticut gebildet werden.

Nach dem Mittagseſſen fuhren wir nach dem Fluſſe zurück und ſchifften uns in Katskill auf einem Dampfſchiffe ein, das uns gegen ſechs Uhr Abends nach Albany brachte, wo ich das Vergnügen hatte, meinen Bruder zu finden, der von Cambridge über Northampton auf einem kürzeren Wege dahin gekommen war.

Sechsundfunfzigſtes Capitel.

Albany. Abſtecher nach dem Lake George über Schenectady, Sarratoga, Caldwell. Fahrt auf dem See. Beſuch der Hudſon-Fälle auf dem Rückwege. Die Quellen von Sarratoga. Eiſenbahn bis Utika. Die Treuton-Fälle.

Albany nimmt ſich, vom Waſſer geſehen, ſehr gut aus, der hintere Theil der Stadt liegt etwas erhaben und zeigt mehrere hübſche, öffentliche Gebäude. Am nächſten Morgen benutzten wir die bis zu unſerer Abreiſe frei bleibende Zeit, um uns ein wenig in der Stadt umzuſehen. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vor allen aus: das alte und neue noch unvollendete Staatshaus (Albany iſt nehmlich die Hauptſtadt des Staates New-York und Sitz der Regierung), die Akademie, das Stadthaus. Am nördlichen Ende der Stadt liegt das ſehr hübſche hinter Bäumen verſteckte Landhaus des Patrons von Albany, van Ranſelär. Es iſt dieß wohl jetzt der reichſte Gutsbeſitzer in dieſem Theile des Landes; nach ſeinem Tode ſoll aber das Gut unter die Kinder getheilt werden und alsdann wird es dieſer Familie gehen, wie ſo vielen anderen; das Vermögen wird mit jeder Generation in kleinere Theile zerfallen, und was Einer geſammelt, wird Vielen zu Gute kommen.

Unſere Abſicht war, von hier aus einen Abſtecher nach dem Lake George zu machen, und auf der Eiſenbahn bis Sarratoga zu

gehen, und wir fuhren um zehn Uhr weg. Ehe wir nach Schenectady kamen, das blos funfzehn Meilen von Albany entfernt ist, fuhren wir die letzte Meile einen ziemlichen Berg hinunter — eine sogenannte geneigte Fläche — indem die Wagen an einem starken Seile hinuntergelassen wurden. Eine oben stationirte Dampfmaschine dient dazu, sie auf dem Herwege hinaufzuziehen, vielleicht benutzt man auch dazu das Gewicht der hinuntergehenden Wagen. In Schenectady hielten wir uns nicht auf, sondern fuhren auf der Bahn weiter nach Ballston und Sarratoga. Bei Schenectady kreuzten wir zum ersten Mal den Erie-Canal, der sich bei Albany in den Hudson mündet; er bleibt immer in der Nähe des Motawk-Flusses, in dessen Thale er sich viele Meilen weit hinzieht. Zwischen Schenectady und der Stelle am Hudson, sieben Meilen oberhalb Albany, wo er sich mündet, sind sehr bedeutende Werke in ihm angebracht, namentlich viele Schleussen. Ballston und Sarratoga sind zwei der besuchtesten und berühmtesten Trinkorte in dem nördlichen Theile der Vereinigten Staaten, und in den letzten Jahren war es unter den reichen Ständen Mode geworden, sich im Sommer einige Zeit dort aufzuhalten, um sich zu amüsiren und zu sehen, wie von den Wenigen, die diese Orte ihrer Gesundheit wegen besuchen, Wasser getrunken wird.

Wir hielten uns nicht auf, sondern fuhren gleich nach dem Mittagsessen mit der stage weiter, um Caldwell am Lake George noch diesen Abend zu erreichen. Die funfzehn Meilen von Sarratoga nach Glenn's Falls kosteten uns viel Zeit; die Hitze war unerträglich, die Wege sandig und die Pferde müde. In Glenn's Fall mußten wir eine und eine halbe Stunde auf einen anderen Postwagen warten, der von Troy am Hudson herkommen sollte. Von hier bis Caldwell sind nur neun Meilen; wir fuhren aber so spät weg, daß wir erst in der Nacht ankamen, und zwar bei Sturm und Regen. Obgleich wir dicht am Ufer des Lake George unser Nachtquartier nahmen, konnten wir der Dunkelheit wegen nichts sehen, als eine schwarze ebene Fläche. Leider hatten wir schon früher gehört, daß kein Dampfschiff auf dem See im Gange sei, und daß wir den Gedanken an eine Fahrt auf demselben nach Ticanderoga aufgeben müßten. Zum Glück war den folgenden Tag das Wetter ein wenig besser, so daß wir vor dem Frühstück einen Spaziergang nach dem Fort George, das auf einem kleinen Hügel ganz

am Ende des Sees liegt, machen konnten. Zwiſchen demſelben und Caldwell ſind die Ruinen von Fort Sir William Henry, das ebenſo, wie das erſtere geſchichtliche Bedeutung hat, und in Coopers Roman „Der Letzte der Mohikaner vorkommt. Col. Monroe wurde im Jahre 1657 nach der Uebergabe dieſes Forts an die Franzoſen unter Montcalm in der Nähe deſſelben mit allen ſeinen Leuten von den Indianern im Dienſte der Franzoſen niedergemacht. In den ſogenannten Blutteich (bloody pond), der dicht neben der Straße liegt, ſollen die Leichen hineingeworfen worden ſein, daher der Name; die Laufgräben der Franzoſen wurden da eröffnet, wo jetzt das große Gaſthaus in Caldwell ſteht. Nach dem Frühſtück machten wir in einem kleinen Boote einen Ausflug auf dem See, der einen ganz eigenthümlichen Charakter hat. Ein ſchmaler Streifen Waſſer iſt zwiſchen waldige Hügel und Berge eingedrängt und zieht ſich in vielen Windungen und durch zahlreiche Inſeln unterbrochen, viele Meilen weit fort; man überſieht daher immer nur einen kleinen Theil deſſelben und die Anſichten wechſeln ſehr oft. Wir ſteuerten zuerſt nach dem Diamond-Island, das ſeinen Namen von kleinen Bergkryſtallen erhalten hat, die man dort im Sande findet, und die ſich oft durch Reinheit und Regelmäßigkeit der Bildung ſehr auszeichnen, ſechsſeitige Säulen mit Pyramiden an den beiden Enden. Von hier aus nahm die Ausſicht immer an Schönheit zu, die Inſeln wurden zahlreicher, die Breite des Sees bedeutender, die Formen der Berge mannigfaltiger. Die Beleuchtung war ſehr veränderlich, und brachte große Abwechſelung in der Färbung des Waſſers hervor, das bald hellgrün, bald dunkelblau, ſelbſt manchmal ſchwarz erſchien. Die Ufer waren meiſt mit Wald bedeckt, und an wenigen Stellen ſah man eine Spur von Anbau; beinahe ebenſo einſam, wie das Ufer, war die Fläche des Sees, auf der wir nur zwei Fiſchernachen in der Ferne, in der Nähe einiger Inſeln bemerkten. Das Ziel unſerer Fahrt, ein einſam am Ufer liegendes Wirthshaus war zehn Meilen entfernt, und unſere Abſicht war, uns auf dem Wege dahin mit Angeln zu beſchäftigen und uns unſer Mittagseſſen ſelbſt zu fangen; aber eine drohende Regenwolke nöthigte uns dieſen Vorſatz aufzugeben, und zu unſerem Glück eilten wir; denn kaum hatten wir das Wirthshaus erreicht, ſo fing es an ſehr heftig zu regnen. Da wir uns bei Fiſchern einquartirt hatten, ſo hofften wir Fiſche zum Mittagseſſen zu bekommen, aber wir fanden

uns getäuscht und mußten uns mit Schinken, Eiern, Obstkuchen zufrieden geben. Auf der Rückfahrt kamen wir manchmal in den Regen, aber die Sonne brach immer wieder durch und verschaffte uns von Zeit zu Zeit ganz eigenthümliche Lichtansichten, die uns reichlich entschädigten für die Nässe. Mit unsern Versuchen im Fischfang, die wir auf dem Rückwege wiederholten und ziemlich lange, selbst mitten im Regen fortsetzten, waren wir nicht glücklich; in unserem Wirthshause dagegen fanden wir ein Abendessen, das reichlich mit Fischen versehen war, und uns für das magere Mittagsmahl entschädigte.

Den folgenden Morgen verließen wir Cadwell, um auf demselben Wege nach Sarratoga zurückzukehren und von da unsere Reise nach dem Niagara fortzusetzen. Da wir in Glenn's Falls wieder auf die stage warten mußten, die von Whitehall kommen sollte, so benutzten wir diese Zeit, um den Wasserfall des Hudson zu sehen, der auch in Cooper's Roman „Der Letzte der Mohikaner" beschrieben ist. Der Fluß stürzt an den beiden Seiten eines Felsens herab, der eine Art von Insel bildet und durch eine Brücke mit dem Ufer verbunden ist. Diese Insel ist vom Dichter zum Schauplatz einiger Scenen des Romans gewählt. Wir besuchten die beiden Höhlen, in denen sich die Flüchtlinge vor den Indianern versteckten; die eine derselben endet ziemlich schroff über einem der Fälle. Gerade diese Stelle ist von Cooper beschrieben, aber man hat Mühe, alles so zu finden, wie er es geschildert hat und muß die Phantasie zu Hülfe nehmen, um Alles zu vervollständigen. Die Fälle zu beiden Seiten der Insel sind nicht sehr bedeutend, aber die Bildung der Felsen ist eigenthümlich, und verursacht eigene Erscheinungen im herunterstürzenden Wasser. Es haben sich nehmlich unstreitig durch die Wirkung des Wassers, in dem nicht sehr harten Gestein an mehreren Stellen tiefe Cylinder, an anderen Orten halbkreisförmige Höhlen gebildet, in welchen das herabfallende Wasser herumwirbelt. Die Mühlen, deren mehrere zu beiden Seiten angebracht sind, nehmen einen ziemlichen Theil des Wassers weg, und die Fälle verlieren dadurch etwas von ihrer Wildheit und ihrem romantischen Aussehen, obgleich die Gegensätze gerade merkwürdig sind. Die Postkutsche, die wir erst gegen Mittag erwartet hatten, kam viel früher an, während wir noch auf der Insel waren, und auf *diese* Art gelangten wir noch vor dem Mittagessen nach Sarratoga,

was uns gerade nicht unangenehm war, denn in dem dortigen United states hotel wird sehr gut gegessen.

Dießmal nahmen wir die Heilquellen in Augenschein und versuchten sie pflichtgemäß. Es sind deren mehrere, aber alle von ähnlichem Geschmack und salinisch-alkalischem Gehalte, und nur durch größere und geringere Reichhaltigkeit verschieden. Die eine derselben, die hohe Felsenquelle (High rock spring) ist durch ihre äußere Bildung merkwürdig. Ein Felsen von ziemlich regelmäßiger komischer Form hat auf der Spitze eine ungefähr sechs Zoll im Durchmesser haltende Oeffnung, die in eine mit kleinen Kammern versehene Höhle führt. Aus dieser Oeffnung soll früher die Quelle hervorgesprudelt sein, (und unstreitig ist die Höhle mit ihren Kammern das Werk des Wassers); jetzt aber fließt sie aus einer Seitenspalte ab. Die Gäste waren in dem beinahe nur aus Wirthshäusern bestehenden Sarratoga nicht sehr zahlreich, und ich war sehr überrascht, am nächsten Morgen beinahe Niemanden an den Brunnen zu finden, keine Musik, kein Gewimmel der hin- und hergehenden Trinker, wie an deutschen Brunnenorten. Wie es scheint, sind die meisten Besucher des Vergnügens wegen da, und viele der wirklichen Trinker lassen sich das Wasser ins Wirthshaus bringen. In unserem Gasthofe waren große Gallerien vor und hinter dem Hause angebracht und ein großer Garten damit verbunden, so daß sich die Trinker leicht die nöthige Bewegung verschaffen konnten. Die Mittagstafel war sehr reich und üppig, und enthielt alle die sonst an einer Kurtafel verbotenen Speisen, was wohl auch ziemlich natürlich ist, da der größere Theil der Gäste aus gesunden Leuten besteht. In der Nähe von Sarratoga ist ein recht artiger freundlicher See, dessen Wasser nach dem Hudson fließen; an diesem kleinen Flüßchen wurde Bourgogne mit seiner Armee im Befreiungskriege gefangen genommen.

Sonntag den 29. Juli, Abends um fünf Uhr, verließen wir Sarratoga auf der Eisenbahn, um auf derselben bis Utica zu gehen. Bis Schenectady hatten wir denselben Weg zurückzulegen, auf welchem wir gekommen waren, und hier mußten wir auf die von Albany kommenden Karren warten. Es wurde neun Uhr Abends, ehe wir wieder in Bewegung kamen, wir fuhren die ganze Nacht hindurch, und um vier Uhr Morgens langten wir in Utica an, das neunzig Meilen von Schenectady entfernt ist. So viel ich weiß, ist dieß die einzige Eisenbahn in den Vereinigten Staaten, auf welcher

die Karren auch des Nachts fahren; man hält dieß im allgemeinen für gefährlich und auf kürzeren Bahnen kann es auch leicht vermieden werden. Der Weg führt meist längs dem Flusse Mohawk hin, auf dessen anderer Seite sich der Erie-Canal hinzieht, den wir an den sich bewegenden Lichtern erkennen konnten; auf den Canalbooten brennen gewöhnlich große Lampen, damit entgegenkommende nicht in der Dunkelheit an einander stoßen.

Durch diese Nachtreise hatten wir einen ganzen Tag gewonnen und gleich nach unserer Ankunft in Utika nahmen wir eine Chaise, um einen Ausflug nach den Treutonfällen zu machen. Es regnete beinahe unaufhörlich und das schlechte Verdeck der Chaise ließ so viel Wasser durch, daß wir uns kaum desselben erwehren konnten; dazu waren die Wagen sehr schlecht, und nach der schlaflosen Nacht hätte uns dieses Ungemach in üble Stimmung versetzen können; aber wir blieben fröhlich und lachten über unsere Drangsale. Zum Glück hellte es sich auf, sobald wir bei dem in der Nähe der Fälle gelegenen Wirthshause ankamen; ein Frühstück, ein gutes Feuer brachten alles wieder ins Gleichgewicht, und wir machten uns wohlgemuth auf den Weg nach den vielgerühmten Wasserfällen. Es sind deren sechs, die alle von einem und demselben Flüßchen gebildet werden, das sich durch eine tiefe Felsenspalte durcharbeitet; sein Wasser ist von brauner, dunkler Farbe, und die Tiefe ziemlich beträchtlich. Der zweite und dritte Fall sind die bedeutendsten; doch finde ich es schwer zu sagen, welchen ich vorziehen würde, indem sich alle, ein jeder auf seine Art auszeichnen. Der höchste von allen ist der dritte, der aber eigentlich aus zwei getrennten Fällen besteht. Der fünfte Fall ist zwar niedrig, aber die in demselben sich befindlichen Felsen verleihen ihm einen eigenen Reiz und die Färbung des Wassers zwischen den Felsen ist sehr schön, übrigens steht man fast neben demselben, so daß man in den Stand gesetzt ist, alle Einzelheiten zu beobachten, was immer einen besonderen Reiz hat. Längs dem Flusse, meist dicht am Ufer, zieht sich auf schmalen Felsenplatten ein Weg hin, der an den Fällen ziemlich hoch steigt. Die Schlucht wird von steilen Felsenwänden und Abhängen gebildet, die mit ihrer schönen Bewaldung, mit ihren überhängenden Büschen und Zweigen sehr viel zu der wilden romantischen Schönheit der Wasserfälle beitragen. Wir kletterten viel an den Ufern umher, um verschiedene Ansichten zu genießen und immer neue zu entdecken,

und wurden dabei von dem an den Büschen hängen gebliebenen Regen zum zweiten Male naß. Gegen Mittag, da die Sonne hervorgekommen war, ging ich noch einmal hin, um wo möglich einen Regenbogen zu sehen, was mir auch glückte. Die Schönheit dieser Fälle und der Schlucht wird Manchen, die sie den Niagara-Fällen gleichstellen wollen, überschätzt, aber sie verdienen ihren Ruhm, und Niemand wird es bereuen, sie besucht zu haben.

Die Rückfahrt war zwar viel angenehmer, der Weg aber noch immer schlecht und mein Sitz so unbequem und schmal, daß ich froh war, in Utica anzukommen. Die Aussicht von der Höhe nach der Stadt, von der wir am Morgen gar nichts gesehen hatten, ist sehr hübsch: man übersieht einen bedeutenden Theil des Canals, der sich durch ein reiches Thal hinzieht, und im Hintergrunde sind ziemlich bedeutende Hügel, die sich mit ihren reichen grünen Wäldern sehr gut ausnehmen. Utica selbst ist ein bedeutendes Städtchen, das durch den Canal in kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Größe gelangt ist, und vielleicht jetzt sechs bis achttausend Einwohner zählt.

Siebenundfunfzigstes Capitel.

Oneida river. Indianischer Hain. Syracuse. Rochester. Canalfahrt bis Lockport. Schleußen des Canals. Ankunft in Niagara.

Von Utica fuhren wir am folgenden Morgen in der Postkutsche ab, die uns nach Rochester bringen sollte. Das Wetter war heiter, das Land fruchtbar und gut gebaut, aber etwas einförmig. Nach dem Frühstück kamen wir an den Oneida river, wo jetzt noch einzelne Indianer wohnen. Ueberbleibsel eines sonst großen und mächtigen Stammes, der zu den berühmten fünf Nationen gehörte. Wir begegneten Einzelnen dieser unglücklichen Wilden auf der Straße, und sahen die ihnen gewidmete Kirche und mehrere erträglich aussehende Wohnhäuser; wir kamen auch an einem Hain vorbei, der von den Indianern früher als Berathungshain (council grove) soll benutzt worden sein. Er besteht aus ungefähr dreißig hohen Nußbäumen mit einem Rasenboden, wird aber wohl nicht lange mehr

vor der Art der Weißen geſchützt werden können und untergehen, wie die Nationen ſelbſt, die ſich Jahre hindurch in ſeinem Schatten verſammelten.

In Syracuſe, das am Canal liegt, aßen wir zu Mittag. Wir hatten die funfzig Meilen von Utica bis hierher in ungefähr acht Stunden zurückgelegt, obgleich der Weg nicht gut zu nennen war. Der Canal und die in der Nähe liegenden Salzquellen haben dieſen Ort zu einer reichen blühenden Stadt gemacht, die von Jahr zu Jahr an Bevölkerung zunimmt. Ein Nebencanal führt von hier nach Oswego, einem Hafen an dem Lake Ontario, den wir ſpäterhin auf unſerer Fahrt über dieſen See berührten, und auf dieſe Art ſteht Syracuſe zugleich mit dem Lake Erie und Ontario in Verbindung. Wir hielten uns hier nicht auf, ſondern ſetzten nach dem Eſſen unſere Fahrt nach Auburn fort, einem allerliebſten Städtchen, das durch die dort befindliche Strafanſtalt des Staates New-York bekannt geworden iſt, außerdem aber noch durch Vieles, namentlich die äußerſt liebliche und angenehme Gegend einen Reiſenden intereſſiren könnte. Wir berührten noch zwei andere blühende Orte, Genera und Canandaigua, die durch ihre Lage an kleinen Seen noch an Intereſſe gewinnen, wo wir uns aber leider nicht aufhalten konnten, da unſere Zeit uns nicht erlaubte, allen ſchönen Punkten auf unſerem Wege die gehörige Aufmerkſamkeit zu widmen.

Am folgenden Morgen langten wir in Rocheſter, der größten dieſer Canalſtädte an. Von hier geht ein Fluß nach dem nur einige Meilen entfernten Lake Ontario ab, der bedeutende Fälle bildet, die wir aber nicht in Augenſchein nehmen konnten, weil das Poſt-Canalboot bald nach unſerer Ankunft abfuhr, auf dem wir bis Lockport gehen wollten, um aus eigener Erfahrung das Canalweſen kennen zu lernen, wozu wir nicht gerade die Nacht wählen mochten. Der Canal geht hier auf einer großen ſteinernen von zehn bis zwölf Bogen getragenen Waſſerleitung über den erwähnten Fluß. Unſer Boot war ſchmal und klein, und blos für Reiſende beſtimmt, während die Waarenboote viel breiter und größer ſind; die Cajüte war ſo eng, daß man ſich kaum in derſelben umdrehen konnte, und der Tiſch füllte beim Mittagseſſen dieſelbe beinahe ganz aus, ſo daß zwiſchen demſelben und den an der Wand befeſtigten Bänken kaum *durchzukommen* war. Das Verdeck bot auch keine große Bequem-

lichkeit und nicht vielmehr Platz dar. Alle Augenblicke kamen Brücken, die oft so niedrig waren, daß man sich beinahe ganz flach auf den Boden legen mußte, und da das Boot einen so flachen Kiel hatte, daß es sich sehr leicht auf eine Seite legte, so war man oft genöthigt, des Gleichgewichts wegen die Stellung zu verändern, und befand sich so in einer fortwährenden Unruhe. Gewöhnlich legten wir ungefähr fünf Meilen in einer Stunde zurück; geschwinder darf kein Boot auf diesem Canal gehen, weil man fürchtet, die durch das schnelle Fahren aufgeworfenen Wellen möchten den Bänken des Canals zu viel schaden; sonst könnte man mit mehr Pferden wohl geschwinder fahren. Die gewöhnliche Breite des Canals auf der Oberfläche des Wassers beträgt vierzig Fuß, am Grunde desselben achtundzwanzig und seine Tiefe vier Fuß. Von Rochester bis Lockport geht er größtentheils durch ein ziemlich ebenes, angebautes Land, das damals meist mit schönen Weizenfeldern bedeckt war; aber näher gegen Lockport hin war es weniger angebaut und schien weniger fruchtbar zu sein. Die seitwärts liegenden Dörfer waren nicht sehr zahlreich, sahen aber im Ganzen wohlhabend und blühend aus; hie und da kamen auch Wälder, die aber wohl bald verschwinden werden. Als die Nacht herbeikam wurden zwei große Lampen an das Vordertheil gehängt, und wir konnten nun die Ufer bei künstlicher Beleuchtung ansehen. Wir begegneten den ganzen Tag über vielen Booten und überholten andere; auf den letzteren waren viele deutsche Auswanderer, namentlich Rheinbaiern, denen wir im Vorbeifahren unsern Glückwunsch zuriefen. Sie waren wohl auf dem Wege nach Buffalo am Lake Erie, von wo sie auf Dampfschiffen weiter nach dem Westen zu gehen pflegen. In Lockport verließen wir das Boot, das weiter auf dem Canal bis Buffalo fortging.

Am folgenden Morgen vor dem Frühstück gingen wir die merkwürdigen Schleussen zu besehen, die sich gerade hinter Lockport befinden. Der Canal hat in seiner ganzen Ausdehnung vierundachtzig Schleussen, gewöhnlich von neunzig Fuß Länge und funfzehn Fuß Breite, in denen er sechshundertachtundneunzig Fuß steigt und fällt. Hier wird er auf die hinter dem Städtchen aufsteigende Höhe durch fünf Doppelschleussen gehoben, die eine über der andern in einer engen Bergschlucht angebracht sind. Wir sahen gerade zwei Boote, die von Buffalo kamen, hinuntergelassen werden, was ziemlich geschwind ging; in einer halben Stunde kann ein Boot wohl

alle fünf Schleuſſen durchgemacht haben. Hinter denſelben, mehrere Meilen weit, iſt der Canal durch Felſen gehauen und oft zu einer ziemlichen Tiefe, die an einigen Stellen fünfundzwanzig Fuß beträgt, ein Werk, das viel Zeit und Geld mag gekoſtet haben, das aber nöthig war, weil das Waſſer des Lake-Erie niedriger iſt, als die Hochebene bei Lockport.

Die Fahrt von hier nach dem Niagara-Fall wollten wir auf der Eiſenbahn machen, die gerade zum erſten Mal mit einer Dampfmaſchine befahren werden ſollte, ſo daß alle Reiſenden auf den Erfolg ziemlich geſpannt waren. Anfangs ging alles gut, wir legten die erſte Hälfte Weges ziemlich ſchnell zurück, hier aber fingen die Widerwärtigkeiten an. Zuerſt mußten wir eine halbe Stunde warten, um Waſſer und Holz einzunehmen, und kaum hatten wir die Ausweichſtelle verlaſſen und waren fünf Minuten gefahren, ſo kamen uns die von Pferden gezogenen Karren von Niagara her entgegen, die uns zurückzukehren nöthigten, denn es wurde gewechſelt, die Dampfmaſchine ging nach Lockport zurück, und wir wurden den übrigen Theil des Weges von Pferden gezogen; auf dieſe Art aber verloren wir wieder funfzig Minuten.

Als wir uns dem Niagara näherten, ſahen wir zuerſt den Staub des Falles gleich einer Nebelwolke über dem Walde hervorragen, bald den Fall ſelbſt, deſſen Anblick trotz der Entfernung ſo ſchön und großartig war, daß meine obſchon hochgeſpannte Erwartung vollkommen befriedigt wurde. Denn hier kann die Phantaſie die Wirklichkeit in ihrer bewundernswürdigen Größe nicht erreichen. Der Weg folgte dem Fluſſe, der in der Tiefe zwiſchen ſteilen Felſenufern einherbrauſte und für ſich allein ſchon einen höchſt wilden und ſchauerlichen Anblick darbot. In der Nähe des Dorfes Niagara verloren wir den Fluß und den Fall aus den Augen, und der dumpfe Donner allein erinnerte uns an die Nähe dieſes Naturwunders. Nach dem Ausſteigen eilten wir ſogleich nach der Brücke, die von der amerikaniſchen Seite nach der oberhalb des Falles liegenden Ziegeninſel (Goat Island) führt.

Achtundfunfzigſtes Capitel.

Der Niagara und ſeine Fälle.

Der Niagara-Fluß macht die Verbindung zwiſchen den beiden Seen Erie und Ontario, deren Entfernung ungefähr vierzig Meilen beträgt und beinahe in der Mitte dieſes ſeines kurzen Laufes liegen die Fälle. Oberhalb derſelben fließt er zwiſchen flachen, ebenen Ufern ruhig und ohne bedeutende Strömung dahin: erſt in der Nähe der Fälle fängt er zu eilen an, und gleichſam ungeduldig ſtürzt er ſich in wilden Sätzen über Felſenbänke dahin, bis er an den Rand des Abgrundes gelangt. Es ſind dieß die ſogenannten Rapids. Im oberen Theile des Fluſſes ſind mehrere bedeutende Inſeln, von denen die Ziegeninſel eine der kleineren iſt: ſie theilt den Fluß in zwei ungleiche Arme, von denen der größte auf der engliſchen Seite den ſogenannten Hufeiſenfall, und der andere am amerikaniſchen Ufer den amerikaniſchen Fall bildet. Oberhalb fängt die Inſel mit einer niedrigen Spitze an, und breitet ſich denn gegen unten zu mehr aus, bleibt aber ſo ziemlich eben; der Fluß hingegen fällt auf beiden Seiten ungefähr vierzig bis funfzig Fuß, ſo daß die Ufer der Inſel höher als das Waſſer werden. Der Felſenrand der beiden Fälle und die ſteile Wand, mit der die Inſel gegen den Abgrund endet, bilden eine zuſammenhängende Linie, die von der Richtung des Fluſſes unterhalb des Falles in einem ſpitzen Winkel geſchnitten wird: der Fluß wendet ſich nehmlich unten von ſeiner früheren Richtung ab, ſo daß das engliſche Ufer den Fällen beinahe gegenüberzuliegen kommt, während das amerikaniſche eine Fortſetzung der von den Fällen gebildeten Linie iſt. Der brittiſche Fall ſoll ungefähr eintauſendzweihundert Fuß breit ſein, der amerikaniſche dagegen nur ſechshundet: die Höhe wechſelt von hundertundfunfzig bis hundertfünfundſechzig Fuß, und die Tiefe des Fluſſes, da wo er ſich über den Rand wegſtürzt, von fünf bis zwanzig und mehr Fuß. Unterhalb der Fälle bis zum Lake Ontario ſtrömt der Fluß großentheils zwiſchen hohen, ſteilen Felſenwänden hin, die ihn eng einſchließen und ihm mancherlei Hinderniſſe in den Weg legen, über die er ſich brauſend und tobend dahinſtürzt; und da das umliegende Land ziemlich eben iſt, ſo läuft er

wie in einem selbstgegrabenen Canal tief verborgen, bis er unten am Lake Ontario wieder frei und offen zu Tage kommt.

Die von der amerikanischen Seite nach der Ziegeninsel führende Brücke, die wir zuerst betraten, ist die merkwürdigste und kühnste, die man sehen kann. Ihre Pfeiler sind bald Felsen, bald Steine, die man zwischen Baumstämme eingesenkt hat; sie ist mit Balken und Brettern gedeckt und kaum einige Fuß über dem Wasser erhaben, und man weiß nicht, ob man sich mehr darüber wundern soll, daß man sie hat zu Stande bringen können, oder daß sie der Gewalt des Wassers widerstehen kann. Gewiß wagte ein jeder der bei dem Bau derselben beschäftigten Arbeiter sein Leben. Einer derselben fiel wirklich in den Fluß, und wurde von seinen Genossen für verloren angesehen; es gelang ihm aber sich an einem aus dem Wasser hervorragenden Felsen so lange zu halten, bis jene ihm einen Strick zuwerfen konnten, mittelst dessen sie ihn aus seiner gefährlichen Stellung befreiten. Das Eigenthümliche an dieser Brücke ist, daß man auf derselben den Fluß gleichsam von der Höhe herabkommen sieht; denn hundert Schritte oberhalb derselben ist die Wasserfläche bedeutend höher als die Brücke. Vielleicht hundert Schritte unterhalb stürzt sich der Fluß über den Felsen in die Tiefe; man kann sich daher kaum eine Brücke unter mehr Schauer erregenden Umgebungen denken. Wir hielten uns jedoch das erste Mal nicht lange auf ihr auf, sondern eilten nach den Fällen selbst; und erst bei späteren Besuchen widmeten wir ihr selbst mehr Aufmerksamkeit. Auf der Insel führt ein Fußweg an die innere Seite des amerikanischen Falles bis an den Rand des Abgrundes, über den sich der Fluß in die Tiefe stürzt. Wir schlugen diesen Pfad ein und betrachteten den Fall von oben. Das Wasser desselben ist nicht so tief, weswegen es eine weißlich grüne Farbe hat; unten aber fällt es auf große Felsentrümmer, daher das ungeheure Toben und Schäumen und die Masse des aufgespritzten Staubes. Ungeduld ließ uns auch hier nicht lange weilen, wir wollten den berühmteren Hufeisenfall auf der brittischen Seite des Flusses in Augenschein nehmen, und eilten daher nach der anderen Seite der Insel. Dieser Fall ist doppelt so lang als der amerikanische, was jedoch, da er sich nicht, wie der andere, in einer geraden Linie hinzieht, nicht so recht in die Augen fällt; die bedeutendere Tiefe des Wassers dagegen macht sich durch die große Mannigfaltigkeit in der Färbung desselben bemerklich. Von den hohen

Ufern der Inſel hat man eine ſehr ſchöne Anſicht von dieſem Falle. Die Einbiegung, wo ſich der tiefſte Theil des Fluſſes herunterſtürzt, läßt ſich von da aus ſehr gut überſehen; noch beſſer aber von einem mitten im Waſſer liegenden Felſen, von welchem aus man noch eine Brücke über den Rand des Abgrundes hat hervorſpringen laſſen, die aber jetzt nicht mehr ganz ſicher und daher durch einen etwas weiter zurückliegenden runden Thurm erſetzt worden iſt.

Dieſer erſte Beſuch hatte uns nur eine vorläufige Idee gegeben von dem, was uns in den nächſten Tagen zu ſehen bevorſtand. Der Eindruck iſt anfangs ſo betäubend und ergreifend, daß man für den Genuß der einzelnen Schönheiten ganz unempfänglich iſt; und ſelbſt bei wiederholten Beſuchen drängte ſich mir immer das Gefühl auf, als ſei es unmöglich alle Einzelheiten gehörig zu würdigen oder im Gedächtniß zu behalten.

Zum Mittagseſſen kehrten wir wieder nach dem Dorfe Niagara zurück, aber gleich nach demſelben machten wir uns auf, um unſer Quartier ans brittiſche Ufer zu verlegen, wo vergangenes Jahr ein neues Wirthshaus gebaut worden war, von deſſen Fenſtern aus man die Ausſicht auf die beiden Fälle genießt, während das Dorf Niagara hinter denſelben liegt und keine Ausſicht gewährt. Es ſchien uns eine Thorheit hier zu bleiben und, den Fällen ſo nahe, nichts von ihnen zu ſehen. Ehe wir die Ueberfahrt über den Fluß antraten, machten wir dem amerikaniſchen Falle einen Beſuch. Gerade neben demſelben ſteigt eine Holztreppe an der Felſenwand hinunter, und von da führt ein kleiner Pfad die Neugierigen halbweg an dem Fuß des Falles, wo man ſich nahe an der Wand befindet, über die ſich das Waſſer herabſtürzt. Da nun die oberſten Schichten des Felſens etwas über die unteren hervorragen, ſo gießt ſich das Waſſer gleichſam in einem Bogen herab, und man kann hinter die Waſſerfläche hinein blicken. Man ſieht dort einen freien Raum, in welchem Waſſerſtaub nach allen Seiten hin und her getrieben wird, und mit einer Gewalt, von welcher ſich derjenige eine Vorſtellung machen kann, der ſo verwegen iſt ſich dem Falle zu ſehr zu nähern und durch den veränderten Windſtrom mit Waſſerſtaub überſchüttet wird, und mit einer Heftigkeit, die ihm faſt die Beſinnung raubt und ihn nöthigt ruhig zu warten, bis der Wind ſich wieder gedreht hat, wo man erſt von Neuem frei athmen und einen ſicheren Standpunkt wählen kann. Naßwerden gehört überhaupt zu den unvermeidlichen

Bedingungen, unter welchen der Niagara genoſſen werden kann, und es macht eine höchſt komiſche Wirkung, wenn neugierige Beſucher demüthig mit geſenktem Haupte und vorgehaltenen Händen in wahrhaft rührender Hingebung dieſen Waſſerſtaub über ſich ergehen laſſen. Natürlich befindet man ſich bei Ueberfällen der Art an Orten, wo man mit Vorſicht gehen muß; es iſt daher unmöglich an eine ſchnelle Flucht zu denken. Hier wurde uns die Höhe des Falles erſt recht klar, die, von oben geſehen, lange nicht ſo bedeutend erſcheint; und jemehr wir das Schauſpiel betrachteten, deſto mehr drängte ſich uns das Gefühl der Großartigkeit deſſelben auf. Von da gingen wir ganz hinab ans Ufer und ließen uns überſetzen. Auch während der Ueberfahrt, wo das kleine Boot in dem ſtarkbewegten Fluſſe auf- und ab tanzte, wurden wir nicht müde zu ſtaunen und zu bewundern.

Höchſt zufrieden mit unſerer Wahl richteten wir uns im Cliſton house ein, auf deſſen Altan wir in aller Ruhe den Anblick, auf den wir uns ſo lange gefreut hatten, genießen konnten. Morgens vor dem Ausgehen und Abends nach der Rückkehr konnten wir die Fälle betrachten; ſelbſt in der Nacht brauchten wir nur die Fenſter unſerer Schlafzimmer zu öffnen, und wir hatten ſie vor uns. Jeden Wechſel der Beleuchtung konnten wir in der Wirkung auf dieſelben beobachten; wir konnten ſehen, wie ſie ſich in der Dämmerung, im Mondſchein, im Dunkel der Nacht ausnahmen, was uns alles entgangen wäre, wenn wir nicht hier unſer Quartier genommen hätten, denn man iſt nicht immer aufgelegt einen wenn auch kurzen Gang zu machen, um dergleichen zu ſehen. Da die meiſten Beſucher von der amerikaniſchen Seite kommen, und ſich oft nur einen Tag aufhalten, ſo finden ſie es bequemer in den amerikaniſchen Wirthshäuſern zu bleiben, was auch ziemlich natürlich iſt. Wer aber dem Nigara Fall einen längeren Aufenthalt widmet, handelt ſehr thöricht, wenn er auf dieſer Seite bleibt, die freilich den Vortheil darbietet, nahe am amerikaniſchen Falle und an der ſo ſehr intereſſanten Ziegeninſel zu ſein, wo man aber die Fernſicht vom Wirthshauſe entbehrt. Auf der brittiſchen Seite iſt noch ein zweiter älterer Gaſthof (Forsyth's Pavillion), von wo man zwar nicht die Ausſicht auf die Fälle hat, jedoch einen bedeutenden Theil der ſogenannten Rapids überſieht. Eine große Unbequemlichkeit dieſes Gaſthofes iſt, daß man dort ein wenig weit von der Fähre entfernt iſt, die man ſo häufig benutzen muß; denn auf der amerikaniſchen Seite ſind ſehr viele

sehenswerthe Punkte, und ich möchte nicht entscheiden, welcher von den beiden Seiten die beste Ansicht darbietet; man muß eben beide besuchen. Der brittische Hufeisenfall ist gewiß der schönere und sehenswerthere, obgleich sein Nachbar wohl nur ihm allein an Schönheit und Großartigkeit nachsteht. Der Weg von unserem Wirthshause bis zu dem brittischen Falle bietet sehr viele schöne Punkte dar. Man geht meist ziemlich nahe am Rande der Felsenwand, die das Ufer des Flußbettes bildet, und von Zeit zu Zeit hat man durch Oeffnungen in den Gebüschen Aussichten auf beide Fälle. An einem dieser Punkte hat man vom Dorfe Niagara eine sehr reizende Ansicht: es erscheint gerade hinter dem amerikanischen Falle und den über demselben sich befindenden Rapids, und macht mit der Brücke und mehreren kleinen Inseln zusammen ein schönes Ganzes, das im Gegensatz zu der Wildheit des Falles doppelt anziehend ist. Zunächst neben dem Hufeisenfall befindet sich ein Felsen, table rock genannt, der ziemlich weit über den Abgrund hervorspringt und von wo man hinunter auf den Boden desselben und zum Theil, wie auf der anderen Seite, hinter die Wasserdecke sieht. Hier kann man recht bequem den Farbenwechsel des Wassers vom Grünen zum Weißen beobachten. In der Tiefe der obenerwähnten Einbiegung, die freilich meist ganz durch den dichten, immer von Neuem emporspritzenden Wasserstaub verdeckt wird, ist nehmlich das Wasser ganz grün, während es mehr in der Nähe weiß und weißlich grün ist. Da die Breite dieses Falles eintausendzweihundert Fuß betragen soll und er sich gegen die Mitte einbiegt, so kann man sich leicht denken, daß man das, was dort vorgeht, nicht erspähen kann; man mag stundenlang hinstaunen, immer sieht man neue Vorgänge, neue Formen, neue Farbenspiele, aber ein ewiges unergründliches Geheimniß wird durch den dichten Wasserschleier verhüllt, und vergebens fühlt man ein Sehnen einen Blick in diesen tobenden Wassersturz zu werfen, es ist unerfüllbar. Bei dem amerikanischen Falle sieht man die ganze Fläche vor sich ausgebreitet wie ein Gemälde: aber hier ist gleichsam eine Wassermauer vorgezogen, die einen hindert zu sehen, was hinter derselben vorgeht. Man sagt, daß die Felsen in der Vertiefung des Hufeisens immer weiter wegbrechen, so daß sich jährlich die Form des Falles ändere; jetzt bildet er mehr ein Viereck als ein Hufeisen, von dessen hinterer Wand sich die größte Wassermasse hinunterstürzt.

Es war der 3. Auguſt, an welchem ich den Niagara-Fall zum erſten Mal ſah. Voll von dem Eindrucke legte ich mich zu Bette; durch das geöffnete Fenſter kam der Donner herein, und wenn ich mich in meinem Lager aufſetzte, ſo konnte ich die weiße Fläche des amerikaniſchen Falles in der hellen Sternennacht ſchimmern ſehen; ich konnte ſagen, daß ich im Angeſicht des Falles ſchlief. Unſeren erſten Gang am folgenden Morgen richteten wir nach dem Tafelfelſen. Das Wetter war hell, aber der Waſſerſtaub hing noch gleich einer Wolke über den Fällen, und verdeckte ſie dem Auge theilweiſe: erſt als die Sonne am Horizont höher emporſtieg, und die Fälle zu beleuchten anfing, hob ſich die Wolke höher, und gegen ſieben Uhr hatte ſie ſich beinahe verloren. Der amerikaniſche Fall war noch im Schatten, während der brittiſche ganz im Lichte glänzte: es wurde der Sonne gleichſam ſchwer durch den Staubſchleier vor demſelben zu dringen, aber nach und nach zerſtreute ſie ihn ganz.

Nach dem Frühſtück fuhren wir auf die andere Seite des Fluſſes und beſuchten noch einmal den Fuß des amerikaniſchen Falles; denn die Anſicht von dieſem Punkte iſt eine der beſten. Der vom herunterſtürzenden Waſſer gebildete Staub wird auf eine ganz merkwürdige Weiſe von einem vorliegenden Felſen auf den Fall zurückgeworfen, wodurch ein ganz eigenes Spiel in der Richtung deſſelben und eine Art von kreisförmiger Bewegung hervorgebracht wird. Oben am Rande des Falles ſahen wir den erſten Regenbogen, den die Sonne in ziemlich regelmäßiger Form bildete, als ſie gerade anfing über den Fall hin den Waſſerſtaub zu beleuchten.

Den übrigen Theil des Morgens brachten wir auf der Ziegeninſel zu, die mit ſchönen Bäumen bewachſen iſt und ſehr liebliche Spaziergänge darbietet. Beim Herumſtreifen auf derſelben fanden wir höchſt intereſſante Anſichten der Rapids oberhalb der Fälle. Es liegen einige kleinere Inſeln ganz nahe neben der größeren Ziegeninſel, und zwiſchen derſelben werden kleine Waſſerfälle gebildet, die an jedem anderen Orte die Aufmerkſamkeit der Beſucher auf ſich ziehen würden, hier aber wegen der Großartigkeit der beiden anderen meiſt unbeachtet bleiben. Noch war uns der Beſuch von zwei der merkwürdigſten Stellen übrig. Von der Inſel führt eine Wendeltreppe nach dem Abgrunde hinunter, an den Fuß des Felſens zwiſchen den beiden Waſſerfällen. Von hier kann man eine Strecke hinter den amerikaniſchen Fall gehen, ſo daß man zwiſchen die Felſenwand und

die Wasserfläche zu stehen kommt. Wir gingen wirklich hinter und sahen staunend oben den überhängenden Felsen, von dem sich das Wasser hinabstürzt, und unten den felsigen Grund, auf den dasselbe auffällt. Freilich wurden wir auf diesem Wege durch und durch naß, aber wir ließen uns dadurch die Freude nicht verderben. Hierauf bestiegen wir den Thurm, der am Rande des Hufeisenfalles ganz neben dem Abgrunde errichtet und von ziemlich bedeutender Höhe ist, so daß man auf der einen Seite in die schauerliche Tiefe sehen kann, wo sich das Wasser in Schaum und Staub auflöst, und zugleich die Aussicht von den Rapids, über die der Fluß in munteren Sätzen nach dem Hauptfalle hineilt, und von allen Umgebungen der Fälle hat. Den amerikanischen Fall sieht man blos von der Seite, aber die Ansicht desselben ist recht malerisch. Müßte ich zwischen den verschiedenen Punkten wählen, so würde ich unbedingt diesem den Vorzug geben.

Der Gang hinter den Hufeisenfall unter dem Tafelfelsen ist das größte Wagestück, welches die Besucher des Niagara unternehmen, und worüber der Führer jedem ein Certifikat ausstellt, ohne welches man wohl kaum Glauben finden würde. Wir unternahmen diesen Gang am Nachmittage, und mußten uns den ziemlich unständlichen Vorbereitungen dazu unterwerfen; wir mußten uns nehmlich ausziehen und Kittel von Wachsleinwand, ähnliche Hüte, wollene Hemden und Hosen und Schuhe groß genug, um beide Füße hineinzustecken, anlegen. Diese Umkleidung fand in einer Hütte gerade neben dem Tafelfelsen Statt, und in diesem Aufzuge mußten wir an den Fremden vorbeiziehen, die von unserem Vorhaben gehört hatten und unseren lächerlichen Anzug bewundern wollten. Eine Wendeltreppe führte uns an den Fuß der Felsenwand, über die das Wasser herabkommt. An dem mit ihr zusammenhängenden Tafelfelsen, welchen wir unten stehend weit über seine Basis hervorragen sahen, wurde uns klar, wie es möglich sei hinter die Wasserfläche zu gehen. Wir traten den Gang an, der uns in die Mitte der ganzen Höhe des Falls führte; von unten thürmen sich Felsentrümmer herauf, auf die das Wasser auffällt, oben über denselben geht ein schmaler Weg längs der Felsenwand hin, der durch einen an diese befestigten Strick sicherer gemacht wird, so daß eigentlich von Gefahr gar nicht die Rede ist. Der Staub und der Wind bewegen sich wenigstens meistens von unten nach oben, obgleich von Zeit zu Zeit die Wassertropfen herunterstürzen; und die Gewalt dieser Strömung von unten

nach oben ist so groß, daß man unwillkührlich von derselben an den Felsen gedrängt wird, und es für eine Unmöglichkeit gilt, daß ein Gegenstand von dem Wege nach dem Grunde des Falles hinunterstürzen könne. Der Führer rieth uns die Augen durch Bücken des Kopfes zu sichern, den Strick zu ergreifen, und so rasch wie möglich ihm zu folgen; denn der erste Theil des Weges ist der schwierigste, auch schon deswegen, weil der furchtbare Wind und Regen einem leicht Angst einjagen kann. Ich war der erste, dicht hinter dem Führer und wollte anfangs seinen Rath nicht beachten, aber das Wasser schlug mit solcher Heftigkeit und in solcher Menge in mein Gesicht, daß ich keinen Athem schöpfen konnte, und daher genöthigt wurde mich so geschwind wie möglich zu bücken. Wie blind folgten wir unserem Führer, und ohne den Strick hätten wir wohl kaum unsere Richtung gefunden. Gerade als ich anfing freier Luft zu schöpfen, sah ich den Führer halten. Der Weg war zu Ende, ich glaubte, wir müßten mehrere Stufen heruntersteigen, um weiter gehen zu können, und überlegte, was ich thun sollte, als ich sein „zurück" hörte: wir befanden uns also schon an dem Endfelsen (termination rock), der hundertundfunfzig Fuß vom Anfange des Falles entfernt ist. Der Staub und Wind waren hier schwächer, und ich konnte meinen Kopf wenden und deutlich die Wasserfläche vor mir gleich einem grauen Schleier und den überhängenden Felsen sehen; aber ein neuer Guß nöthigte mich den Kopf zu bücken, und es dauerte einige Zeit, ehe ich einen neuen Versuch wagen konnte. An dem Felsen fand ich einige Namen eingeschnitten, ich blieb aber nicht so lange um mich auch auf diese Art zu verewigen. So wie ich mich wieder dem Ausgange näherte, konnte ich in der Oeffnung den blauen Himmel erblicken, und bald darauf befand ich mich wieder am hellen Tageslichte. Unser Aufzug, als wir herauskamen, war höchst lächerlich: triefend und tropfend mit anschließenden Kleidern, kamen wir uns bald wie getaufte Kirchenmäuse, bald wie schiffbrüchige Banditen vor; und es war wirklich zweifelhaft, ob wir mehr über unser Aussehen oder über unser nutzloses Wagestück lachen sollten. Wir hatten gehofft Wunder was zu sehen, und mußten uns gestehen nichts gesehen zu haben. Wir hätten am Ende eben so gut blind als sehend hineingehen können, und manche Besucher mögen wohl ihre Augen gar nicht aufmachen, und sind doch nach ihrer Zurückkunft ganz entzückt über die Wunder, die sie gesehen haben. Die Hauptsache ist,

daß man ſein Certificat in die Taſche ſtecken und ſagen kann, man ſei hundertundfunfzig Fuß weit unter dem Niagara-Fall geweſen. Einige Tage darauf machten mehrere Damen unſerer Bekanntſchaft denſelben Gang. Zwei derſelben kehrten ganz erſchöpft zurück, und bedauerten ſehr es unternommen zu haben; zwei andere dagegen hatten es gar nicht beſchwerlich gefunden und waren ſehr befriedigt. Wir bewunderten den Aufzug derſelben vor und nach dem Bade, und waren ſo ungalant ſie auszulachen, als ſie aus dem Tropfbade zurückkamen.

Neunundfunfzigſtes Capitel.

Die Umgebungen von Niagara. Der Wirbel. Buffalo. Das indianiſche Dorf. Denkmahl des General Brook. Abſchied von Niagara.

Am dritten Tage, am Sonnabend, machten wir einen Gang auf der amerikaniſchen Seite längs dem Ufer des Fluſſes hinab, wo wir meiſtens den Fluß im Auge und mehrere hübſche Anſichten von den Fällen hatten, namentlich ungefähr zwei Meilen unterhalb Niagara, wo eine kleine Schwefelquelle iſt. Von hier aus hatte ich auch die Fälle zum erſten Mal geſehen, und es iſt, wie ich glaube, eine der vortheilhafteſten für den Totaleindruck, obſchon die große Höhe, das Getöſe und Gebrauſe verloren gehen und der Anblick eher einem Gemälde gleicht. Von hier folgten wir der Landſtraße bis zum Teufelsloch (Devil's hole), ſo heißt eine halbkreisförmige Einbiegung der das Ufer bildenden Felſenwand, auf deren einer Seite eine Art natürlicher Baſtei hervorſpringt, von der im Jahr 1759 eine Compagnie Engländer und Amerikaner von den Franzoſen und Indianern mit dem Bajonnet in den Abgrund hinunter getrieben wurden, und alle den Tod auf den Felſen am Fuße der Wand fanden, bis auf Einen, der dadurch gerettet wurde, daß er auf einen Baum fiel. Hier kehrten wir um, und folgten einem ſchmalen Fußwege, der uns am Ufer des Fluſſes dicht am Rande der Felſenwand, auf einem ziemlich ſchlüpfrigen Boden, auf einen Felſen-Vorſprung führte, wo wir den Wirbel unter uns ſahen, den hier der Niagara bildet. Die

Urſache dieſer Erſcheinung liegt in einer Einbiegung des gegenüberliegenden Ufers und einer veränderten Richtung des Fluſſes. Der Kreis des Wirbels iſt ſehr groß, und es ſoll wirklich ſchwer ſein ſich aus demſelben zu retten. Vor einigen Jahren fiel ein Holzhauer in der Nähe ins Waſſer und gerieth in den Wirbel. Er konnte ſchwimmen und ſeine Gefährten ſchickten ihm noch zur Erleichterung einen Baumſtamm nach, auf welchem er den ganzen Tag über im Kreiſe herumgetrieben wurde. Seine Freunde wußten ihm nicht anders zu helfen, als daß ſie nach dem etliche Meilen entfernten Lewiſtown eilten, und von dort ein Boot auf einem Wagen holten, das ſie ans Ufer ſchafften und über die Felſenwand hinunterließen; aber gerade als ſie ſich anſchickten es an ein Tau befeſtigt dem im Wirbel Herumſchwimmenden zuzuſenden, wurde er ſammt ſeinem Baumſtamme vom Waſſer ans Ufer geworfen und ſo alle Zurüſtungen unnütz gemacht. Gerade unterhalb des Wirbels nähern ſich die Felſen an beiden Seiten ſo ſehr, daß der Fluß ſehr ſtark eingeengt wird und kaum Platz findet ſich durchzudrängen; das Waſſer kocht und brauſt mit ſolcher Heftigkeit, daß die Oberfläche deſſelben in der Mitte ſechs Fuß höher ſein ſoll als am Ufer. Gerade unterhalb der Fälle gibt es Stellen, wo das Waſſer gewiß eben ſo hoch aufſprudelt; aber man ſieht ſie mehr aus der Ferne, ſo daß keine genaue Beurtheilung Statt findet. Die Luft, die durch das hinunterſtürzende Waſſer in die Tiefe geriſſen wird, trägt gewiß ſehr viel zu dieſem Aufkochen bei.

Am Nachmittag fuhren wir auf der Eiſenbahn nach Buffalo, das bekanntlich am Ausfluſſe des Niagara aus dem See Erie zwanzig Meilen von den Fällen liegt. Der Weg führt ſo ziemlich die ganze Zeit neben dem Fluſſe hin, der hier breit und durch viele Inſeln getrennt, zwiſchen niedrigen Ufern ruhig und langſam dahinfließt. Am breiteſten iſt er beim Ausfluſſe aus dem See, und hat beſonders auf der Seite von Canada ſehr flache, meiſt ſandige Ufer. Ungefähr fünf Meilen unterhalb Buffalo mündet der Erie-Canal in den Fluß, und es führt hier blos ein Halbcanal nach dieſer Stadt.

Buffalo, eine der mit Macht aufblühenden Städte des Weſtens der Vereinigten Staaten, trägt noch zu ſehr das Gepräge der Neuheit: ein buntes Gemiſch von angefangenen und halbvollendeten Häuſern und Straßen, einzelſtehenden Palläſten, Ueberbleibſeln der früheren *Wälder, Baumſtämmen* und Feldern; nur die eine Straße (royal

street), wo ſich ziemlich ununterbrochene Reihen von Häuſern befinden, macht eine Ausnahme. Wir überſahen die Stadt von dem kleinen Thurme des Amerikan Hotel, das wegen ſeines geſchmackvollen Baues und ſeiner guten inneren Einrichtung mit Recht berühmt iſt. Im Hafen lagen mehrere Dampfſchiffe und einige Segelſchiffe, und an den Kais fanden wir viele Deutſche mit ihren Familien und Hausgeräthen gelagert, die, den freien Himmel als Dach benutzend, auf die Abfahrt eines Dampfſchiffes nach Chicago und Detroit warten mochten. Die Stunde zwiſchen der Ankunft und Abfahrt der Karren, die wir für Buffalo beſtimmt hatten, war bald vergangen, und wir hatten gerade noch Zeit in einem Zuckerbäckerladen ein Glas Eis zu eſſen, eine Erfriſchung, die man ſich beinahe in jeder kleinen Stadt Amerika's im Sommer verſchaffen kann, und die der großen Hitze wegen in dieſem Lande doppelt angenehm und wohlthuend iſt.

Am Sonntag Morgen machten wir einen Ausflug nach einem indianiſchen Dorfe auf der amerikaniſchen Seite, das auf dem Wege nach Lockport liegt. Der Morgen war herrlich, und während der Ueberfahrt hatten wir Gelegenheit die ſchöne Beleuchtung der Fälle zu bewundern. Unſere Abſicht war in die Kirche zu gehen, die dort für die in der Umgegend wohnenden Indianer gebaut iſt. Es iſt dies der Diſtrikt Tuscarora, der denſelben von der Regierung zugeſichert iſt, und wo ſich kein Weißer niederlaſſen darf. Das Land wäre hinreichend groß für den etwa dreihundert Köpfe zählenden Stamm, wenn ſie arbeiten wollten; aber leider iſt dieß nur Ausnahmsweiſe der Fall, die meiſten ſind daher in ärmlichen Umſtänden, und würden ohne die ihnen jährlich von der Regierung zukommende Unterſtützung beinahe verhungern. Vor der Predigt unterhielten wir uns mit einem Chief, einem alten Manne, der recht gut engliſch ſprach. Am Gottesdienſte nahmen ungefähr ſechzig Indianer Antheil; die Weiber hatten meiſt Kinder mit ſich, unter welchen mehrere Säuglinge. Die Männer waren europäiſch gekleidet, oder hatten wenigſtens nicht viel von ihrer indianiſchen Tracht beibehalten; die Weiber hingegen hatten ihre volksthümliche Tracht, Mocaſſin, Hoſen mit geſtickten Borten, Rock, Jacke und ein Stück Tuch, das zugleich als Schawl und Kopfbedeckung diente; die Farben waren meiſt dunkel mit Ausnahme der Hoſen, die einige roth trugen. Der Prediger war ein Weißer und ſprach engliſch, ſein Dollmetſcher war ein

Indianer. Der Gotterdienſt wurde mit Geſang eröffnet, der ſich ziemlich gut ausnahm; die Predigt wollte mir nicht recht gefallen. Die Ueberſetzung ſchien vom Indianer gut gegeben zu werden, er trug ſie wenigſtens mit vielem Feuer und mit vielen Geberden vor, machte aber damit keinen ſonderlichen Eindruck, obgleich die meiſten Indianer mit vieler Aufmerkſamkeit zuhörten. Ich glaube übrigens, daß Beſuche von Fremden der guten Wirkung der Predigt hinderlich ſind, und daß es für das Wohl der Indianer zuträglicher wäre, wenn dieſelben ganz unterſagt würden. Nach dem Gottesdienſt beſuchten wir eines der indianiſchen Häuſer in der Nähe: es war ſchmutzig und ärmlich und in der einzigen Stube, die es enthielt, befanden ſich die Lagerſtätten für ungefähr zwölf Perſonen. Von der Kirche aus hat man eine ziemlich umfaſſende Ausſicht: ſie liegt nehmlich auf der Fortſetzung der Höhe, die wohl früher das Ufer des Sees Ontario gebildet hat und über die ſich jetzt der Niagara herabſtürzt, und die Fälle bildet. Man ſieht den See, der als eine unabſehbare Fläche daliegt und ganz an das Meer erinnert. Das Land zwiſchen der Höhe und dem Ufer des See's wird von einem ununterbrochenen Walde bedeckt, der gewiß noch manche Jahre unangetaſtet ſtehen bleiben wird, wenigſtens ſo lange die Indianer das Land beſitzen.

Zum Mittagseſſen kehrten wir wieder nach der brittiſchen Seite zurück. Dieſe häufigen Ueberfahrten verſchafften uns immer neuen Genuß und neue Anſichten, die uns wohl großentheils entgangen wären, wenn wir nicht auf der brittiſchen Seite gewohnt hätten. Wir waren ſo gewohnt von einem Ufer zum andern zu fahren, daß uns eines Abends die Luſt anwandelte, einigen Damen, die auf der anderen Seite wohnten, einen Beſuch nach dem Thee zu machen, wofür wir aber geſtraft wurden. Denn im Geſpräche mit denſelben hielten wir uns ſo lange auf, daß wir keinen Fährmann mehr fanden, als wir nach der Fähre kamen; vielleicht hätten wir uns allein auf den Strom gewagt, zum Glück aber waren die Boote angeſchloſſen und wir mußten uns entſchließen in einem der Wirthshäuſer auf der amerikaniſchen Seite die Nacht zuzubringen.

Nachmittags fuhren wir in einem offenen Wagen, viel von der Hitze und dem Staube leidend, nach dem Denkmahle des General Brook, das in einer Entfernung von ſechs Meilen gerade oberhalb Queenſtown auf einer Höhe ſteht, der Fortſetzung derjenigen, auf *welcher die indianiſche* Kirche erbaut iſt. Der Fluß tritt hier aus

seinen tiefen Ufern in die Ebene hervor, und acht Meilen unterhalb mündet er sich in den See Ontario. Das Denkmahl, das gerade da steht, wo früher ein Fort war, das zu der Schlacht zwischen den Amerikanern und Engländern, in welcher Brook fiel, Anlaß gab, ist eine Säule, die zu dem zu hohen und schmalen Fußgestell in unrichtigem Verhältnisse steht, und deren Spitze auf eine unglückliche Weise verziert ist. Die Aussicht von da ist allerliebst: die canadische Seite des Flusses zeigt sehr gutbebaute Felder, an denen uns besonders die bunte Abwechselung gefiel, indem sie nicht durch die in Nord-Amerika so langweilig häufigen Hecken getrennt waren, was uns ganz an Deutschland erinnerte. Der Lake Ontario nahm sich in der Ferne sehr gut aus, obschon es leider in dieser Richtung nicht ganz hell war. In Leweſtown am amerikanischen Ufer lagen zwei Dampfschiffe, die von dort aus den See befahren. Die Umgebung des Denkmahls wird beinahe allein von einem unabsehbaren Walde gebildet; und wenn auch hie und da Anpflanzungen sind, namentlich längs dem Flusse, so erschienen sie doch so klein und unbedeutend, daß sie sich beinahe ganz verlieren. Der Niagara-Fall machte sich auch in dieser Entfernung bemerklich durch die über der Waldfläche hervorragende Staubwolke und durch das dumpfe Rauschen. Diese Wolke, die sich durch ihre weißliche Farbe und ruhige Stellung auszeichnet, ist sehr weit sichtbar, und ich erinnere mich sie noch in der Entfernung von fünfunddreißig Meilen auf dem See Ontario wahrgenommen zu haben. Das Rauschen des Falles soll manchmal zwanzig bis dreißig Meilen weit gehört werden, gewöhnlich aber verliert es sich großentheils in der tiefen Felsenschlucht, die den Fluß einschließt. In der Nähe des Falles macht sich übrigens außer dem Donnern und Tosen noch eine zitternde Bewegung fühlbar, die wir in unserem Wirthshause sehr gut wahrnehmen konnten, und namentlich dann, wenn der Wind vom Falle her kam. Dieß Zittern war manchmal so stark, daß die Fenster klirrten, und neue Ankömmlinge glaubten, sie seien nicht gut geschlossen, und sich bemühten durch Zudrücken das Klirren zu verhindern; in der Nacht bei der allgemeinen Stille war es besonders deutlich und konnte einen leicht im Schlafe stören.

Am Abend machten wir unseren gewöhnlichen Gang nach dem Tafelfelsen, konnten aber nicht lange da bleiben, weil der Wind so viel Wasserstaub auf uns wehte, daß wir uns wie im stärksten Regen befanden. Es deutete dieß leider auf eine Aenderung des Wetters,

die ſich denn auch den folgenden Tag einſtellte. Wir hatten gehofft, dieſe und die folgende Nacht die Wirkung des Mondlichtes beobachten zu können und einen Mondregenbogen zu ſehen, der ungemein zart und lieblich ſein ſoll; aber in den beiden folgenden Nächten kam kein Mond zum Vorſchein, und wir mußten uns mit dem Gedanken zu tröſten ſuchen, daß ſein Licht vielleicht noch nicht ſtark genug geweſen wäre, um einen Regenbogen hervorzurufen.

Am Montag hatte ſich das Wetter wirklich geändert; der Himmel blieb den ganzen Tag überzogen; und obgleich es nicht regnete, ſo wurde doch die Luft ſehr unangenehm feucht und dumpfig vom Staube des Falles. Am Morgen lag lange Zeit eine ſchwere Wolke auf demſelben, die ſich erſt ziemlich ſpät in die Höhe zog. Wir bedauerten es ſehr, daß am letzten Tage unſeres Aufenthaltes das Wetter ſo ungünſtig ſein müſſe, fanden übrigens in der Anſicht der Fälle manches Neue und Eigenthümliche, hervorgebracht durch den Mangel des Sonnenlichts. Beſonders intereſſant war das Spiel des aufgeworfenen Waſſerſtaubes, der viel höher hinauf als an hellen Tagen ſichtbar war und ganz beſondere Formen bildete. Am folgenden Tage was das Wetter ſchlechter und die Luft ſo feucht und ſchwer, daß ſich der Waſſerduft vom Falle gar nicht erheben konnte. Ein ſtarker Südwind brachte ihn nach dem Wirthshauſe in Form von Regen, ſo daß man wirklich zweifelhaft ſein konnte, ob es regne oder nicht. Da wir am Nachmittage die Fälle verlaſſen ſollten, ſo wollten wir noch einen Abſchiedsbeſuch auf der Ziegeninſel machen. Während der Ueberfahrt auf dem Boote wurden wir von dem heruntergeworfenen Staube durch und durch naß; auf der anderen Seite dagegen waren wir demſelben gar nicht ausgeſetzt, weil man alsdann hinter dem Falle iſt und der Wind den Staub ſelten weit in dieſer Richtung weht. Wir ſagten allen ſchönen Punkten Lebewohl, und trennten uns endlich mit ſchwerem Herzen, ich mit der beſtimmten Ausſicht, nie wieder hieher zu kommen. Je mehr ich vom Anblicke der Fälle in mein Gedächtniß aufnehmen konnte, deſto reicher ging ich von dannen, ich ſuchte daher das Bild derſelben mit der möglichſten Genauigkeit in mich aufzunehmen. Darunter war es mir auch ſo wichtig geweſen, mehrere Tage hier zu verweilen. Man hat ſo viel zu ſehen, daß ein oder zwei Tage ſchwerlich dazu hinreichen; man muß mit den Einzelheiten vertraut werden, um den Geſammteindruck friſch und unverändert mit ſich fortnehmen zu können.

So verließen wir denn am Nachmittag den 8. Auguſt den Nigara-Fall, zwar mit Wehmuth, aber in jeder Beziehung befriedigt; und ſelbſt über das Wetter durften wir uns nicht beklagen, da vier von ſechs Tagen ſchön geweſen waren, und es nur am letzten geregnet hatte. Vielleicht kam es uns auch leichter an, bei dieſem ungünſtigen Wetter den uns liebgewordenen Ort zu verlaſſen.

Sechzigſtes Capitel.

Reiſe nach Montreal. Der See Ontario. Torento. Oswego. Kingſton. Der St. Lorenz-Fluß. Die tauſend Inſeln. Zuſtand von Canada. Ankunft in Montreal.

Wir beabſichtigten von hier über den See Ontario und auf dem St. Lorenz-Fluſſe nach Montreal zu gehen. In Queenſtown mußten wir uns im Regen auf einem kleinen Kahn einſchiffen, um nach dem auf der anderen Seite des Fluſſes bei Lewiſtown liegenden Dampfſchiffe zu fahren. Naß und durchkältet kamen wir an, und der erſte Eindruck, den dieſes engliſche Boot auf uns machte, war gar nicht vortheilhaft: es ſah ſchwarz und dunkel aus, wie der Himmel; innen aber zeigte es bequeme Einrichtungen und viel Reinlichkeit. An der Mündung des Niagara in den See Ontario, liegen zwei kleine Orte, einer auf der brittiſchen Seite in der Provinz Ober-Canada mit Name Niagaratown, der andere auf der anderen Seite mit Name Fort Niagara. Wir fuhren von hier gerade über den See nach dem fünfundzwanzig Meilen entfernten Torento, der Hauptſtadt der Provinz Ober-Canada wo wir mitten in der Nacht ankamen. Wir blieben bis ſpät am Morgen liegen, und hatten daher Gelegenheit uns ein wenig umzuſehen. In dem Aeußeren der Städte iſt zwiſchen Canada und den Vereinigten Staaten ein bedeutender Unterſchied, der nicht zum Vortheil des erſteren Landes gereicht. Die Häuſer ſind nicht ſo groß und anſehnlich, viele arme Baracken unter denſelben, die Straßen nicht ſo ſauber, die Kaufläden nicht ſo glänzend und reich. Auch in der Kleidung und Tracht der Leute zeigen ſich Eigenthümlichkeiten und beſonders in der Phyſionomie derſelben; man ſieht deutlich, daß die Bevölkerung aus engliſchen Einwanderern beſteht.

Um zehn Uhr des Morgens verließen wir Toronto und folgten dem canadischen Ufer bis Coburg. Da das Wetter trübe und regnerisch war, so fingen wir am Morgen an auf dem Verdeck Whist zu spielen und setzten es den ganzen Tag fort, indem wir uns durch die übergespannte Leinwanddecke und durch Mäntel gegen Regen und Wind schützten. Was ließ sich auch Besseres thun? Wir waren vom mehrtägigen Aufenthalt an den Fällen abgespannt und der See sah gar zu einförmig und langweilig aus. Das Land blieb meist in zu großer Entfernung, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und im Nebel und Regen sieht alles grau und unfreundlich aus. Wir berührten zwei kleine Orte, Fort Hope und Coburg, die aber beide nicht viel Sehenswerthes darboten, so daß wir, selbst während wir anhielten, unser Whistspiel nicht unterbrachen.

Bei Coburg verließen wir die brittische Seite des Sees und steuerten quer über denselben nach Oswego. Von Toronto dahin rechnet man hundertfünfundsiebzig Meilen, die wir in neunzehn Stunden zurücklegten. Die Breite des Sees beträgt ungefähr vierzig Meilen, und seine Länge hundertsiebzig; seine Tiefe soll sehr beträchtlich sein, daher auch die tiefe blaue Farbe, ähnlich der des Meeres. Der Lake Erie dagegen ist nicht so tief, woher es wohl auch kommt daß er leichter zufriert als der Ontario, bei welchem dieß äußerst selten Statt findet. Der Wind hatte zugenommen, und obgleich die Wellen klein waren, so schaukelten sie doch zu meiner Verwunderung unser mächtiges Schiff so stark, daß mehrere Reisende krank wurden; ich für meinen Theil schlief die ganze Nacht recht gut, und wachte erst auf, als die Maschine unseres Schiffes im Hafen von Oswego still hielt, wo wir um fünf Uhr des Morgens, Donnerstag den 10. August anlangten. Das niedliche Aussehen des Städtchens, die Anzahl der Schiffe im Hafen und die rege Thätigkeit am frühen Morgen, Alles deutete darauf, daß wir uns wieder in den Vereinigten Staaten befanden. Die Lage des Ortes an der Mündung eines Armes des Erie-Canals ist äußerst günstig und die Einwohner scheinen die Vortheile derselben zu verstehen und zu benutzen. Von hier wandten wir uns wieder nach der brittischen Seite des Sees, blieben aber meist ganz in der Nähe der Küste und konnten, da das Wetter besser geworden war, den ganzen Tag auf dem Verdecke zubringen. Gegen ein Uhr kamen *wir nach Kingston*, einer anderen ziemlich bedeutenden Stadt in

Ober-Canada. Hier sah ich die ersten englischen Truppen, von denen ein ganzes Regiment in der Stadt lag. Der große Rideau-Canal, der Ober- und Unter-Canada verbindet und den die englische Regierung auf ihre Kosten angelegt hat, mündet hier. Es ist dieß einer der wenigen Canäle, die für Dampfschiffe eingerichtet sind, seine Länge beträgt hundertdreiunddreißig Meilen und er wird großentheils aus einer Kette von Seen gebildet, die in einander münden, so daß wohl nur zwanzig Meilen weit ein eigentlicher Canal gegraben werden mußte, während es an vielen Stellen genügte, Dämme aufzuwerfen, um zwei Seen zu verbinden. Er mündet in den Ottowa-Fluß, der einige Meilen oberhalb Montreal sich in den St. Lawrence (St. Lorenz) ergießt. Durch diesen Canal wollte sich die englische Regierung einen sehr sicheren Wasserweg für die Zeit eines Krieges mit den Vereinigten Staaten verschaffen; denn der St. Lawrence ist theils durch Fälle unschiffbar gemacht, theils liegt er zu nahe an der Grenze, und würde daher keinen sicheren Verbindungsweg zwischen den beiden Provinzen darbieten.

In der Nähe von Kingston liefen wir in den St. Lorenzfluß ein, und kamen bald zu den sogenannten Tausend Inseln, die einen lieblichen Anblick gewähren, indem die meisten felsig und mit schönen Bäumen bewachsen sind. Ich fand viel Aehnlichkeit zwischen diesem Theile des Flusses und dem Lake George. Die Strömung war meist sehr unbedeutend und nur hie und da wahrnehmbar, wenn wir zwischen zwei Inseln durchfuhren. Wir folgten meist der brittischen Seite, so daß wir vom amerikanischen Ufer nichts sehen konnten, weil die zwischenliegenden Inseln es verdeckten. Die meisten derselben sind in der Mitte zusammengedrängt, so daß auf beiden Seiten längs dem Ufer breite Wasserstraßen freigelassen sind, in welchen die Dampfschiffe auf und abfahren; die englischen wählen natürlich die Straße am Canada-Ufer, während die amerikanischen die des ihrigen benutzen. Die Grenze ist in der Mitte auf den zwischenliegenden Inseln; erst weiter unten in der Nähe von Montreal kommt der Fluß ganz in das Gebiet von Canada, und die Grenze tritt hinüber auf eine Bergkette, die sich ziemlich parallel mit derselben nach Norden hinzieht. Erst unterhalb der tausend Inseln konnten wir die beiden Ufer wieder sehen. Es war Nacht, als wir in Prescott, das fünfundsiebzig Meilen von Kingston entfernt ist, ankamen. Weder von diesem Orte noch von dem am amerikani-

schen Ufer liegenden Ogdensburg bekamen wir etwas zu sehen; denn gleich nach unserer Ankunft stiegen wir von unserem großen Dampfschiffe auf ein kleineres Boot, auf dem wir übernachteten, und am Morgen vor der Dämmerung, während wir noch im Bette lagen, Prescott verließen. Mehrerer Untiefen und Fälle wegen können nehmlich die großen Seeboote nicht weiter hinunter fahren, und blos für kleinere Boote ist der Fluß achtunddreißig Meilen weiter schiffbar.

Die Vorbereitungen zum Frühstück trieben uns zu einer ziemlich frühen Stunde aus den Betten. Das Boot war sehr klein, und trotz der Strömung kamen wir nicht schnell vorwärts; in vier Stunden legten wir nur achtunddreißig Meilen zurück. Die Fahrt bot wenig Interesse dar: niedrige, einförmige Ufer, ärmliche Dörfer, flache Inseln. Nach diesen achtunddreißig Meilen kamen wir an sogenannnte Rapids, mit Name Long Sault, wo wir genöthigt waren, das Dampfschiff zu verlassen und in einer stage zwölf Meilen weit zu fahren. Auf diesem Wege sahen wir die Arbeiter an einem Schiffscanal, der dieser Rapids wegen angelegt wurde und nicht nur für Dampfschiffe, sondern auch für Seeschiffe bestimmt ist. Es waren viele Arbeiter an demselben beschäftigt, wohl größtentheils Irländer und Schottländer, deren jämmerliche Hütten uns befremdeten; Erdmauern mit einigen Brettern oder Tannenzweigen gedeckt, bildeten die Wohnungen dieser Arbeiter. Auf der ganzen Reise in den Vereinigten Staaten hatte ich nichts Aehnliches gesehen. Wie natürlich gab dieser Anblick Anlaß zu Vergleichungen zwischen Canada und den Vereinigten Staaten, die in den meisten Punkten zum Nachtheil des ersteren ausfielen. Die Ursachen dieses Zurückbleibens der Canadier hinter den Amerikanern sind wohl sehr verschiedener Art. Ohne Zweifel hat die Regierungsform einen gewissen Antheil daran, woraus sich aber gewiß nicht Alles erklärt: eine Haupturſache mag in der Verschiedenheit der Bevölkerung selbst liegen, woraus sich auch erklären läßt, warum Ober-Canada blühender und reicher ist als Unter-Canada. Der größte Theil der Bevölkerung der letzteren Provinz ist französischer Abkunft, hie und da mit indianischer Beimischung; die Anzahl der Engländer ist gering, außer in den Städten Quebec und Montreal: Ober-Canada dagegen ist großentheils von Auswanderern aus den brittischen Inseln und von einigen Amerikanern bevölkert. Der Menschenschlag in den Vereinigten Staaten ist, obgleich meistens englischen Ursprungs, von

ganz besonderer Art und scheint mehr als jeder Andere für das ihm zugewiesene Land geeignet zu sein; es ist, wie wenn das Land selbst die Nationalität der Neuengländer entwickelt hätte, so sehr entspricht sie den Verhältnissen. Die Franzosen in Canada neben den Engländern, und in Louisina neben den Amerikanern, scheinen nicht gedeihen zu wollen; sie kommen immer mehr zurück und werden sich wohl nach und nach gänzlich verlieren, oder nur die niederste Klasse des Volkes bilden. Wie sehr übrigens nationale Vorurtheile oft das Urtheil über die gewöhnlichsten Dinge trüben, bewies ein Engländer, der sich mit uns auf dem Dampfschiffe befand, das uns von Lewistown nach Kingston und Prescott brachte. Er behauptete nehmlich, das auf dem Tische befindliche Brod sei besser als alles, das er auf einer längeren Reise durch die Vereinigten Staaten gegegessen habe, während so ziemlich die ganze Reisegesellschaft das Gegentheil erklärte und das Brod schlecht fand. Es ist übrigens eine bekannte Sache, daß man in den Vereinigten Staaten sehr viel auf gutes Brod hält, und solches im Ganzen in den Wirthshäusern gewöhnlich ist.

In Cornwallis stiegen wir auf ein anderes kleines Dampfboot, das uns nur sehr langsam vorwärts brachte. Wir kamen durch den Lake St. Francis, der nichts anderes ist, als eine Ausbreitung des St. Lorenz mit flachen, einförmigen Ufern, an denen nichts zu sehen war. In Coteau du Lac wurden wir noch einmal in eine Stage gesetzt, in welcher wir sechzehn Meilen zurücklegen mußten; es ging so langsam vorwärts, daß wir erst nach fünf und ein halb Uhr in Cascades ankamen. Es hat den Namen von einigen ziemlich bedeutenden Fällen, die der Fluß in der Nähe bildet und für die ein Canal gebaut werden soll; der jetzt bestehende ist schmal, und läßt blos kleinere Schiffe durch. Wir bestiegen hier wieder ein Dampfschiff, das sich durch Schnelligkeit vortheilhaft auszeichnete. Auf unserem Wege berührten wir den Ottowa-Fluß, dessen einer Arm sich hier mit dem St. Lorenz verbindet, während ein anderer um das Eiland herumgeht, auf welchem Montreal liegt. In La Chine fanden wir eine Postkutsche mit sechs Schimmeln und einem Neuengländer als Kutscher, die uns bald nach dem neun Meilen entfernten Montreal brachten, wo wir am 11. August Abends ankamen.

Einundſechzigſtes Capitel.

Montreal. Concert. Gemüſemarkt. Mount Royal. Hochamt. Inſel St. Helena.

Wir ſtiegen in Rasco's Hotel ab, wo eben im großen Saale des Hauſes eine muſikaliſche Unterhaltung Statt fand, die ein Muſiker Kendall aus Boſton veranſtaltet hatte und wir beeilten uns, das Ende mitzunehmen. Wir hörten den Concertgeber auf der Poſaune und Clarinette, und außerdem ſpielten zwei Regiments-Muſiken mehrere Stücke. Am Ende wurde „God save the King" angeſtimmt, das wir ſtehend anhören mußten. Die Zuhörer beſtanden großentheils aus den Offizieren der in Montreal liegenden Regimenter, ihren Frauen und einigen Fremden; von Franzoſen ſchienen wenige anweſend zu ſein: vielleicht hatten ſie keine Freude an dem „God save the King", das hier wohl den Schluß jeder muſikaliſchen Unterhaltung machen wird.

In Montreal glaubte ich mich auf einmal in ein anderes Land verſetzt, das Ausſehen der Häuſer und Straßen erinnerte mich ganz an eine franzöſiſche Provinzialſtadt. Beim Hereinfahren fanden wir die Leute vor den Thüren im Geſpräch mit ihren Nachbarn ſitzen; die offenſtehenden Fenſter ließen uns in reinliche, freundliche Zimmer blicken. Am Morgen machte ich einen Gang auf den Marktplatz, der ſehr reichlich mit Obſt und Gemüſen verſehen war, und Alles weit übertraf, was ich in der Art in den meiſten Städten des nördlichen Theiles der Vereinigten Staaten geſehen hatte. Die meiſten dieſer Obſt- und Gemüſehändlerinnen waren Franzöſinnen, die zum Theil eine Beimiſchung indianiſchen Blutes zeigten, das ſich an der etwas dunkleren Farbe der Haut und den ſtraffen Haaren zu erkennen gab. An der Seite des Marktes ſtanden die unzähligen, zweirädrigen Karren, auf denen, von einem kleinen canadiſchen Pferde gezogen, ſich die Canadier überall hinbewegen, ſei es, daß ſie zur Hochzeit oder nach dem Markte gehen. Unter den Früchten bewunderte ich namentlich die Melonen und die guten Weichſelkirſchen, die in aller möglichen Auswahl vorhanden waren. Die Lage von Montreal iſt freilich äußerſt günſtig für die Hervorbringung ſolcher Früchte; die Hügel hinter demſelben ſchützen es vor

den kalten Nord- und Oſtwinden, und deren Abhänge bieten ſonnige Stellen dar für Früchte und Gemüſe aller Art. Freilich legen die Franzoſen auch einen größeren Werth auf Garten-Erzeugniſſe, namentlich auf Gemüſe als die Amerikaner, und daher kommt es wohl hauptſächlich, daß Montreal davon ſo reich iſt.

Vor der Mittagsmahlzeit, die nach engliſcher Art erſt um fünf Uhr gehalten wurde, machten wir einen Ausflug nach dem hinter der Stadt gelegenen Berge, der der Inſel den Namen gegeben hat, indem aus Mount-Royal (mont royal) durch Zuſammenziehung Montreal gebildet wurde. Die Ausſicht von demſelben iſt ausgezeichnet. Die Stadt, welcher die mit Zink gedeckten Dächer der öffentlichen Gebäude, beſonders der über alle hervorragenden Cathedrale, und vieler Privathäuſer im Sonnenlichte ein ſehr glänzendes und freundliches Anſehen geben, der Fluß mit mehreren Inſeln gerade hinter der Stadt, und eine reiche Ebene, die durch hohe Berge begrenzt wird, bilden ein liebliches Gemälde. Die Ausſicht auf die andere Seite iſt ziemlich beſchränkt, indem vorliegende Hügel den größten Theil der Landſchaft verdecken.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, wohnten wir in der Cathedrale einem Hochamte und einem zu Ehren des verſtorbenen Königs von England geſungenem Te Deum bei. Dieſe neue, äußerſt geſchmackvolle, im gothiſchen Style gebaute Kirche iſt leider innen durch eine unpaſſende, düſtere Malerei entſtellt, ſonſt würde ſie einen großartigen Eindruck hervorbringen. Neben ihr ſteht ein alter Thurm, der zu der alten Cathedrale gehörte und wohl abgebrochen werden wird, ſobald die beiden Thürme der neuen vollendet ſind. Der Platz vor der Kirche iſt recht ſchön, die meiſten der denſelben einſchließenden Häuſer machen einen gefälligen Eindruck. In den nächſtliegenden Straßen ſind einige recht gute neue Privathäuſer, namentlich in der Nähe der Caſerne; außerdem giebt es mehrere Klöſter, mit denen meiſt Krankenhäuſer oder Erziehungsanſtalten verbunden ſind.

Recht ſehr befriedigte uns ein Beſuch auf der der Stadt gegenüberliegenden Inſel St. Helena, die von ziemlichem Umfange iſt und beinahe ganz mit ſchönen großen Bäumen bewachſen iſt; die Ausſicht von hier auf die Stadt iſt ſehr ſchön und wird noch gehoben durch den hinter denſelben hervorragenden Mount Royal. Die Kais ſind erſt zum Theil mit Granitmauern verſehen worden.

und bedürfen an einigen Orten recht sehr einer strengeren Aufsicht in Bezug auf Unterhalt und Reinlichkeit. Von der unteren Spitze der Insel hat man eine Aussicht den Fluß hinunter, der ganz in der Nähe ziemlich hohe Wellen aufwirft, indem er über eine Felsenbank wegfließt. Oberhalb der Insel macht er eine Biegung, welche macht, daß er dem Auge nicht weit sichtbar bleibt; man sieht jedoch noch das Dorf la Prairie und eine Insel, in deren Nähe der Fluß bedeutende Felsen in seinem Bette hat, so daß von Montreal nach la Chine ein Canal angelegt werden mußte. Da wir uns mit keiner Erlaubniß versehen hatten, so konnten wir das Fort auf dem unteren Ende der Insel nicht besuchen. Es soll den Zugang nach Montreal von unten herauf vertheidigen; der andere Arm des Flusses wird durch Felsen unwegsam gemacht und braucht daher nicht vertheidigt zu werden.

Am Montage machten wir eine Spazierfahrt nach dem M. Royal. Wir wünschten so nahe wie möglich hinzufahren, um nicht zu weit zu Fuß gehen zu müssen; der Kutscher aber hatte die Sache anders verstanden, und führte uns um den Hügel herum und auf der anderen Seite wieder zur Stadt zurück, ohne daß wir unser Ziel erreicht hätten. Indeß hatten wir auf der letzten Höhe gerade vor der Stadt eine recht hübsche Aussicht Der Eigenthümer eines benachbarten Gutes, ein Engländer, lud uns ein, von einem kleinen, Thurme, den er auf einem Hügel in seinem Landgute erbaut hatte, die Aussicht zu genießen; man übersieht von hier aus die Stadt recht gut, aber die Aussicht ist nicht zu vergleichen mit der, welche man vom M. Royal aus hat, allein es war zu spät, das Geschehene wieder gut zu machen.

Abends wurde auf dem Champ de Mars vom Musikchor eines Regiments Musik gemacht. Wir hörten recht gute Stücke, und fanden viele Zuhörer, die auf dem ziemlich großen Platze auf- und abgingen. Auch hierin zeigte sich eine große Verschiedenheit der Sitten, von denen in den Vereinigten Staaten, wo Dinge der Art gewiß selten geschehen, höchstens in West-Point, wo man sich Abends auf dem Paradeplatz einfindet, um von der dort befindlichen Regimentsmusik die Retraite zu hören.

Mein Bruder war durch die mehrtägige Fahrt auf den Dampfschiffen so angegriffen, daß er sich entschloß von hier auf dem *kürzesten* Wege nach Cambridge zurückzukehren, wogegen ich die Reise

nach Quebec fortsetzen wollte. Ich schloß mich hier an eine Gesellschaft aus Charleston in Süd-Carolina an, deren Bekanntschaft ich zufällig am Niagara gemacht hatte, und die ziemlich dieselbe Reise zu machen beabsichtigte, wie ich. Ich blieb mit dieser Gesellschaft, die aus einem Herrn und vier Damen bestand, und an die sich noch zwei andere Herren mit mir anschlossen, bis nach Boston zusammen, und verdankte derselben manche vergnügte Stunde, die ich ohne sie einsam im Wirthshause zugebracht haben würde.

Zweiundsechzigstes Capitel.

Reise nach Quebec. Lage der Stadt. Pappineau. Payne's Hotel Loretto. Nordlicht. Montmorency. Fort Diamond. Eröffnung des Parlaments. Ursulinerinnen-Kloster.

Dienstag den 15. August Abends um acht Uhr reisten wir in dem großen Dampfschiffe John Bull von Montreal nach Quebec ab. Trotz der großen Anfüllung des Schiffes war ich so glücklich gewesen, ein geräumiges Schlafzimmer zu bekommen, worin ich noch die Bequemlichkeit hatte, daß beim Bette ein Fenster war und ich die ganze Nacht frische Luft hereinlassen konnte. Am Morgen war das Wetter ziemlich freundlich, und wir konnten den größten Theil der Zeit auf dem Verdecke zubringen. Die Ufer des Lorenzflusses unterhalb Montreal haben meist zu wenig Abwechselung, bieten aber doch einige recht liebliche Ansichten dar. Einige Aufregung in der Schiffsgesellschaft verursachte die Fahrt über eine gefährliche Stelle im Flusse zwischen zwei Felsenreihen hindurch, wo die Wellen sich ziemlich hoch erhoben und stark gegen das Schiff anschlugen. Die Gefahr gegen die Felsen getrieben zu werden, wovor die nächtlichen Schiffer ein Leuchtthurm auf einer kleinen Anhöhe zur Rechten warnt, kann bei Tage leicht vermieden werden. Gegen Mittag kam Regen, und wir konnten erst wieder auf's Verdeck gehen, kurz vor unserer Ankunft in Quebec. Die schöne Ansicht von dieser Stadt war der Himmel so gütig uns im Sonnenschein genießen zu lassen. Die Lage von Quebec auf einem weit vorspringenden Vorgebirge überraschte mich: schon einige Meilen oberhalb wird das

linke Ufer des Flusses von einem ziemlich hohen Bergrücken gebildet, auf dessen Ende das Fort und die Stadt gebaut sind. Mehrere gute Gebäude, wie das Staatshaus, zeigen sich im Rücken der unteren Stadt. Das Schloß des Gouverneurs, das eine schöne kühne Lage auf einer hohen schroff über die untere Stadt emporragenden Felsenwand hat, liegt leider seit dem letzten Brande in Ruinen. Oberhalb des Forts Diamond geht vom Flusse die steile Schlucht hinauf, durch welche der General Wolfe seine Truppen auf die Abrahams-Ebenen (les plaines d'Ahraham) führte, daselbst aufstellte und dem französischen General eine Schlacht anbot, welche dieser im Uebermuthe annahm und verlor, was die Uebergabe der Festung zur Folge hatte. Der untere Theil der Stadt ist beinahe ganz von der oberen durch eine Felsenwand geschieden, die an mehreren Stellen ziemlich hoch ist. Diese untere Stadt wird auch von den Festungswerken nicht eingeschlossen, und enthält meist nur schlechte Häuser. Unterhalb der Stadt gegen Montmorency zu und längs dem Charles-River ist eine freundliche, liebliche Gegend, schön angebaut, mit niedlichen Dörfern geziert und im Hintergrunde durch eine schöne Bergreihe abgeschlossen. Am Flusse hinauf sind zahlreiche Schiffswerften, in welchen viele Schiffe gebaut werden.

Unter unserer Schiffsgesellschaft befanden sich viele Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, die in einigen Tagen eröffnet werden sollte, und unter diesen auch Pappineau, der seit einer Reihe von Jahren Sprecher des Unterhauses gewesen ist und sich in der letzten Revolution, die kurz nach meinem Besuche ausbrach, einen wenn auch nicht sehr rühmlichen Namen gemacht hat. In seinem Aeußeren ist wenig Ausgezeichnetes, er geht äußerst einfach, beinahe wie ein Quäker gekleidet, und von gleicher Art ist auch sein Benehmen. Er ist von etwas mehr als mittlerer Größe und starkem kräftigen Körperbau, Gesichtsfarbe, Haare und Augen dunkel, die Gesichtszüge regelmäßig, aber ohne jenen edlen, bedeutenden, geistreichen Ausdruck, wodurch ein Gesicht schön und einnehmend wird; es liegt Festigkeit und Härte darin und etwas Unheimliches, das auf Hinterlist und Schlauheit deutet. Am Ufer hatten sich viele Leute gesammelt, um ihn zu empfangen; aber sie gehörten alle den niederen Ständen an und der Jubel war nicht sehr groß, obgleich Pappineau viel zu erwarten schien, indem er auf dem Schiffe blieb, bis sich die Meisten von der Reisegesellschaft entfernt hatten. Von einem

Freunde begleitet, trat er alsdann unter das Volk; man sah ihn neugierig an, drängte sich um ihn, einige riefen seinen Namen, worauf er, wie andere Leute, in eine Caleche stieg. Auch hier, wie in Montreal, braucht man nehmlich gewöhnlich kleine zweirädrige Wagen ohne Verdeck, die freilich bei schlechtem Wetter keinen Schutz gewähren. Auch mich nahm, nachdem die Anderen von unserer Gesellschaft schon vorausgefahren waren und ich die nöthigen Anordnungen wegen des Gepäcks getroffen hatte, eine solche Caleche auf, in der ich zu meiner Verwunderung den steilen Berg hinauf im Galopp gefahren wurde, was das Pferd ganz natürlich zu finden schien. Ein Thor schließt die Verbindung zwischen der unteren und oberen Stadt ab, in welche ich eintrat und wo ich die Straßen weit ebener als in der unteren fand. Sie sind ziemlich regelmäßig angelegt, im Ganzen gut unterhalten und mit kleinen Seitenwegen versehen.

Das von uns gewählte Gasthaus, Payne's Hotel, lag so ziemlich im höchsten Theil der Stadt, gerade neben dem Paradeplatze, und hat eine Aussicht nach dem Charles-River zu, der auf der anderen Seite des Vorgebirges, auf dem Quebec liegt, sich in den St. Lorenz ergießt. Die Kleinheit des Hauses machte, daß außer unserer Gesellschaft nur wenige Gäste Platz fanden; wir konnten daher den Ton angeben, uns gleichsam als die alleinigen Besitzer des Gesellschaftszimmers betrachten, und uns ganz nach unserem Gefallen unterhalten und vergnügen. An den Abenden machten wir gewöhnlich Gesellschaftsspiele, und Diejenigen, die uns nicht helfen wollten, mußten es sich gefallen lassen, unseren Lärm in Geduld anzuhören. Die Wirths-Tafel zeichnete sich äußerst vortheilhaft aus, und wir verlebten sechs Tage in Quebec auf eine sehr angenehme Weise.

Die Umgegend dieser Stadt bietet so viele schöne Punkte dar, daß man auch bei längerem Aufenthalte nicht um die Wahl verlegen sein würde. Unseren ersten Ausflug machten wir nach dem ungefähr neun Meilen entfernten Loretto. Der Weg dahin ist ziemlich hübsch und gewinnt sehr durch die Aussicht auf die Stadt, die sich mit ihren längs dem Bergrücken liegenden Vorstädten recht stattlich ausnimmt. Der Fluß Charles, der uns großentheils begleitete, macht in der Nähe von Loretto einige recht artige Fälle und fließt in einer wilden felsigen Schlucht, neben welcher sich der Weg eine Zeit lang hinzieht. Dieses Dorf ist großentheils von Indianern bewohnt, Ueberbleibseln des Stammes der Huronen, doch le-

den auch ziemlich viel Franzoſen hier. Die Hütten der Indianer ſtehen in regelmäßigen Reihen; und deuten im Ganzen auf große Armuth ihrer Bewohner, die ſich vom Ertrage der Jagd und Fiſcherei und der Handarbeit ihrer Weiber nähren; Ackerbau treiben ſie nicht und beſitzen auch kein Land. Wie es ſcheint, findet eine Vermiſchung der Franzoſen und Indianer Statt, die ſo weit geht, daß von jenen einige die Tracht der Indianer angenommen hatten; was freilich gerade keine großen Fortſchritte in der Civiliſation ſind. Im Wirthshauſe bei einer Franzöſin hielten wir uns ein wenig auf. Unſere Damen machten mehrere Einkäufe von indianiſchen Arbeiten, als: Mocaſſins, mit Federn oder Perlen geſtickt. Strickbeuteln, Lichtſchirmen aus Birkenrinde u. ſ. w. ſie fanden übrigens die Preiſe hoch und die Auswahl gering.

Am Abend machte ich mit einem Einwohner von Quebec, an den ich empfohlen war, eine höchſt intereſſante Spazierfahrt auf dem Bergrücken hinter der Stadt, wo wir die ganze Zeit über eine prachtvolle Ausſicht auf das Thal des Charles-River hatten; der Weg folgte nehmlich dem Abhang an deſſen Seite, in das Thal des anderen Fluſſes dagegen konnten wir nicht ſehen. Die untergehende Sonne beleuchtete die im Norden liegenden Berge und brachte allerliebſte Färbungen hervor.

Bei einem nächtlichen Spaziergange durch die Stadt bekamen wir ein recht hübſches Nordlicht zu ſehen, wodurch wir veranlaßt wurden, auf die Plattform hinter dem Verſammlungshauſe des geſetzgebenden Rathes zu gehen, wo man eine Ausſicht auf die untere Stadt und den Fluß hat. Dieſer ſchimmerte und glänzte im Mondlicht, während die Schiffe in der heraufkommenden Fluth auf und nieder wogten, mit dem Vordertheile ſtromaufwärts gekehrt. Ganz in der Nähe von Quebec wird der Fluß durch eine große Inſel, New-Orleans, in zwei ungleiche Arme getheilt und demſelben eine ganz andere Richtung gegeben. Gerade unterhalb der Stadt dehnt er ſich zu einer ſolchen Breite aus, daß er ganz ſeeartig wird und beſonders bei hoher Fluth, wo die ſeichteren Stellen vollſtändig gefüllt ſind, einen ziemlich ruhigen glatten Waſſerſpiegel darbietet. Im Mondlicht ließ ſich dieß freilich Alles mehr errathen als ſehen, und wir bewunderten hauptſächlich die Färbung des Himmels, die jedoch nicht lange anhielt und vor unſerer Rückkehr nach dem Wirthshauſe *verſchwunden* war.

Obgleich wir von dem Montmorency-Waſſerfall keine großen Erwartungen hegten, ſo machten wir doch einen Ausflug dahin, um ſo mehr, da der Weg dahin ſehr hübſch und lieblich zu ſein verſprach, wie wir ihn denn auch fanden. Die Ausſicht von demſelben, namentlich in der Nähe von Quebec nach den Höhen am Ufer von Montmorency und der Inſel New-Orleans iſt reizend. Montmorency ungefähr neun Meilen von Quebec entfernt, beſteht aus einer ziemlich langen Reihe Häuſer, die ſich einen Hügel hinauf bis zu dem Falle hinzieht. Die meiſten Häuſer ſind von der eigenthümlichen canadiſchen Bauart blos mit einem Stockwerk und dem ſpitzen hohen Dach, in dem meiſt Manſarden angebracht ſind. Die kleinen Gärtchen vor und neben den Häuſern waren meiſt mit Blumen verſehen, und die reinlichen ſauberen Fenſterſcheiben ließen in freundliche Stuben blicken. Der Fluß, der den Fall macht und den ich kleiner fand als ich erwartet hatte, kommt aus einem dunklen, felſigen Thale an eine hohe Felſenwand, über die er hinabgleitet in die tiefe Schlucht, die ihn in den St. Lorenz führt. Wir gingen über eine Brücke auf die öſtliche Seite des Fluſſes, um von der Felſenwand, die ſich vom Falle nach dem Ufer des St. Lorenz hinzieht, die Ausſicht auf den Fall zu genießen. Wie geſagt, der Fluß macht keinen Sturz, ſondern gleitet auf der ſchrägen Wand, die vielleicht hundertzwanzig Fuß hoch iſt, in die Tiefe; aber ungefähr dreißig Fuß vom Boden findet ſich ein Felſenvorſprung, von welchem das Waſſer in einem Bogen abſpringt, ſo daß gleichſam ein zweiter Fall gebildet wird. Die Farbe des Waſſers iſt hellbraun, aber im Falle iſt alles in weißen Schaum verwandelt. Wir folgten dem Ufer der Schlucht bis an den St. Lorenz, ſtiegen hier hinunter und gingen in der Schlucht hinauf, um eine Anſicht von unten zu haben. Wir konnten uns aber dem Falle nicht hinlänglich nähern, indem ein Felſenvorſprung im Wege ſtand. Ich kletterte auf denſelben und wurde zwar naß, aber durch die Anſicht eines Regenbogens im unteren Theile des Falles belohnt. Die Ausſicht vom hohen Ufer des Fluſſes nach Quebec hin, fand ich nicht der Erwartung entſprechend, welche die von Quebec nach Montmorency erregt, und ich ziehe letztere vor. Quebec, von Loretto aus geſehen, macht einen gefälligeren Eindruck, weil man von dort die bedeutenden Vorſtädte überſieht, die auf der Abdachung des Bergrückens gegen den Charles-River zu liegen, die man aber von Montmorency

aus nicht gut sehen kann. Vor der Rückkehr nach der Stadt machten wir noch eine Fahrt nach den Abrahams-Ebenen, wo ein Denkmahl zu Ehren Wolfe's errichtet ist, der in der obenerwähnten Schlacht fiel.

Natürlich wurde unsere Aufmerksamkeit auch von der Festung Quebec's, in Anspruch genommen. Fort Diamond liegt auf dem höchsten Theil des Bergrückens gegen den St. Lorenz hin. Auf der einen Seite nach dem Flusse zu ist es durch eine steile hohe Felsenwand begrenzt, die es gegen jeden Angriff von dieser Seite sicher stellt. Von vorne wird es durch einen ziemlich steilen Abhang von der oberen Stadt getrennt, desgleichen von hinten, wo sich der Paradeplatz anschließt. Die schwächste Stelle scheint an der Seite gegen die Abrahams-Ebenen zu sein, obgleich dieselben ganz von den Kanonen des Forts beherrscht werden, auch der Zugang zu denselben so schwierig ist, daß wohl kaum Jemand dem Beispiele Wolfe's folgen wird, der ohne die Keckheit des französischen Generals verloren gewesen wäre. Wolfe hatte keine Artillerie, so daß er gar nichts gegen die Festung ausrichten konnte; und sein Unternehmen war nach Aller Urtheil ein höchst tollkühnes und verzweifeltes, das jedoch durch den Erfolg gerechtfertigt wurde. Jetzt sind der Bergrücken und die Abrahams-Ebenen durch vier Thürme gegen einen Ueberfall der Art geschützt worden, was dazu beitragen mag den Beinamen der Festung „die Unbezwingliche" zu rechtfertigen. Die obere Stadt ist, wie schon bemerkt, ebenfalls befestigt und mit einer Mauer umschlossen, welche der sich um dieselbe herumziehenden Felsenwand folgt, so daß die Natur noch mehr zu ihrem Schutze gethan hat als die Kunst. In der Festung besuchten wir das Arsenal, das sehr hübsch geordnet ist und an dreißigtausend Gewehre enthalten soll. Das Gebäude ist bombenfest, hat aber so kleine und schmale Fenster, daß es an Licht fehlt. An der Seite gegen den Fluß zu ist in die Mauer das ebenfalls bombenfeste Haus für die Officiere hineingebaut, das eine sehr schöne Aussicht den Fluß hinauf haben muß. Die Soldaten leben in Casematten, die ziemlich hell und trocken sind. Ein Spaziergang auf den Wällen des Forts beinahe um dessen ganzen Umfang gewährte uns eine vollständige Uebersicht und verschiedene schöne Ansichten: die schönste ist unstreitig die den Fluß hinunter, die besonders durch die schöne Bergreihe hinter Montmorency und die Insel New-Orleans gewinnt. Die Aussicht den Fluß hinauf ist ganz eigenthümlich wild. Das Ufer längs dem Bergrücken ist

sehr steil und hoch, während das gegenüberliegende eher flach ist, und der schmale Streifen ebenen Landes zwischen dem Flusse und der Felsenwand, auf der die Festung steht, wird von einer Reihe Häuser eingenommen, in welchen meist Handwerker, Zimmerleute, Schiffsbauer, Holzhändler u. s. w. wohnen. Montgomery landete hier bei seinem Angriff auf Quebec, und wurde ganz in der Nähe beim Eingang in die obere Stadt erschossen: ein Denkmahl ist hier ihm zu Ehren errichtet. Von der Festung nach dem Fluß hinunter geht ein Schienenweg mit einem Zug versehen, mittelst dessen der langweilige Transport durch die Stadt erspart, und Sachen, die, wie es gewöhnlich der Fall ist, zu Wasser ankommen und gerade unten gelandet werden können, sehr leicht nach der Festung gebracht werden. Eben als wir das Fort verließen, wurden Anstalten gemacht drei Soldaten wegen eines Vergehens die bei den Engländern bekanntlich noch übliche Prügelstrafe zu ertheilen, worüber meine amerikanischen Begleiter in heftige Aufregung geriethen, die Sache aber nicht ändern konnten.

Während unserer Anwesenheit am 18. August fand die Eröffnung des Parlaments Statt, der wir natürlich beizuwohnen nicht unterließen. Dieser Akt geht im Sitzungssaale des gesetzgebenden Rathes vor, welche Versammlung ihrer Zusammensetzung und Bedeutung nach dem Hause der Pairs oder einem schweizerischen Regierungsrathe entspricht. Die Mitglieder werden von der Krone gewählt, eine Einrichtung, die den Liberalen in der Provinz ein Dorn im Auge ist und auf deren Abänderung sie vergeblich angetragen haben. Die Mitglieder des unteren Hauses werden dagegen vom Volke gewählt, und seit mehreren Jahren zählt die liberale Partei eine große Mehrheit unter denselben, während der gesetzgebende Rath so ziemlich dem Gouverneur und der Regierung nachbetet. Um drei Uhr kündigte der Donner der Kanonen an, daß der Gouverneur, Lord Gosford, das Schloß verlassen hatte: er fuhr in einem vierspännigen Staatswagen mit mehreren Livree-Bedienten hinten auf; unter Voraustritt von drei Adjudanten, seinem und dem Staats-Sekretär, von mehreren Offizieren begleitet, die alle dieser Feierlichkeit wegen hergekommen waren, trat er in den Saal mit unbedecktem Haupte, grüßte und setzte alsdann seinen Hut wieder auf. Nachdem die Mitglieder des unteren Hauses hereingekommen waren, las er die Botschaft ab, von welcher sodann der Präsident des gesetzgebenden Rathes eine französische Uebersetzung mittheilte; und so endete die

Feierlichkeit. Der kleine Saal hatte wenig Zuschauer erlaubt, und wir mußten uns sehr glücklich schätzen zu den wenigen Begünstigten zu gehören. Bei solchen Gelegenheiten ist es freilich gut, wenn man einige hübsche Damen in seiner Gesellschaft zählt: ihnen öffnen sich alle Thüren viel leichter, namentlich in Amerika. Den folgenden Tag ging ich auf einen Augenblick nach dem Unterhause, wo ich gern Pappineau gehört hätte, der über die Antwort auf die Botschaft sprechen sollte; aber ich kam etwas zu spät, indem wir uns auf einem Spaziergang zu lange aufgehalten hatten.

Ich machte hierauf mit meiner Gesellschaft einen Besuch im dortigen Ursuliner Kloster. Ein mitgebrachter Brief an die Seckelmeisterin hatte mir deren Bekanntschaft und die Erlaubniß verschafft, meinen Besuch mit meiner Gesellschaft zu wiederholen. Ich leistete diesen damit einen angenehmen Dienst, indem sie gerade sehr begierig waren ein Kloster kennen zu lernen. Es hatte nehmlich im vergangenen Jahre ein gewisses Frauenzimmer mit Namen Monk gegen ein Kloster in Montreal und das Klosterleben überhaupt heftige Anklagen und Beschuldigungen erhoben und damit anderwärts, namentlich in New-York, Beifall und Unterstützung gefunden. Dadurch war die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf diesen Gegenstand geleitet worden, so daß besonders solche Amerikaner, bei denen es keine oder nur ganz unbedeutende Klöster gibt, sehr neugierig waren die Einrichtungen und Bewohner eines solchen kennen zu lernen. Später wurde übrigens bewiesen, daß diese Monk eine Betrügerin und nicht einmal mit der Lokalität des Klosters, über das sie ihre Verläumdungen ausgestreut hatte, bekannt gewesen war. Die Ursulinerinnen in Quebec haben eine große Erziehungsanstalt für Mädchen, und bringen ihre Zeit in nützlicher Thätigkeit zu. Wir wurden nicht in das Innere des Klosters eingelassen, sondern mußten uns begnügen die Klosterfrauen im Sprechzimmer durch ein Gitter zu sehen und zu sprechen. Da die meisten derselben Französinnen und nur einige wenige Amerikanerinnen waren, so wurde die Unterhaltung von unserer Seite großentheils englisch und von der anderen französisch geführt, wobei meine Hülfe als Dollmetscher in Anspruch genommen wurde. Wir sahen unter ihnen zwei Novizen, von denen die eine erst seit wenigen Tagen ins Kloster getreten war; ein recht niedliches junges Mädchen, das gar nicht für ein einsames Leben hinter den Klostermauern gemacht schien. Uebrigens hat in diesem Lande das Kloster-

gelübde keine bindende Kraft vor Gericht, und Mönche und Nonnen können ins Leben zurückkehren, ſobald ſie wollen. Unſere Damen wunderten ſich ſehr, daß dieſe Nonnen ſo guter Launen und geſprächig waren: ſie hatten in ihnen mürriſche, unfreundliche, ſchüchterne Weſen, die nicht ihre Augen aufzuſchlagen und kein Wort hervorzubringen wagen, erwartet.

Am Sonntage beſuchte ich die engliſch biſchöfliche Kirche. Aber mit jedem wiederholten Beſuche eines ſolchen Gottesdienſtes wurde mir die Länge der Liturgie ermüdender; einem Reformirten am wenigſten kann dieſes kalte Formenweſen zuſagen. Die Predigt machte keinen bleibenden Eindruck auf mich, und die Muſik intereſſirte mich noch am meiſten. In der katholiſchen Kirche wohnte ich dem Gottesdienſt nicht bei. Das Gebäude zeichnet ſich durch nichts als durch ſein Alter aus.

Dreiundſechzigſtes Capitel.

Rückkehr nach Montreal. Reiſe über Lake Champlain. Burlington. Montpelier. Danville. Littleton. Ankunft am Fuße der weißen Berge.

Es war nun Zeit umzukehren, und ſo beſtieg ich mit meiner Reiſegeſellſchaft Abends am 21. Auguſt das nach Montreal gehende Dampfſchiff, Brittiſh Canada, das ein freundlicheres, angenehmeres Anſehen hatte als John Bull. Der Abend war ſehr hübſch, und wir genoſſen ihn auf dem Verdeck. Quebec verloren wir bald aus den Augen, die Wälle des Forts blieben noch am längſten ſichtbar. Den folgenden Tag war das Wetter unfreundlich und kalt, ſo daß wir uns nicht lange auf dem Verdeck aufhalten konnten, ſondern meiſt in der Cajüte blieben. Den Theil des Weges, den wir das letzte Mal in der Nacht zurückgelegt hatten, ſahen wir jetzt bei Tage. In Sorel, wo ſich der Sorel-Fluß mündet, hielten wir einige Zeit an; der Regen hinderte uns aber uns ein wenig in dem kleinen Orte umzuſehen. Wir kamen ſo ſpät am Abend in Montreal an, daß wir es für's Beſte hielten, auf dem Dampfſchiffe zu ſchlafen. Am Morgen ſchickten wir unſer Gepäck ſogleich nach einem Dampf-

ſchiffe, das uns nach la Prairie auf der anderen Seite des Fluſſes und der dort kürzlich eröffneten Eiſenbahn bringen ſollte, und nahmen unterdeſſen im Exchange Hotel ein Frühſtück ein, das ſo ausgezeichnet gut war, daß wir es ſehr bedauerten bei unſerem letzten Aufenthalt in Montreal nicht dieſen Gaſthof gewählt zu haben. Da der Inhaber deſſelben ein Amerikaner war, und nicht wie der des anderen ein Engländer, ſo wurden unſere Amerikaner ganz ſtolz auf dieſen Sieg den ihr Landsmann über ſeinen Nebenbuhler davon trug.

Die Ueberfahrt nach la Prairie fanden wir äußerſt intereſſant. Das Dampfſchiff geht über einige felſige Partien, wo der Fluß nur wenige Fuß tief iſt und beträchtliche Wellen aufwirft; zugleich hat man eine hübſche Anſicht von der Stadt, dem Mount Royal und der Inſel St. Helena. Am Landungsplatz in la Prairie fanden wir die Karren unſer warten, die uns nach dem achtzehn Meilen entfernten Städtchen St. John brachten, wo wir uns auf dem Lake Champlain einſchiffen wollten. Der Fluß Sorel, den wir hier wieder trafen, hat wenig von der Natur eines Fluſſes, ſchleicht ſtill ohne viel Strömung zwiſchen niedrigen, oft ſumpfigen Ufern dahin, dehnt ſich oft ziemlich aus, bietet aber nirgends eine bedeutende Tiefe dar. Der Fluß iſt dadurch berühmt geworden, daß er den amerikaniſchen und engliſchen und früher den franzöſiſchen Armeen bei Einfällen nach Canada und nach den Vereinigten Staaten zum Wege diente und mehrere Schlachten in ſeinen Umgebungen vorfielen. Durch den letzen Frieden iſt er beinahe ganz in das Gebiet von Canada gekommen und wird durch ein Fort gegen Einfälle vom Lake Champlain her vertheidigt. Die Forts am Lake George und am oberen Ende des Lake Champlain haben durch dieſen Waſſerweg ihre Bedeutung erhalten: ſie ſollten theils die Land-Strecke zwiſchen dem Hudſon und dem ſchiffbaren Waſſer, theils den kurzen Weg vom Ende des Champlain bis zum Lake George, der bei Kriegszügen gewöhnlich gewählt wurde, beſchützen.

Nach einem guten Mittagseſſen verließen wir St. John und traten die Fahrt über den Lake Champlain im amerikaniſchen Boote Franklin an, das durch ſein reinliches und elegantes Ausſehen angenehm in die Augen fiel. Die engliſch canadiſchen Boote ſind gewöhnlich ganz ſchwarz, während die der Amerikaner hell und meiſt weiß und grün angeſtrichen ſind. Das artige Boot war aber auch dem Capitain ordentlich ans Herz gewachſen, ſo daß er es wie ein

Kleinod hütete, und manchmal die Bequemlichkeit der Paſſagiere durch ſeine übergroße Aufmerkſamkeit auf die Schonung deſſelben beeinträchtigte. Die Matroſen gingen mit demſelben um, als wenn es von Glas wäre, und bewieſen eine Behutſamkeit, die ganz nicht in ihrer gewöhnlichen Art war. Auf dem Vorder-Verdecke, wo die Verdeckpaſſagiere gewöhnlich keine große Reinlichkeit und Ordnung zulaſſen, war ein Segeldach ausgeſpannt, der Boden ſehr ſauber gehalten, und alle Geräthe ſo ſorgſam aufgeräumt, als wenn ſie nie gebraucht würden. So ließ es ſich freilich erklären, daß das Boot uns wie neu erſchien, während es doch zehn Jahre alt war. Indeß entſprach dem angenehmen Aeußern ſeine Geſchwindigkeit vollkommen. Der Eingang ins amerikaniſche Gebiet wird ebenfalls durch ein Fort vertheidigt, wo ein Douanier an Bord kam, um unſer Gepäck zu unterſuchen, der uns jedoch nicht aufhielt, ſondern ſeine Unterſuchungen während der Fahrt machte und am nächſten Halte ausſtieg. Mir war dabei nicht wohl zu Muthe, indem ich mehrere neue Kleidungsſtücke von Montreal mitgenommen hatte, deren Einführung verboten iſt; aber als mein Koffer vorkam, wurde ich gefragt: „Sie haben blos Kleider und Wäſche in demſelben?“ und da ich darauf mit gutem Gewiſſen „Ja“ antworten konnte: ſo wurde auf dieſe Erklärung hin mein Koffer gar nicht geöffnet. Dagegen erregte meine unſchuldige Pflanzenbüchſe, ſo wie ein Pack Papier, in welchem Pflanzen waren, Verdacht; denn beides waren Dinge, die dem Manne in ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen ſein mochten; indeſſen konnte er gegen ihren Eintritt in die Vereinigten Staaten nichts einwenden. Gegen Andere war er ein wenig ſtrenger, und unterſuchte ihr Gepäcke; doch ſchien er Alles nur der Form wegen zu thun, und die wenigen verbotenen Dinge, die ſich vorfanden, nicht ſehen zu wollen.

Das Wetter war nicht ſehr günſtig, der Wind meiſt ſo kalt und ſtark, daß wir nicht ſo viel auf dem Verdecke ſein konnten, was wir zu bedauern hatten. Die Gegend wurde ſehr ſchön, ſobald wir in den See hinauskamen; die Ufer blieben ſehr nahe, oder wurden auf der öſtlichen Seite durch Inſeln erſetzt, die in ihrer Bildung und Bewachſung, in kleinen Vorgebirgen und Baien viel Abwechſelung zeigten. Plattsburg auf der weſtlichen Seite des Sees im Staate New-York iſt ſehr ſchön gelegen; es bleibt den von unten her Schiffenden lange verborgen durch ein ſchmales, felſiges Vorgebirge, das

ſich weit in den See hineinzieht und eine tiefe Bucht bildet, in welcher dieſe kleine Stadt liegt. In der Nähe hat eine Seeſchlacht zwiſchen den Engländern und Amerikanern Statt gefunden, in welcher die erſteren geſchlagen wurden. Die Anſicht von Plattsburg, das einige hübſche Gebäude zeigt, gewinnt ſehr durch die hinter ihm, noch im Staate New-York liegenden Berge, die ſich zu einer beträchtlichen Höhe erheben, und von denen einige Gipfel nach neueren Unterſuchungen bis zu einer Höhe von fünftauſend Fuß über das Meer aufſteigen.

Es war Nacht als wir nach Burlington kamen, das auf der anderen Seite des Sees im Staate Vermont liegt. Wir verließen hier das Dampfſchiff, das die Fahrt bis nach Whitehall fortſetzte, wo es wohl in der Frühe des folgenden Morgens wird angekommen ſein. In günſtigen Fällen genügen vierundzwanzig Stunden, um von Whitehall nach New-York zu gelangen, wenn nehmlich die Stage von Whitehall gerade zur Zeit der Abfahrt eines Dampfſchiffes am Abend in Albany eintrifft, was freilich nicht immer der Fall iſt.

Burlington iſt ein niedliches freundliches Städtchen, hübſch gelegen an einer Bai des Sees, die mit mehreren kleinen Inſeln geziert iſt: der hintere, höher liegende Theil des Ortes bietet eine hübſche Ausſicht dar über den See, in deſſen Hintergrunde man die vorhin erwähnten New-York-Berge ſieht. Wir bewunderten die ſaubergehaltenen Häuſer mit breiten Fenſtern und hohen Stockwerken, die weiß angeſtrichenen Wände und grünen Läden, die niedlichen kleinen Gärten um dieſelben, und die hübſchen, regelmäßigen, mit Bäumen bepflanzten Straßen. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen Orten und ſolchen, wie wir ſie im engliſchen Gebiete, namentlich in Unter-Canada, geſehen hatten. Freilich ſieht es auch nicht in allen Theilen der Vereinigten Staaten ſo aus, wie in den ſogenannten Neuengland-Staaten und vor allen in Vermont. Selbſt unſere Amerikaner, die aus einem ſüdlichen Staate waren und noch nie die nördlichen beſucht hatten, waren überraſcht und ſtaunten. Nach dem Frühſtücke um acht Uhr verließen wir Burlington in einer Extrastage, die uns die Bequemlichkeit darbot nach unſerem Gutdünken halten und fortfahren zu können. Der Weg war ſehr uneben und hügelicht, obgleich wir im Ganzen dem Thale des Onion Fluſſes folgten, der in der Nähe von Burlington in den See fließt. Wir kamen durch ziemlich wilde Gegenden, namentlich da, wo die ſoge-

nannten grünen Berge anfangen in der Nähe des Camel Rump, des höchſten Gipfels in der ganzen Kette. Der Fluß drängt ſich hier zwiſchen ungeheuren Felſentrümmern durch, die ihn gleichſam überſchüttet haben, ſo daß er nur hie und da in den Zwiſchenräumen ſichtbar iſt. Die Berge kommen auf beiden Seiten ganz nahe heran, und bilden eine enge Schlucht, die den wilden Fall des Fluſſes auf eine würdige Weiſe umgibt.

Nach ein Uhr kamen wir in Montpelier an, wohin man von Burlington achtunddreißig Meilen rechnet, welche Entfernung wir in etwas mehr als fünf Stunden zurückgelegt hatten trotz der vielen Hügel, die wir auf unſerem Wege fanden. Wir wechſelten alle acht Meilen Pferde, öfter wurden ſechs vorgeſpannt, und unſer Gepäck war leicht: wir fuhren daher äußerſt raſch, die kleinen Hügel hinauf und hinab immer im Galopp, worauf die Pferde ganz eingeübt zu ſein ſchienen und gewöhnlich von ſelbſt zu rennen anfingen, ſo daß es manchmal ausſah, als wenn ſie Luſt hätten durchzugehen und die Frauenzimmer es wirklich befürchteten. Montpelier, die Hauptſtadt von Vermont, liegt am Onion Fluß, der zwiſchen ſteinichten Bergen hinfließt und hier gerade ein etwas breiteres Thal durchſchneidet, vor das ſich aber ober und unterhalb Berge vorlegen und das Thal gleichſam von der Welt abſchließen. Das Staatshaus iſt aus Granit aufgeführt und kürzlich vollendet; das Portal mit ſchönen hohen Granitſäulen geziert macht einen ſehr guten Eindruck, die Kuppel iſt von Holz, aber wie Granit angeſtrichen. Wir beſahen die beiden Verſammlungsſäle, die ſich gerade nicht durch Schönheit und Pracht auszeichneten: die Bänke im Saale der Repräſentanten z. B. ſind von ganz gemeinem Holz und gar nicht ſorgfältig gearbeitet. Die Umgebungen des Gebäudes waren noch nicht in Ordnung gebracht. Auf dem freien Platz von demſelben hat man mehrere Teraſſen angelegt und ſcheint ihn ſehr gut unterhalten zu wollen. Das Mittagseſſen gab uns gerade keine gute Meinung von der Kochkunſt der Wirthin; wir hielten uns auch nicht länger auf, als nöthig war, und verließen Montpelier gleich nach der Mahlzeit.

Unſer Ziel war Danville, das dreißig Meilen entfernt ſein ſollte. Der Weg war anfangs nicht ſehr rauh; aber bald kamen wir an eine hohe Kette der grünen Berge, wo ich einen Theil des Weges zu Fuße ging, um die Gegend beſſer zu genießen. Die Sonne ging gerade hinter den Bergen zwiſchen Montpelier und Burlington unter

und hinterließ eine sehr starke Abendröthe, die ihre Färbung über den größten Theil des Horizontes verbreitete. Zu unsern Füßen fand ich zahlreiche Himbeerstauden, von denen ich mehrere mit Früchten versehene Zweige den Damen als Nachtisch zum stattlichen Mittagsessen in den Wagen reichte. Die Nacht kam herbei, und wir waren noch immer auf dem Wege; die letzten Meilen wollten gar nicht zu Ende gehen. Vergebens suchten wir nach dem kleinen See, der in der Nähe von Danville sein sollte; wir sahen hie und da einen Wasserspiegel durch die Tannenzweige schimmern, aber es schien noch nicht der gewünschte See zu sein. Endlich legten wir an, und unsere erste Frage war nach Forellen, nach denen, als einem berühmten Erzeugnisse von Danville, uns der Kutscher lüstern gemacht hatte, und die uns für die Fahrt in die späte Nacht hinein entschädigen sollten.

Danville liegt ungemein hoch auf der östlichen Abdachung der grünen Berge nach dem Connecticut hin, und hat in seiner Umgebung viele kleine Bäche, in denen aber die berühmten Forellen in großer Zahl gefangen werden. Im Wirthszimmer fanden wir ein gutes Feuer, das uns der Abendkühle wegen höchst angenehm erschien. Das Nachtessen kam auch endlich, und mit demselben eine große Schüssel gebackener Forellen, die etwas röthlich von Farbe und fetter, aber meistens kleiner waren, als die unsrigen gewöhnlich sind. Auch beim Frühstücke wurden wir nochmals mit gebackenen Forellen beglückt, und wir hatten hinlängliche Gelegenheit dieselben kennen zu lernen. Wie viel Exemplare jeder von uns brauchte, um zu einer vollkommenen Kenntniß dieser Fischart zu gelangen, blieb unerörtert: der Eine war betriebsamer als der Andere, aber selbst die Damen zeigten viel Eifer.

Von Danville bis Littleton, wohin wir unsere Reise richteten, rechnet man fünfundzwanzig Meilen, und diese mußten wir mit denselben Pferden zurücklegen, was uns gerade nicht eine rasche Fahrt erwarten ließ; es ging aber besser als wir gedacht hatten. Bis zum Connecticut, den wir öfter von der Höhe sahen, auf welcher wir uns befanden, fuhren wir meist bergab, und von seinem Ufer bis Littleton war die Entfernung nicht bedeutend. Das Thal des Connecticut ist nicht sehr breit, und er selbst kaum ein Fluß zu nennen, er gleicht eher einem Waldwasser. Die Höhen auf beiden Seiten sind mit Wiesen bedeckt, und zeigen hie und da recht niedliche Wohnungen. Littleton liegt im Staat New-Hampshire in einem kleinen

Thälchen, und beſteht beinahe ganz allein aus Sägemühlen, die durch ein kleines Waſſer in Bewegung geſetzt werden. Die wenigen Häuſer, die es zählt, ſind ſauber und wohnlich und im Wirthshauſe erhielten wir ein recht erträgliches Mittagseſſen, obgleich wir auf drei andere Reiſegeſellſchaften folgten, die einige Zeit vor uns von anderen Seiten her eingetroffen waren. Einige Schwierigkeit hatten wir eine stage zu erhalten, indem die regelmäßige erſt am folgenden Morgen abgehen ſollte und außer dieſer keine zu haben war; endlich aber ſetzten wir es durch, daß uns dieſe gegeben wurde, und um drei Uhr Nachmittag ging es weiter. Ziemlich in der Nähe von Littleton kamen wir über einen hohen Berg, von dem wir eine ſchöne Ausſicht hatten; wir ſahen hier zum erſten Mal die weißen Berge, denen wir einen Beſuch zu machen beabſichtigten und darum dieſen Weg gewählt hatten. Mount Washington, der höchſte Gipfel derſelben, ragte hinter einigen vorliegenden Höhen weit hervor, und machte mit ſeiner kahlen, felſigen Spitze einen ganz beſonderen Eindruck. Zu unſerer Rechten hatten wir eine andere Berggruppe, Franconia genannt, deren höchſter Gipfel La Fayette, wie der Washington, eine kahle Spitze hat, und zwar niedriger iſt, aber mehr allein ſteht, indem die umliegenden Spitzen viel niedriger ſind. In ſeiner Nähe liegt die ſogenannte Franconia-Notch, ein Bergpaß, der zwiſchen ſteilen Bergwänden und Felſen durchführt und äußerſt wilde und ſchauerliche Anſichten darbieten ſoll. Unſer Kutſcher wollte uns gern überreden dieſen Weg nach Concord zu wählen, anſtatt, wie wir wollten, durch die Notch in den weißen Bergen über Conway nach Concord zu gehen; und wir waren wirklich eine Zeitlang zweifelhaft, welcher von dieſen beiden Straßen wir den Vorzug geben ſollten, blieben aber unſerem früheren Plane getreu.

Unſer Weg führte uns den größten Theil der letzten Hälfte ein Thal hinauf, deſſen Bach von den weißen Bergen herkam. Die Straße wurde auf beiden Seiten von Wald begrenzt, der ſich durch ungeheuer hohe Kieferbäume (Pinus strobus) und viele gelben Birken (Betula excelsa) auszeichnete. Dieſe Kieferbäume gehören zu den Baumarten der Vereinigten Staaten, welche die höchſten Stämme bilden. Jetzt läßt man ihnen freilich ſelten Zeit ihre ganze Höhe zu erreichen und haut ſie meiſtens zu frühe ab; aber in dieſen von den bewohnten Gegenden entfernten Wäldern fanden ſich Exemplare, die zu einer ſtattlichen Höhe gelangt waren. Seitdem wir Littleton ver-

laſſen, beſonders ſeit den letzten acht bis zehn Meilen, hatten die Anſiedlungen faſt ganz aufgehört, und das Land glich ziemlich einer Wildniß. An einer der düſterſten Stellen des Weges ſah ich auf einem umgefallenen Stamme eine Eule ſitzen, welcher der Kutſcher, von mir aufmerkſam gemacht, mit ſeiner Peitſche unſere Gegenwart fühlbar machte; der tüchtige Hieb ſchien ſie aber kaum aus der Faſſung zu bringen. Sie flog blos einige Schritte weiter, ließ ſich wieder nieder, und nahm dieſelbe nachdenkende Stellung ein, in welcher wir ſie zuerſt geſehen hatten. Unſere Damen fühlten Mitleid mit dem Thiere, und klagten mich und den Kutſcher der Grauſamkeit an, fanden aber doch die Ruhe und Gelaſſenheit, mit welcher die Eule unſere unſanfte Begrüßung aufgenommen hatte, komiſch. Gegen ſieben Uhr Abends den 25. Auguſt kamen wir am Fuße der weißen Berge, dem Ziele unſerer Reiſe an.

Vierundſechzigſtes Capitel.

Beſteigung des Berges Washington.

Am Ausgange eines ziemlich breiten Thales, welches die Gipfel der weißen Berge, in deren Mitte der Washington hervorragt, wie im Halbkreiſe umgeben, liegt ein Wirthshaus von bedeutendem Rufe, nach ſeinem früheren Beſitzer Eaton Crawford genannt: hier ſtiegen wir ab. Eine kleine Viertelſtunde dieſſeits waren wir an einem anderen Wirthshauſe vorbeigekommen, das erſt ſeit mehreren Jahren erbaut iſt, und bei weitem nicht ſolchen Ruf genießt wie dieſes. Eaton Crawford war lange allein in dieſem wilden Thale, zehn bis funfzehn Meilen von den nächſten Nachbaren entfernt. Im Sommer beſuchten Reiſende, die den M. Washington beſteigen wollten, ſein beſcheidenes Haus; im Winter kehrten blos die wenigen Fuhrleute bei ihm ein, die auf dem Schnee über die Berge nach dem Staate Mance zu fuhren. Es that mir leid, als wir hörten, daß Eaton Crawford nicht mehr da ſei. Nicht nur ſein Haus, auch er ſelbſt iſt in großen Ruf gekommen. Die meiſten Reiſenden, welche *dieſen* Berg beſucht haben, erwähnen ſeiner als eines angenehmen

Führers, und selbst seiner geselligen Talente wegen mit vielem Lobe. Wir fanden das Haus so voll, daß wir kaum Betten für die Nacht erhalten konnten und uns sehr einschränken mußten.

Die Aussicht für den folgenden Tag, wo wir den Washington besteigen wollten, waren ziemlich gut: das Wetter versprach nach der Meinung des Führers einen hellen und klaren Morgen. Die ersten sieben Meilen bis zum Fuße des Berges sollten zu Pferde zurückgelegt werden; die drei noch übrigen Meilen aber bis zum Gipfel mußten zu Fuß gemacht werden. Zwei unserer Damen waren Willens uns auf diesem Ausfluge zu begleiten, wozu ich indeß nicht sehr rathen konnte, weil ich fürchtete, sie seien einer solchen Anstrengung nicht gewachsen. Aber da im Fremdenbuche, wo wir die Namen mehrerer Bekannten fanden, sich einige Damen als Besteigerinnen des Washington verewigt hatten: so reizte dieß den Ehrgeiz unserer Begleiterinnen dermaßen, daß sie meine Bedenklichkeiten verachteten und beweisen wollten, daß sie dasselbe könnten, was andere gekonnt hätten.

Am Morgen war ich in aller Frühe auf, und fand das Wetter vollkommen günstig, kein Wölkchen am ganzen Himmel. Bis die Damen fertig, das Frühstück bereit und eingenommen, und die Pferde gesattelt waren, verging ziemlich viel Zeit, und es war beinahe acht Uhr geworden, ehe unser Zug sich in Bewegung setzte. Unter den besten Wünschen der Zurückbleibenden, worunter die Mutter einer der mitgehenden Damen und eine jüngere Schwester, machten wir uns auf den Weg. So lange wir auf der Straße blieben, machte uns der Ritt ziemlich viel Vergnügen, obgleich die meisten unserer Pferde so elend und abgetrieben waren, daß es ziemlich schwer hielt sie aus ihrem langsamen Schritte zu bringen; sobald wir aber den schmalen steinigen Fußweg einschlugen, gingen die Mühseligkeiten an, und mit dem Lachen hatte es ein Ende. Der Weg war zum Theil so schlecht, daß ich mich oft wunderte, wie unsere armen Thiere durchkommen konnten ohne sich die Beine zu brechen. Dadurch, daß die Pferde immer in dieselben Löcher treten, eines hinter dem anderen, haben sich in dem Fußwege große Ungleichheiten gebildet, die zum Theil durch querüber laufende Baumwurzeln noch vergrößert werden, so daß man ihn füglich mit einer Leiter vergleichen könnte, deren Sprossen die kleinen Erhöhungen zwischen den Löchern bilden. Natürlich mußte man an solchen Stellen die Pferde ganz

ſich ſelbſt überlaſſen und durfte ſie nicht antreiben; ſie ſchienen überhaupt an dieſe Art zu ſteigen ſo ſehr gewöhnt zu ſein, daß ſie ganz ſicher gingen. Ueberhaupt war der Weg gar nicht gefährlich: es ging meiſt in einem flachen Thale hin; nur hie und da beim Durchſchneiden von kleinen Bächen kamen wir an etwas ſteile Abhänge, wo ein Sturz mit dem Pferde unangenehme Folgen hätte haben können.

Um die ſieben Meilen bis zum Fuße des Berges zurück zu legen, hatten wir über zwei Stunden gebraucht. Hier wo das eigentliche Steigen ſeinen Anfang nahm, ließen wir die Pferde zurück und ſetzten unſeren Weg zu Fuß fort. Trotz meinen Ermahnungen wurde anfangs geeilt, jeder wollte der erſte ſein, aber es dauerte nicht lange, ſo waren die haſtigen Steiger außer Athem gekommen, und es trat ein vollſtändiger Stillſtand ein. Eine der Damen war nahe daran das Vorhaben ganz aufzugeben; ein wenig Ruhe brachte ſie aber auf andere Gedanken. Meiner Leitung folgend ging ſie langſam und ruhig weiter, und aus den Letzten wurden die Erſten. Wir beiden ſchonten uns ſo gut, daß wir zuletzt die rüſtigſten waren. Während meine Begleiterin ausruhte, botaniſirte ich, obgleich der wilde felſige Boden ſelten größere Abſchweifungen von dem ſchmalen, ſteilen Fußwege zuließ. Die erſte Hälfte des Weges führte uns einen ſteilen, waldigen Abhang hinauf, wo uns die Büſche und Bäume einen ſehr erwünſchten Schatten gaben; denn trotz der ziemlich beträchtlichen Höhe ſchien die Sonne ſehr warm. Als wir den Saum des Waldes verlaſſen hatten war noch immer ein bedeutender Weg zu machen, aber die ſchöne Ausſicht in die Ferne, die ſich auf einmal vor uns aufthat, und die friſche Bergluft erleichterten die Anſtrengungen, und wir gingen ziemlich rüſtig vorwärts dem ſich immer mehr nähernden Gipfel zu. Aber auf einmal kamen Wolken hinter den Höhen hervor, ein kalter, naſſer Wind fing an zu wehen, und in kurzer Zeit waren wir in einen dichten Nebel gehüllt, aus dem uns nur hie und da Durchblicke geſtattet waren nach der untenliegenden Landſchaft, wo der herrlichſte Sonnenſchein war. Eine Viertelſtunde unterhalb des Gipfels hielten wir bei einer Quelle an, um die mitgebrachten kalten Speiſen ſtatt des Mittagsmahls zu verzehren. Felſen ſchützen uns vor dem kalten, eiſigen Winde, der nach der Anſtrengung und Erhizung des Gehens doppelt unangenehm *war.* Einige Fremde, die gerade vom Gipfel zurückkehrten, den ſie

noch im Sonnenlicht verlaſſen hatten, nahmen ein Briefchen nach dem Wirthshauſe mit, worin wir die Zurückgebliebenen von dem bisherigen Erfolge unſeres Unternehmens und dem Zuſtand unſerer Kräfte in Kenntniß ſetzten. Wir ſcherzten viel über dieſen Briefwechſel vom Washington aus; dieſe wenigen Zeilen beruhigten aber die ängſtliche Mutter gewiß recht ſehr. Zwei junge Leute, die nach uns das Wirthshaus zu Fuß verlaſſen hatten, und im buchſtäblichen Sinne uns nachgelaufen waren, holten uns hier ein. Der jüngere hatte ſich ſo übermäßig angeſtrengt, daß er, gerade als er bei uns anlangte, ohnmächtig wurde. Wir ſprangen ihm mit Speiſen und Wein bei, von denen ſie beide gar nichts mitgenommen hatten, und ſchickten den Kranken nach dem Haltorte zurück, wo die Pferde ſich befanden, mit der Ermächtigung ſich eines derſelben zu nehmen, was er denn auch that. Mich wunderte die Unbefangenheit, oder wie ich es nennen ſoll, dieſer beiden jungen Leute (Studenten aus einem benachbarten Collegium), die nicht einmal daran dachten, uns für die ihnen bewieſene Theilnahme zu danken; auch am Abend im Wirthshauſe ſagten ſie kein Wort des Dankes.

Nachdem wir uns durch halbſtündiges Ausruhen erholt hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, der ſehr mühſam war. Der oberſte Gipfel iſt aus großen Felſentrümmern zuſammengeſetzt, deren Zwiſchenräume mit niedrigem Nadelholz ausgefüllt ſind: man wußte daher nicht, wohin man ſeinen Fuß mit Sicherheit ſetzen ſollte; und da wir den Frauenzimmern zu helfen hatten, und meiſtens neben dem Fußwege gehen mußten, ſo gehörte oft viel Kunſt dazu nicht ſelbſt zu fallen und nicht im Falle die, denen man helfen wollte, mit ſich zu Boden zu ziehen. Ich habe viele Berge mit ſteilen Felſenwänden und jähen Abhängen erſtiegen, aber mir iſt nie ein ähnlicher Berg wie dieſer mit einem ſolchen Durcheinander vom Felſenblöcken vorgekommen; und ich mußte unſere Damen bewundern, daß ſie es durchſetzten bis zur Spitze zu klettern. Als wir die Höhe erreicht hatten, die einen ziemlichen Umfang hat, erhielten wir die traurige Gewißheit, daß an Ausſicht gar nicht zu denken war; kaum, daß uns die Wolken manchmal einen Durchblick nach dem Thale geſtatteten; ſie ſtürmten aber ſo raſch und heftig vorbei, daß das Vergnügen immer nur Augenblicke dauerte. Manchmal beleuchtete die Sonne uns ſelbſt auch; dann aber lagen meiſtens die Wolken unter uns, und wir ſahen in ein Nebelmeer hinab. Nach Oſten hin

wurde es nie hell, hier konnten wir nicht einmal die nächsten Umgebungen des Berges unterscheiden; nach Westen dagegen wurde der Horizont hie und da frei, obgleich wir unser Wirthshaus, das in dieser Richtung lag, nie erblicken konnten. Der nähere Theil der Landschaft blieb die ganze Zeit durch zwischenliegende Wolken verhüllt. An einer vor dem kalten Ostwinde geschützten Stelle lagerten wir uns und öffneten die mitgebrachte Flasche Champagner, die sich leider als Apfelwein erwies und wohl der schlechteste Champagner war, der mir je vorgekommen ist; wir verbesserten sie aber mit Eis, das wir unter einem Felsen in der Nähe des Gipfels gefunden hatten, Ueberbleibsel eines starken Frostes, der vor einigen Tagen hier oben Statt gefunden hatte. Um unser Hiersein zu verewigen, schrieben wir unsere Namen auf eine Karte, und steckten sie in eine zerbrochene Flasche, in der sich von anderen Reisenden ebenfalls dergleichen befanden.

Nebst einem Engländer von unserer Gesellschaft beschäftigte ich mich eine Zeit lang mit mineralogischen Untersuchungen. Von Botanisiren war nehmlich da oben nicht die Rede; der Boden überall mit Felsentrümmern bedeckt, bietet beinahe gar nichts dar außer den niedrigen Tannen, die der Wind kaum zu einer Höhe von sechs bis acht Zoll gelangen läßt; eine ödere Gegend läßt sich kaum denken. M. Washington und die umliegenden Gipfel sind Urgebirge, und der Granit kommt frei zu Tage. Auf dem obersten Theile des Berges fanden sich in demselben große Stücke Glimmer, die sich oft in zwei bis drei Quadratzoll haltigen Platten ablösen ließen. Auf dem Gipfel fand ich ein Felsenstück, in welchem Turmaline eingesprengt waren, die größeren Exemplare in der Masse des Granits selbst, die kleineren im Glimmer. Leider fehlten uns die nöthigen Instrumente um dieselben abzulösen; und wir mußten uns mit dem begnügen, was wir abschlagen konnten.

Bei dieser Arbeit hielten wir uns so lange auf, daß wir unsere Gesellschaft, die sich schon auf den Rückweg begeben hatte, ganz aus den Augen verloren; meine Uebung im Bergklettern aber machte es mir leicht sie bald einzuholen, indem ich ohne große Anstrengung rasch über die Felsen hinunter sprang. Mein Engländer freilich trieb die Sache mit mehr Bedacht und Langsamkeit, und fing an einzusehen, daß er es mit einem geübteren Fußgänger zu thun habe, als er anfangs in mir gesucht hatte. Beim Hinaufsteigen hatte er nehm-

lich mein Zurückbleiben für Müdigkeit ausgelegt und mir sogar angeboten, mich durch das Tragen meiner Pflanzenbüchse zu erleichtern. Unseren Damen, die gerade keine Sprünge wagen konnten, wurde das Hinuntersteigen trotz der Erleichterungen, die wir ihnen zu verschaffen uns beflissen, sehr mühsam und oft mußten sie einen rauhen Felsen zum Ruhesitze wählen, um Muth und Kräfte zum Weitergehen zu sammeln. Wir brauchten fast mehr Zeit zum Herab-, als zum Hinaufsteigen, denn von zehn bis ein und ein halb Uhr, den Halt zum Mittagsessen mit eingerechnet, hatten wir den Gipfel erstiegen, und nachdem wir ihn ungefähr um zwei und ein halb Uhr verlassen, wurde es fünf Uhr, ehe wir zu den Pferden kamen. Hier waren nun für unsere Damen die Mühseligkeiten noch nicht zu Ende. Den müden Gliedern boten die schlechten Pferde keine angenehme Ausruhestelle dar, und während der zwei Stunden, die wir zu dem Ritte brauchten, wurden manche Seufzer ausgestoßen. Ich trieb immer zur Eile, weil ich gern der ängstlichen Mutter, der wir versprochen hatten um sieben Uhr zurückzukommen, unnöthige Unruhe ersparen wollte. Sobald wir auf die Chaussee kamen, wurden die Pferde, trotz dem Ach und Weh unserer Amazonen, in Trab gebracht, und mit vielem Lärm und Jubel kamen wir beim Wirthshause an. Die Pferde waren zuletzt muthiger, sogar feurig geworden, und man behauptete, das eine, das auf dem ganzen Wege zu den saumseligsten gehört hatte, sei in der lebhaften Sehnsucht nach dem Stalle im Galopp voraus geeilt, und der Reiter habe es kaum noch an der Thüre des Gasthauses zum Stehen bringen können. Wir waren alle ziemlich müde, und blieben nach dem Thee nicht lange auf. Zum Glück hatten wir dieses Mal jeder ein Bett, was uns die vorige Nacht nicht so gut geworden war.

Am folgenden Morgen botanisirte ich ein wenig in der Umgegend und fand manche neue Pflanze, vorzüglich im angeschwemmten Land um den Bach herum. In Erstaunen setzten uns die Menge Himbeeren, die sich hier und an vielen anderen Stellen im ganzen Thale fanden, und sich durch einen feinen aromatischen Geschmack, durch Größe und Süßigkeit auszeichneten. Wir aßen sie zum Mittagsessen, zum Frühstück, zum Nachtessen und in der Zwischenzeit auf den Spaziergängen.

Fünfundſechzigſtes Capitel.

Reiſe über die Notch der weißen Berge. Der Bergſturz Conway. Der Winnipiſeogee-See. Schäfer-Dorf Concord. Lovell. Ankunft in Boſton und Cambridge. Abſchied von der Reiſegeſellſchaft.

Am 27. Auguſt um zwölf Uhr Mittags verließen wir Eaton Crawford, um nach Conway und von da über Concord nach Boſton zu gehen. Wir hatten die stage, die eigentlich erſt am Montag hätte abgehen ſollen, für uns in Beſchlag genommen, da wir am Dienſtag Abend i. Boſton ſein wollten. Die erſten fünf Meilen folgte der nicht ſehr intereſſante Weg einem waldigen Thale, durch welches ein Bach herabfließt, der bei unſerem Wirthshauſe ſich mit dem von der anderen Seite von Washington kommenden vereinigt. Er entſpringt oben auf der Waſſerſcheide in einem kleinen ſeeartigen Sumpfe, der nach beiden Seiten hin Abflüſſe hat. Auf dieſem Sattel wohnt Thomas Crawford, Bruder von Eaton Crawford, der auch als Führer und Wirth ſeinen Unterhalt findet. Man kann nehmlich den Washington auch von hier aus beſteigen, indem man gleichſam dem Grathe folgt, der ſich von hier bis zu ihm hinzieht; der Weg ſoll ſogar weniger mühſam ſein, obgleich man eine größere Strecke zu Fuß zurücklegen muß.

Bei dem Hauſe Thomas Crawford's fängt die ſogenannte Notch (der Bergpaß) an, durch welchen ein anderer kleiner Bach, ſpäter Fluß Saco, fließt, der ebenfalls aus dem erwähnten Sumpfe entſpringt. Die Berge nähern ſich hier von beiden Seiten, und das Thal engt ſich zwiſchen zwei Felſenwänden ſo ſehr ein, daß kaum für den Bach und die Straße Platz genug bleibt. Die Höhe der Berge iſt ſehr bedeutend, und ihre Abhänge ſo ſteil, daß ſie großentheils gar nicht bewachſen ſind. Weiter unten wird das Thal breiter und der Bach größer; aber die Berge behalten dieſelbe ſchroffe Bildung, und ſind daher oft Bergſtürzen ausgeſetzt. Ein ſolcher ſehr großer fand im Sommer 1827 nach einem ſtarken Gewitter Statt. Zu der Zeit wohnte in dieſem Thale eine Familie Willie, die dabei auf eine merkwürdige Weiſe umkam. Wahrſcheinlich wurden die armen Leute durch das Geräuſch der herabſtürzenden Felſen ge-

weckt und verließen, um sich zu retten, das Haus, liefen aber auf diese Art dem Verderben gerade in den Rachen. Man fand die Leichen derselben in einiger Entfernung von ihrem unversehrt gebliebenen Hause, das von einem großen Felsen, welcher den Bergsturz getheilt hatte, geschützt worden war. Wären sie ruhig dort geblieben, so wäre das Verderben an ihnen vorbeigegangen. Obgleich seit der Zeit zehn Jahre vergangen waren (wir fuhren gerade am Jahrestage vorbei), so fanden wir doch große Strecken im Thale, wo auf den herabgestürzten Felsentrümmern und Geröllen bis jetzt noch nichts gewachsen war. Das Haus, in welchem die unglückliche Familie wohnte, hatte wieder Bewohner gefunden, die sich vor einem ähnlichen Loose nicht zu fürchten scheinen. Hier fängt das Thal an weniger wild zu werden, und bald kamen wir zu dem Gute des alten Crawford, des Vaters der beiden erwähnten Crawford, in dem wir einen alten Mann von hoher kräftiger Gestalt, einen würdigen Bewohner dieser wilden Berge fanden. Er war der erste Ansiedler in dieser Gegend gewesen und seine beiden Söhne hatten ihn an den Grenzen der Civilisation zurückgelassen, um sich noch weiter in die Wildniß hineinzuwagen und die beiden von uns besuchten Niederlassungen zu gründen.

Von hier bis Conway, das schon ganz außerhalb der weißen Berge liegt, folgten wir dem Thale des Saco-Flusses; ein blühendes Pachtgut kam nach dem anderen und man sah immer mehr die Zeichen einer vorgerückteren Vegetation und eines milderen Clima's. Der schöne Abend machte unsere Fahrt äußerst angenehm. Zum Abschiede zeigten sich die weißen Berge noch einmal in ihrer vollen Glorie und vom Washington sahen wir nun die derjenigen, auf welcher wir ihn bestiegen hatten, entgegengesetzte Seite. In Conway, wo wir kurz vor acht Uhr ankamen, fanden wir ein gutes Nachtessen, das uns nach dem beim alten Crawford eingenommenen frugalen Mittagsmahle doppelt gut schmeckte. Die Damen, welche noch an den Folgen der großen Anstrengungen vom vergangenen Tage litten, zogen sich bald zurück: wir Männer machten noch im Mondlicht einen Spaziergang durch das Dorf und suchten dann auch unsere Ruhestätte.

Von Conway bis Concord, wohin unsere Reise ging, rechnet man fünfundsiebenzig Meilen, eine ziemlich starke Tagereise; wir mußten uns daher schon um fünf Uhr des Morgens auf den Weg machen. Leider hatten wir die Kutsche nicht für uns allein, alle

Plätze im Innern waren besetzt und trotz der sechs Pferde ging es daher nicht sehr geschwinde vorwärts. Das Wetter war ziemlich gut und die Sonne gab uns in aller Frühe das Schauspiel eines Regenbogens in einer Nebelwolke an einem Hügel. Auf beiden Seiten war der Weg meist von schönen Bergreihen begrenzt, die sich jedoch an Höhe und Wildheit nicht mit den weißen Bergen messen konnten. Wir gelangten nun in die Gegend der Landseen, man könnte sie wenigstens mit vollem Recht so nennen; einer folgt auf den andern, der größte von allen ist der Winnipiseogee, der aber durch Inseln, Vorgebirge und Landzungen in so viele kleine Buchten, Straßen und Arme getheilt wird, daß man selten eine etwas größere Fläche desselben auf einmal übersehen kann. Centre harbour, wo wir zu Mittag aßen, liegt an einer der größeren Buchten desselben. Von einem Hügel im Rücken des Wirthshauses, wohin ich geschwinde vor dem Mittagsessen eilte, hatte man eine etwas umfassendere Ansicht desselben. Leider erlaubte mir die Zeit nicht einen anderen in der Nähe liegenden höheren Berg, red mountain, zu ersteigen, von wo aus man eine sehr schöne umfassende Aussicht haben soll. Von der Straße aus zwischen diesem Orte und Meredith hat man einen sehr guten Ueberblick über den See, dessen einzelne Theile manchmal wie getrennte Seen aussahen, da die verbindenden Wasserstreifen oft durch Hügel und Inseln verdeckt werden. Eine Fahrt auf demselben muß äußerst mannigfaltige Ansichten darbieten; da aber dieses Jahr kein Dampfschiff im Gang war, so konnten wir diesen Gedanken nicht ausführen.

Meredith ist ein recht niedliches junges Dörfchen, das hauptsächlich Fabriken seinen Ursprung zu danken hat. Auf unserem Wege nach Concord kamen wir durch ein Schaker-Dorf, Canterburry, und hatten im Vorbeifahren Gelegenheit die Ordnungsliebe und Reinlichkeit dieser Sektirer zu bewundern. Wie bekannt, zeichnen sie sich hauptsächlich dadurch aus, daß sie ihren Gottesdienst tanzend verrichten. Gewöhnlich wird in ihren Versammlungen nicht gesprochen, es müßte sich denn einer der Brüder oder Schwestern inspirirt fühlen und anfangen zu predigen. Auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Weiber, tanzen sie gegeneinander, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr können; und ihre Kirche ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Tanzsaal. Die Ehe ist nicht unter ihnen erlaubt, sie ergänzen sich durch Proselyten von der Welt her; doch

erlauben sie Familien zusammen zu wohnen. Jeder, der in die Gesellschaft eintritt, gibt sein Vermögen, wenn er welches hat, an sie ab, und erhält von dem Ertrage seiner Arbeit das zu seinem Unterhalte und seiner Kleidung Nothwendige; das Uebrige fällt in die gemeinsame Casse. Es giebt ungefähr zehn solcher Gesellschaften in den Vereinigten Staaten, die alle in sehr blühenden Umständen sind, ihr Land mit vielem Fleiß und großem Erfolge bebauen und außerdem mancherlei Handwerke und Gewerbe treiben, was ihnen viel Geld einbringt. Das berühmteste Dorf dieser Sekte ist Libanon im Staate Massachusetts, das in der Nähe eines ziemlich besuchten Badeortes desselben Namens liegt und daher von vielen Reisenden besucht wird, die sich gewöhnlich an Sonntagen einstellen, um dem eigenthümlichen Gottesdienst beizuwohnen. In dem Dorfe, durch das wir kamen, waren Häuser und Scheunen alle gut und dauerhaft gebaut und sehr sorgfältig unterhalten, die Straße besser als an jeder anderen Stelle desselben Weges und die Felder zu beiden Seiten mit Steinzäunen eingefaßt: Alles, mit einem Wort, deutete auf große Sorgfalt und Ordnung.

Ziemlich spät gelangten wir nach Concord, das ein viel bedeutenderes Städtchen ist, als ich mir gedacht hatte. Es ist die Hauptstadt des Staates New-Hampshire, und enthält mehrere hübsche Gebäude; es zeichnet sich unter anderen auch durch die Menge der Wirthshäuser aus, von denen das unsrige recht gut war. Am Morgen nach dem Frühstück setzten wir unsere Reise fort, und zwar in einem für uns allein genommenen Wagen, so daß wir uns nach unserer Bequemlichkeit richten konnten. Das Wetter war herrlich, der Weg aber nicht sehr interessant; wir folgten nehmlich einer neuen Straße, die uns meist durch unbebaute und ziemlich ärmliche Landstriche führte. Mehrere der Damen wagten sich auf die Außenseite und wir unterhielten uns sehr angenehm bis wir etwa nach zwölf Uhr in Lovell ankamen.

Vor dem Mittagsessen konnten wir uns in dieser neuentstandenen, am Flusse Merrimak gelegenen Fabrikstadt ein wenig umsehen. Der eine Theil derselben wird von Buden und Wirthshäusern gebildet, der andere, der sich längs dem Flusse und Canale hinzieht, besteht aus den unermeßlichen Fabrikgebäuden und den Wohnungen der Arbeiter, welche theils große hohe Gebäude, theils ein oder zweistöckige Gebäude sind. Die Fälle, die sich an dieser Stelle im Flusse

befinden, geben die bewegende Kraft zu allen dieſen vielen Fabriken her, welche durch den Zoll, der auf die Einführung ausländiſcher Baumwolle-Fabrikate gelegt worden iſt, begünſtigt werden. Bewunderungswürdig iſt es, was hier der Fleiß und die Betriebſamkeit der Menſchen durch kluge Benutzung günſtiger Umſtände in wenigen Jahren hervorgebracht haben. Im Jahre 1818 war in Lovell eine kleine Mühle und der Ort enthielt zweihundert Einwohner; jetzt findet ſich eine Stadt hier, die vielleicht ſechzehntauſend Einwohner zählt. Die Anzahl der Fabriken, ſo wie das auf ſie verwendete Capital, nimmt mit jedem Jahre zu. Zu den Arbeiten in den Fabriken braucht man meiſtens Mädchen, Töchter von Pächtern aus der Umgegend, die zu ſtolz ſind, um in einen Dienſt zu gehen und vorziehen in einer Fabrik zu arbeiten, wo ſie zugleich mehr Geld verdienen. Ihre Abſicht geht gewöhnlich dahin, ſich für ihre künftige Verheirathung etwas Vermögen zu ſammeln, oder für einen gewiſſen Zweck eine Summe Geld zu erwerben. Die Sitten dieſer Fabrikarbeiterinnen ſollen untadelhaft ſein; man hört äußerſt ſelten von Fehltritten, und Unglückliche, die gefallen ſind, müſſen gewöhnlich die Fabrik verlaſſen, weil ſonſt die Nebenarbeiterinnen weggehen würden. An einigen Orten führen die Eigenthümer eine gewiſſe Sitten-Aufſicht und handhaben eine Art von Polizei, indem ſie jeden Arbeiter, der ſich eines Laſters ſchuldig macht entlaſſen, was einen ſehr guten Einfluß auf die Sitten der niederen Claſſen haben muß. Uebrigens mag der hohe Lohn, den man den Arbeitern zahlt, und wodurch ſie in Stand geſetzt werden, etwas auf ſich zu halten, auch etwas für Beförderung der beſſeren Sitten beitragen. Da nun einmal in Amerika durch Gewohnheit und Sitte Feldarbeiten für das weibliche Geſchlecht als entehrend gelten, und auch gegen das Dienen ein großer Widerwille herrſcht, mithin manchem armen Mädchen kein anderer Weg, ſich ſein Brod zu verdienen, offen ſteht, als in eine Fabrik zu gehen; ſo iſt es ein großes Glück für das Land, daß unter dieſer in den meiſten Ländern Europa's durch Unſittlichkeit ausgezeichneten Claſſe hier ein ganz anderer Sinn herrſcht. Dieſe Fabrikmädchen wohnen in bequemen Häuſern, haben ihr gutes Eſſen, gehen ſehr anſtändig gekleidet, bauen Kirchen, gründen Leſezirkel und verſchaffen ſich Abendvorleſungen, ſo gut wie die Damen einer Handelsſtadt. Man hält das Arbeiten in einer Fabrik ſo wenig für entehrend, daß oft Schweſtern Monate

lang sich dazu verstehen, um die Kosten für die Studien eines Bruders zu decken. Es kommt nehmlich in Amerika, namentlich in den Neuengland-Staaten vor, daß sich junge Mädchen für ihre Brüder und Verwandte aufopfern, für sie arbeiten, nähen, und ihnen das Erworbene mittheilen, was diese dann auch ohne Bedenken annehmen. Daß man alle Frauenzimmer, die sich Lovell nähern, für Fabrikarbeiterinnen ansieht, ergab sich daraus, daß ein Mann in der Nähe von Concord an unseren Wagen trat und fragte, ob keine von den darinsitzenden Frauenzimmern in eine Fabrik zu gehen beabsichtigten. Da unsere Begleiterinnen keine Lust dazu hatten, so mußten wir natürlich die Frage verneinen.

Hier trennte sich unsere Gesellschaft. Ich mit einem der Herren fuhr gleich nach dem Mittagsessen auf der Eisenbahn nach dem fünfundzwanzig Meilen entfernten Boston: die übrige Gesellschaft blieb noch einige Stunden in Lovell, um mehrere der Fabriken in Augenschein zu nehmen, und uns dann ebenfalls nach Boston zu folgen. Der Weg ist in der Nähe vor Boston ziemlich interessant, aber ich fühlte mich ein wenig müde, und schlief daher die meiste Zeit. Ziemlich früh am Abend, nachdem ich mich zuvor noch für die nachkommende Reisegesellschaft nach einem Unterkommen in Boston umgesehen hatte, kam ich nach Cambridge, wo ich zu meiner Freude meinen Bruder hergestellt und sonst Alle im Hause gesund und wohl fand. Die Trennung von meiner so angenehmen Reisegesellschaft, mit der ich während der drei Wochen unserer gemeinschaftlichen Reise so manche vergnügte Stunde verlebt hatte, that mir sehr leid, und während ihres Aufenthaltes in Boston benutzte ich jede Gelegenheit, sie zu sehen. Die beiden Tage nach meiner Ankunft waren mit akademischen Feierlichkeiten angefüllt; es fand nehmlich das sogenannte Commencement und am andern Tage die Feier der ΦBK Gesellschaft Statt.

Sechsundsechzigstes Capitel.

Abschied von Amerika. Rückblicke auf die Reise und allgemeine Bemerkungen. Schiffsleben. Ueberblick der gesehenen Länder in Ansehung des Klima's und Bodens.

Der Monat September, den ich im Hause meines Bruders auf eine höchst angenehme Weise zubrachte, verging nur zu geschwind, und ehe ich mich dessen versah, war der Oktober herbeigekommen, und meine Abreise vor der Thüre. Obgleich es immer nur meine Absicht gewesen war, auf Besuch nach Amerika zu kommen, und ich ganz mit dem Gedanken der Rückkehr nach Europa vertraut war; so hatte ich ihn doch vermöge eines natürlichen, jugendlichen Leichtsinnes, mit dem man sich gern der anziehenden Gegenwart hingibt, in den Hintergrund meiner Seele geschoben, und die bevorstehende Trennung überraschte mich. Schwer, sehr schwer wurde mir der Abschied von meinem Bruder. Durch ein längeres Zusammenleben hatte sich unser durch eine zwölfjährige Trennung unterbrochenes Verhältniß enger und fester geknüpft; ich wurde für ihn gleichsam das Band, das ihn mit den übrigen Gliedern der Familie in Europa besser und lebendiger als der Briefwechsel, in Verbindung setzte; ich galt ihm als der Abgeordnete aus der anderen Welt. Dazu hatte ich an seiner liebenswürdigen Gattin eine schwesterliche Freundin gewonnen, die mich durch tausend Gefälligkeiten und Dienstleistungen, durch die zarteste, wohlwollendste Aufmerksamkeit zu ihrem ewigen Schuldner gemacht hatte. Und von diesen geliebten Personen sollte ich vielleicht auf ewig Abschied nehmen, sollte wieder das unermeßliche Weltmeer, als eine für mich gewiß nicht wieder übersteigliche Schranke der Trennung, überschreiten. — Indessen hatte ich den leichteren Theil: den Zurückgelassenen wird die Trennung immer schwerer, als den Weggehenden. Mich erwartete die Heimath mit allen ihren angenehmen Erinnerungen und Aussichten und die Rückkehr bot hinlänglichen Stoff dar, mich zu zerstreuen und zu beschäftigen, während sich im ruhigen Leben einer Familie wenig darbietet, was die Lücke, die ein wenn auch nur vorübergehendes Glied derselben läßt, sogleich decken könnte. Den Trost *konnte ich mitnehmen*, daß mein Bruder im Kreise einer geliebten

und liebenden Familie glücklich ist und sich in einer Lage befindet, die ihm ziemlich Alles erlaubt und darbietet, was nicht zu unmäßige Wünsche fordern können.

Auf die in Amerika verbrachte Zeit konnte ich nicht nur mit vielem Vergnügen, sondern auch mit dem Bewußtsein zurückblicken, daß sie für mich von großer Bedeutung gewesen sei und nachhaltige Wirkungen auf mich gehabt habe. Diesem vierzehn-monatlichen Aufenthalte hatte ich die Kenntniß der englischen Sprache und eine gewisse Gewandtheit im Gebrauche derselben zu verdanken. Mit sehr geringen Vorkenntnissen in dieser schönen Sprache betrat ich das Land, aber ich widmete während meines ruhigen Aufenthaltes in Cambridge ihrem Studium fast alle meine Zeit, und durch die gütige Beihülfe von Freunden gelang es mir, auch mich mit der so äußerst schwierigen Aussprache genauer bekannt zu machen, freilich nicht in dem Grade, als ich es wünschte, aber doch hinlänglich, um mit Leichtigkeit verstanden zu werden. Was mich in der Heimath viele Stunden des mühsamsten Studiums würde gekostet haben, lernte ich hier spielend und gleichsam als Nebensache. Und wenn es wahr ist, daß jede neue Sprache dem, der sie erlernt, eine neue Welt aufschließt, so kann ich diesen Gewinn nicht hoch genug schätzen. Auch in vieler anderer Beziehung hatte diese Reise auf mich einen fördernden und bildenden Einfluß gehabt; mein Ideenkreis war dadurch erweitert, der Schatz meiner Erfahrungen bereichert worden.

Ehe ich mich in Havre einschiffte, hatte ich zwar schon die See gesehen, auch kleine Küstenfahrten gemacht, aber das Schiffsleben auf der hohen See war ganz neu für mich. Als ich zum ersten Mal das Land aus den Augen verlor und mich auf der unermeßlichen Wasserfläche sah, da erst machte die Großartigkeit des Meeres ihren ganzen Eindruck auf mich. Welch Vergnügen, bei mäßigem Winde und heiterem Himmel dem Spiele der Wellen zuzusehen, wie sie in ewiger Thätigkeit sich heben und senken, und gleichsam das Bild eines beweglich gewordenen oder sich neu gebärenden hügelichten Landes darbieten; wie eine Woge die andere drängt und jede ihr kurzes Dasein vollendet, an der Spitze in weißem Schaume überfallend, und am unteren Theile im Sonnenlichte mit lieblicher, blauer Farbe schimmernd. Stundenlang kann man so staunen und immer wieder ansehen, was einem immer wieder neu erscheint. Hat man sich auf den Schnabel des Schiffes gestellt, so sieht man, wie es auf- und

abwogt, einmal tief im Waſſer, dann hoch auf einer Welle, links und rechts einen weißen Streifen zurücklaſſend. Vielleicht hat ſich gerade eine Heerde Delphine um das Schiff geſammelt, die eifrig mit demſelben um die Wette ſchwimmen, wenn es geſchwind ſegelt, oder munter um deſſen Spitze ſpielen, und hie und da aus dem Waſſer ſpringen, wenn der Wind nicht ſehr ſtark iſt. Das Waſſer hat eine anziehende Kraft, wie jeder erfahren hat, der einmal am Ufer eines Fluſſes oder auf einer Brücke geſtanden hat; aber in viel höherem Grade hat ſie das Meer; je mehr man ſich dem Beſchauen deſſelben und ſeinen wechſelnden Erſcheinungen hingibt, deſto mehr fühlt man ſich angezogen.

Das Eſſen, Schlafen, Leſen, Gehen auf einem Schiffe, alles hat ſeine Neuheit, ſeinen Reiz. Zum erſten Mal den Maſt zu beſteigen, fordert ſchon viel Muth. Wenn man aber beim Maſtkorbe angekommen, vom Maſte ab unter dem Boden des Maſtkorbes wegklettern muß, und ſich blos auf ſeine Hände verlaſſen kann, indem man ſich gleichſam auf der hinteren Seite der Leiter befindet, hat man wohl eine Anwandlung von Bangigkeit. Obgleich ziemlich vertraut mit Klettern, blieb ich doch länger oben als ich eigentlich Luſt hatte, weil ich mich vor dem Herunterklettern fürchtete. Aber nach und nach wird man mit dieſen Wegen vertrauter, und als wir in die Nähe des Landes kamen, kletterte ich in der erſten Aufregung über dieſe intereſſante Nachricht bis zum vierten Segel hinauf. Unſer damaliger Aufwärter, ein alter Matroſe, der noch weiter ſtieg, faßte ein falſches Seil, das nicht feſthielt, und war ſchon im Fallen, als er ſeinen Irrthum einſah und ſchnell ein anderes ergriff. Der Fall von einer Höhe von hundertzwanzig Fuß würde ihm wohl das Leben gekoſtet haben. Wenn der Wind etwas ſtark iſt und das Schiff von demſelben auf die Seite gedrückt wird, ſo ſieht man ſich auf dem erſten oder zweiten Maſtkorbe oft gleichſam über dem Waſſer; das Verdeck erſcheint, von der Höhe geſehen, wie ein ſchmaler Streif im Vergleich zu der unabſehbaren Fläche, und man iſt bald über, bald neben demſelben. Dieß findet im ſtärkſten Grade bei ſogenannter rollender See Statt; ſo nennt man nehmlich die See, wenn es einen oder zwei Tage nach einem Sturme noch immer ſehr hohe Wellen gibt, die aber ganz gleichmäßig ſind, und wie glatte Berghöhen ſich dem Schiffe nähern. *Iſt damit* Windſtille verbunden, oder der Wind nur ſchwach, ſo

beſchreiben die Spitzen der Maſte beinahe einen Halbkreis, wie man ſich nach ihrer beträchtlichen Höhe leicht denken kann. Dieſe ſeitwärts ſchaukelnde Bewegung des Schiffes iſt die unangenehmſte, beſonders wenn man im Bette liegt: man fällt dann einmal auf dieſe Seite, dann wieder auf die andere, und nur bei ziemlicher Uebung und großer Vorſicht iſt Schlaf möglich. Die ſchaukelnde Bewegung von hinten nach vorn iſt lange nicht ſo unangenehm, weil das Schiff in dieſer Richtung ſo viel länger iſt, und ſie durch ſeine Länge zum Theil bricht; auch ſtehen die Betten immer der Länge nach, und man wird daher durch die auf- und abgehende Bewegung immer weniger beunruhigt.

Die Segel und Seile ſind dem Neulinge anfangs ein Räthſel und ich lernte ihre Namen kaum auf der erſten Reiſe kennen; ebenſo ſind die Befehle des Capitains und Lieutenants unverſtändliche Töne, deren Bedeutung man erſt nach und nach kennen lernt. Die Matroſen mit ihren Eigenheiten und ihren drolligen Gewohnheiten ſind ein nicht unwürdiger Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Vielleicht befinden ſich Auswanderer an Bord, gewöhnlich Deutſche, deren Geſchichte auch in einer müßigen Stunde beſchäftigen kann. Genügt alles dieß nicht, oder findet man ſich dadurch nicht angezogen, ſo macht man einen Spaziergang auf dem Verdecke, lieſt ein wenig, ſchreibt, miſcht ſich vielleicht in eine Unterhaltung der Mitreiſenden, oder nimmt ſeine Zuflucht zum Eſſen. Trotz dem gibt es wohl noch Stunden, die gänzlich von der Langenweile in Beſchlag genommen werden; aber dieß iſt von der Eigenthümlichkeit einer Seereiſe nicht zu trennen, und muß eben ſo gut genoſſen werden wie die Seekrankheit, die auch nur wenige Glückliche verſchont. Ueberhaupt gehören die Unannehmlichkeiten eben ſo gut zu der Ueberfahrt, als die Annehmlichkeiten, und gewöhnlich halten ſie ſich ſo ziemlich das Gleichgewicht. Geduld iſt eine höchſt nöthige Tugend für das Schiffsleben, und eine gewiſſe Doſis von Pflegma unentbehrlich; das Uebrige findet ſich von ſelbſt. Die Geſundheit nimmt bei denen, die nicht ſeekrank ſind zu; ein Appetit ſtellt ſich ein, deſſen Aeußerungen einen oft vor den Mitreiſenden beſchämt machen; Schlaf kommt mehr, als man genießen kann, und Faulheit entwikkelt ſich in ſolchem Grade, daß ſie alle guten Vorſätze zu Schanden werden läßt. Beim erſten Wiederbetreten des Landes wird man ein neuer Menſch, und fühlt ſich munter und friſch am Körper und

Geiſt; die Mühſeligkeiten ſind im erſten Augenblicke vergeſſen, und man erinnert ſich nur noch des Angenehmen, das man genoſſen hat.

Und was verſprach mir das Land, das ich betrat, und was gewährte es! die Umarmung eines Bruders, die heiterſten Tage im Schooße ſeiner Familie, im Kreiſe ſeiner Verwandten und Bekannten, im beſten geſelligen Kreiſe in Boſton, und dann Reiſen nach verſchiedenen Gegenden des Südens und Nordens von Nordamerika.

Im Süden kam ich bis zum dreißigſten Grade der Breite und bewunderte dort die Pracht der ſüdlichen Vegetation, die unabſehbaren, majeſtätiſchen Nadelwälder, die dichten üppigen Sümpfe mit den mächtigen Rohrgebüſchen, mit den vielen ſchönblühenden Sträuchern, den Blüthenſchmuck der Azaleen, Magnolien, Chionanthen u. ſ. w. Das Klima zeigte mir im April und Mai noch ſeine angenehme Seite; die Hitze war noch erträglich, die Mosquitos wenig zahlreich, und dieſe ſchönen milden Nächte ohne die ſchwüle, drückende Hitze des Tages, und doch ohne die rauhen Lüfte und die Feuchtigkeit der nordiſchen Nächte mit dieſer angenehmen, erquickenden Wärme und der Pracht des ſüdlichen Sternenhimmels drückten dem reichbelebten Bilde des Tages das Siegel der Vollendung auf.

Flüſſe, Ebenen, Berge, alles trägt dort einen eigenen Charakter, ſelbſt die Sandhügel, auf denen ſich nur ärmliche Eichen finden, und jene ſandigen Ebenen, auf denen die ſtolzen Fichten in unzähliger Menge wurzeln, deren üppiges Wachsthum gegen den nackten, dürren Boden doppelt abſticht. Auch im Anbau des Landes iſt Alles abweichend. Die Fruchtarten, die im Norden einen ſo reichlichen Ertrag abwerfen, kommen auf dieſem üppigen Boden nicht gut fort; ſelbſt Welſchkorn gedeiht nicht gut, und ſcheint ſogar ſeine Art etwas verändert zu haben. Dagegen finden ſich hier die unabſehbaren Baumwollen- und Zuckerpflanzungen, und an den Flüſſen des Südens iſt der Miſſiſſippi, deſſen Nebenflüſſe den größten Strömen Europa's gleichkommen, faſt einzig in ſeiner Art, gehört aber ſeinem Urſprung und dem größten Theile ſeines Laufes nach dem Weſten an. Die Flüſſe des Südens ſind tiefe ruhige Waſſer, die theils zwiſchen hohen ſteilen Abhängen verborgen hinfließen, theils ſich in einer unabſehbaren Ebene langſam fortwälzen, ſie oft durch ihre Ueberſchwemmungen in eine Waſſerfläche verwandeln und die großen Sümpfe zurücklaſſen. An den ſchlammigen Ufern ſonnen ſich die Alligatoren, die bei dem Geräuſche des Dampfbootes lange

ſam in die Tiefe gleiten, vielleicht noch den Kopf oder den zackigen Rücken zeigen und bald, nachdem das Boot vorüber iſt, wieder auftauchen.

Die Wälder ſind von bunten, rothen, gelben, blauen Vögeln belebt, die das Volk mit dem Namen Päbſte und Cardinäle belegt hat. Die Gabe des Geſanges hat ihnen die Natur meiſtens verſagt, dafür aber das Gefieder mit verſchwenderiſcher Gunſt ausgeſtattet. Die Stille der Nacht wird blos unterbrochen durch das unermüdete Zirpen und Schrillen von Grillen und Cicaden aller Art, und in der Nähe der Sümpfe durch das laute Gequake der Fröſche, das freilich für den Schlag unſerer Nachtigallen keinen Erſatz darbietet, das aber in der Ferne ſo übel nicht tönt und dem ich auf nächtlichen Reiſen oft nicht ungern lauſchte.

Die neuen Genüſſe, welche der Süden dem Geſchmackſinne darbietet, dürfen wohl auch, obſchon gröberer Art, mitgezählt werden. Wer die Südfrüchte bisher nur in den ſchlecht erhaltenen halbreifen Exemplaren, die man gewöhnlich in nördlichen Ländern verkauft, kennen gelernt hat, der iſt überraſcht, wenn er zum erſten Mal eine Orange ißt, die noch vor wenigen Tagen am Baume hing und nur nach vollſtändiger Reife gepflückt wurde; welch ein Unterſchied, wie ſüß und aromatiſch iſt der Saft dieſer Frucht! Daſſelbe wird man mit anderen ſüdlichen Früchten finden, von denen ich freilich manche der frühen Jahreszeit wegen nicht kennen lernte und mich damit tröſten mußte, daß man auf einer Reiſe nicht Alles vereinigen kann. Unſere Obſtarten, namentlich das Kern- und Steinobſt, für welche das Klima nicht paßt, und die, wenn ſie gezogen werden, nicht gerathen, vermißt man hier ungern. Aber die vielen Arten Melonen, vor allen die Waſſermelonen, äußerſt ſaftreiche Früchte, deren Genuß bei der drückenden Hitze ungemein erquickend iſt, bieten einen für das Klima ſehr paſſenden Erſatz dar. Ein Mangel wird den nordiſchen Reiſenden oft unangenehm berühren, ich meine den Mangel an Milch. In den Straßen der Städte, ſelbſt Charleston's, ſieht er magere, elende Kühe, magerer, als die im Traume Pharao's herumirren, und es wird ihm anſchaulich, daß die Milch aus ſolchen Quellen geſchöpft, nicht gut, nicht reichlich ſein kann. Gras gibt es in dieſen Ländern äußerſt wenig und die andere unpaſſende Nahrung macht, daß eine ſehr wohlgenährte Kuh, ſobald ſie nach dem Süden gebracht wird, abmagert und zum Skelett herabſinkt.

Und doch bietet die Milch in der Hitze ein so erquickendes Getränke dar, und mit etwas mehr Sorgfalt wäre diesem Mangel gewiß abzuhelfen. An Schlachtvieh fehlt es auch, und das Fleisch muß vom Norden her, oder wenigstens aus dem bergichten Theile des Landes bezogen werden; denn mit dem Bau der Baumwolle und des Zukkerrohres läßt sich die Viehzucht nicht gut verbinden. Die Ochsen, die man auf den Pflanzungen sieht, werden meist blos zum Ziehen benutzt. In Louisiana benutzt man zur Feldarbeit häufig Maulthiere, welche weniger Pflege als die Pferde fordern und es mit der Nahrung nicht so genau nehmen. Sie werden zugleich mit den Pferden im Staate Kentucky gezogen und zu Wasser nach New-Orleans gebracht. Was überhaupt der Süden ohne die Flüsse wäre, weiß ich nicht; auf jeden Fall würde er in seiner Entwickelung weit zurück geblieben sein. Das Land setzt der Communikation zu viele Hindernisse entgegen, als daß sie auch nur theilweise hätten überwunden werden können, wie es denn auch noch jetzt mit den Landstraßen schlecht aussieht.

Die Reise den Missisippi hinauf brachte mich bald in eine andere Welt, in den sogenannten Westen; und obgleich die Uebergänge ganz allmählig kamen, so waren die Unterschiede doch nicht weniger auffallend. Zum Westen rechnet man die nördlicher gelegenen westlichen Staaten, als, Missouri, Illinois, Ohio u. s. w. Er wird durch die Bergkette der Alleghani vom Osten und den atlantischen Staaten geschieden, von welcher die Wasser auf der einen Seite nach dem atlantischen Meere, auf der anderen nach dem großen Thale des Missisippi und dem mexikanischen Meerbusen hinfließen. Er umfaßt beinahe den größten Theil des Landes und obgleich seine Bevölkerung die der atlantischen Staaten noch nicht überschritten hat, so nimmt sie doch in einem so großen Maße zu, daß sie bald das Uebergewicht erlangen wird. In den erst kürzlich entstandenen Staaten sind noch unabsehbare Landstriche unbewohnt, die Tausenden und Tausenden von Einwanderern reiche und blühende Wohnsitze darbieten, und manche Jahre mögen vergehen, ehe alle diese weiten Strecken völlig urbar und bebaut sein werden.

Zum Charakter des Westens scheint das Merkmal der Größe wesentlich zu gehören: er hat die großen Flüsse, die großen Wälder und Bäume, die großen Ebenen, die großen unermeßlichen Seen, die mit ihrem unbegrenzten Horizonte und dem tiefblauen Wasser

an das Meer erinnern und mit denen ſich die keines anderen Welttheiles meſſen können) und ſelbſt die größten Berge; denn die Rocky mountains, die in dem ſüdweſtlichen Theile deſſelben liegen und denſelben von den Küſtenländern des ſtillen Meeres trennen, erheben ſich zu einer Höhe von vierzehntauſend Fuß, während die höchſten Spitzen der Alleghani kaum ſechstauſend Fuß erreichen, und der Washington in den weißen Bergen es auch nur auf ſiebentauſend Fuß bringt. Die großen unbewaldeten Grasflächen, die berühmten, vielbeſprochenen Prairies finden ſich am zahlreichſten im nördlichern Theile des Weſtens. Kleinere gibt es deren auch im Süden, aber ſie tragen dort ein anderes Gepräge, weil ſie meiſtens Mangel an Waſſer haben und daher im Sommer das Gras auf denſelben dürr iſt. Die Bewohner ſtecken es dann in Brand, worauf im Herbſt ein zweiter Nachwuchs Statt findet, der den Heerden ein zartes gutes Futter darbietet. Doch finden ſich dieſe Prairies meiſtens im höheren Theile des Landes, weniger in den niedrigen, ebenen Strecken in der Nähe der Seeküſte die großen unabſehbaren Prairies, wie ſie in Michigan und noch mehr in dem auf der anderen Seite des Lake Michigan gelegenen Lande vorkommen, in welchem eine Anhöhe von ſechzig Fuß ein Berg genannt wird, und eine umfaſſende Ausſicht über die unbegrenzten gleichſam wellenförmigen und dieſer eigenthümlichen Bildung wegen mit dem Meere verglichenen Ebenen darbietet, werden ebenfalls zur Beförderung eines üppigen Graswuchſes jedes Frühjahr in Brand geſteckt. Vielleicht wird durch dieſes Brennen, das die Weißen von den Indianern gelernt haben, der Aufwuchs von Bäumen verhindert, denn obgleich die alten Stämme ſelten davon leiden, ſo verbrennen doch meiſt die jungen Aufſchüſſe. Wenn man ſich auf dieſe Art leicht erklären kann, warum jetzt die Prairies nicht mit Bäumen bedeckt ſind, ſo bleibt es doch immer ein Räthſel, wie dieſe waldloſen Ebenen entſtanden ſind; denn einmal, ſollte man glauben, müſſen ſie doch mit Bäumen bedeckt geweſen ſein. Daß der Boden nicht geeignet ſei, Bäume hervorzubringen, kann man deßwegen nicht annehmen, weil ja einzelne Baumgruppen vorkommen, und wo hie und da Bäume wachſen, da können auch ganze Wälder vorkommen. Auf den erſten Blick empfiehlt ſich ſehr die Annahme, daß die Urwälder vor undenklichen Zeiten von den damaligen Einwohnern in Brand geſteckt worden und dieſe einzelnen Baumgruppen die Ueberbleibſel derſelben

ſind. Aber dieſer Annahme ſteht entgegen, daß die meiſten dieſer Bäume zu den Laubhölzern gehören und daß Laubholzwälder ſchwer in Brand gerathen. Selbſt in Kieferwäldern kann man ohne Gefahr das untere Buſchwerk anſtecken, wenn es nicht etwa zu hoch iſt und die unteren Aeſte der hohen Bäume erreicht. In den meiſten Wäldern des Weſtens und auch in vielen der atlantiſchen Staaten wird das Buſchwerk jedes Frühjahr regelmäßig angeſteckt und blos in Ausnahme-Fällen geſchieht es, daß dadurch die Wälder in Brand gerathen; und auch dann beſchränkt ſich das Feuer gewöhnlich auf einzelne Stellen. Da nehmlich die Wälder als Weideplätze für das Vieh, beſonders für die Schweine, benutzt werden, ſo muß man den Graswuchs zu befördern ſuchen, und das einfachſte, und wie es ſcheint, recht wirkſamſte Mittel iſt das Feuer. Die Anſiedler machen in den Wäldern auch den Gebrauch, daß ſie, nachdem ſie die meiſten Bäume umgehauen, und die Stämme in Sicherheit gebracht haben, die zuſammengehäuften Aeſte und Büſche anzünden, wodurch der Boden einige Zoll tief verbrannt und eine Aſche gebildet wird, die ihn äußerſt fruchtbar macht. Die hohen, ſtehen gebliebenen Bäume erhalten ſich mitten in den Flammen unverſehrt, und höchſtens ihre Rinde wird angegriffen. In hohlen abgeſtorbenen Stämmen, wie man ſie oft in den amerikaniſchen Wäldern ſtehen ſieht, brennen die Flammen manchmal bis oben hinauf, ſo daß man aus den verſchiedenen Löchern das Feuer und aus der Spitze den Rauch hervorquellen ſieht; meiſt wird aber auch hier nicht der ganze Stamm von den Flammen aufgezehrt. Böte das Feuer ein Mittel dar, Wälder zu vernichten, ſo hätte man es gewiß in Anwendung gebracht, um ſich das mühſame Lichten derſelben zu erſparen.

Aber nicht blos in der Beſchaffenheit des Landes und der Vegetation ſpricht ſich vor Allem der Begriff der Größe aus, ſondern, wenn man die großen hohen Geſtalten der weſtlichen Amerikaner ſieht, ſcheint es, als wenn das Land auch der Menſchenrace ſeinen Charakter aufgedrückt habe. Dieſe beſondere Entwickelung der Menſchen mag ihren ganz natürlichen Grund im Reichthume des Landes haben, denn Fleiſch iſt in großem Ueberfluß vorhanden und macht mit Kornbrod (d. h. mit Brod aus Welſchkornmehl), beinahe die einzige Nahrung der Landbewohner aus. Auch die Größe und Höhe der Bäume und die Ergiebigkeit aller möglichen Frucht- und Getrei-

dearten läßt ſich einfach aus dem Reichthum des Bodens erklären, ſteht aber mit dem ganzen Charakter des Landes in Einklang, wo nun einmal Alles nach einem größeren Maßſtabe, als in den übrigen Theilen von Nordamerika, ſich geſtaltet hat und noch geſtaltet.

So wie man die Alleghani überſchreitet, bietet ſich ein anderer Anblick dar, der noch eigenthümlicher wird, wenn man mehr nach dem Norden kommt und den ſogenannten Oſten betritt. Zwiſchen den öſtlichen und ſüdlichen Staaten liegen die mittleren, zu denen man New-York, Penſylvania, New-Jerſey, Delaware, Maryland und wohl auch Virginia rechnen kann. Hier finden ſich die Uebergänge nicht nur zwiſchen dem Norden und Süden, ſondern auch zwiſchen dem Oſten und Weſten. Mehrere dieſer Staaten nehmlich, als New-York, Penſylvania, Virginia, beſtehen aus einem öſtlichen und einem weſtlichen Theile, indem ſie ſich meiſtens tief von der Seeküſte ab ins Land erſtrecken.

Der Oſten der Vereinigten Staaten macht in Anſehung der Beſchaffenheit des Bodens einen bedeutenden Gegenſatz zum Weſten; denn die Bevölkerung, wenigſtens des nördlichen Theiles des letzteren, iſt ſo ziemlich dieſelbe, und ſtammt großentheils aus den öſtlichen oder Neuengland-Staaten. Von den reichen üppigen Fluren des Weſtens ſticht der magere, unfruchtbare, felſige Boden des Oſtens bedeutend ab. Die zahlreichen, ſchmalen Thäler ſind manchmal ziemlich fruchtbar, und einige größere können den beſten Fluren des Weſtens an Fruchtbarkeit gleichgeſtellt werden; aber die vielen kleinen Hügel und Höhen ſind meiſt felſig und nur mit einer dünnen Schicht Erde überzogen; an vielen Stellen tritt der Felſen zu Tage und aus dem grünen Raſen gucken überall graue Felſenplatten hervor. Ebenen gibt es eigentlich gar nicht, außer an der Meeresküſte und im Marſchlande. Waſſer hat der Oſten in reichlichem Maße, vor Allem auch viele Seen, die ſich jedoch mit denen des Weſtens gar nicht vergleichen laſſen, kleine, ſchmale Streifen, die in gewundenen Thälern verſteckt liegen und ſelten große Waſſerflächen darbieten. Meiſt ſind ſie mit kleinen Inſeln geziert, die mit ihren felſigen Ufern und kühn abgeſchnittenen Formen einen lieblichen Anblick gewähren; das Waſſer iſt meiſt ſehr klar und muntere, über Felſen herabſtürzende Bäche entſpringen in denſelben. Mannigfaltigkeit, die aber endlich der vielen Wiederholungen wegen zur Einförmigkeit wird, iſt der Charakter des ganzen Landes. Thäler, Seen, Buchten, Wälder

wiederholen ſich ziemlich immer wieder in demſelben Verhältniß und derſelben Form. Die Seeküſte iſt auf eine ähnliche Art in viele kleine Baien zerriſſen. Die Mündungen der Flüſſe bilden zum Theil vortreffliche Häfen, die eine hohe Fluth beiträgt offen zu erhalten, und deren Ufer meiſt aus Felſen gebildet werden. Viele dieſer Flüſſe, ſelbſt wenn ſie nicht von beträchtlicher Größe ſind, werden durch die Fluth auf eine ziemliche Entfernung ins Land hinein ſchiffbar. Der tiefe, ſicheren Ankergrund darbietende Strand iſt reich an Fiſchen, und entſchädigt dadurch die Einwohner für das wenig Hülfsquellen enthaltende Land. Die zahlreichen Fälle in den Flüſſen und Bächen haben auf eine andere Art dazu beigetragen, das Land reich und wohlhabend zu machen, Fabriken und Mühlen ſind an allen ſolchen Orten in großer Anzahl entſtanden, und jeder Fall eines Baches wird eine Hülfsquelle der Betriebſamkeit. In den vielen Felſen iſt von der Natur auch ein Erſatz für den ärmlichen Boden gegeben: die guten Steinarten, die ſich überall vorfinden, verſchaffen den Bewohnern die Baumittel zu maſſiven Häuſern und einen Handelsartikel, durch den ſie ſich die Reichthümer anderer Länder aneignen und viele Bequemlichkeiten verſchaffen können: aus den Granitgruben werden Goldgruben. Ein ziemlicher Theil der Gebirge iſt noch nicht hinlänglich unterſucht, und die Schätze, die ſich im Schooße derſelben finden mögen, unbekannt; aber, wie es ſcheint, kommen die edleren Metallen, namentlich Gold, gar nicht oder nur ſehr wenig in den nördlichen Staaten vor. Die reichſten und zahlreichſten Bergwerke dieſes Metalles ſind in den mittleren und ſüdlichen Staaten, in der den Weſten und Oſten trennenden Bergreihe, aber ſie haben dem Lande nicht ſo viel Reichthum und Wohlhabenheit gebracht, als die Granitfelſen dem Norden.

Der größte Theil des ebenen Landes iſt urbar gemacht, die Wälder ſind auf die Berge und einzelne Hügelreihen beſchränkt, die daſſelbe nach allen Richtungen durchziehen. Die meiſten Felder zeugen von Ordnungsliebe und Fleiß, welche erſetzen, was die Natur verweigert hat. Aus dem ziemlich undankbaren Boden ſieht man oft Erndten emporſteigen, die durch Reichthum und Fülle in Verwunderung ſetzen. Kleine Meierhöfe ſind über das ganze Land zerſtreut, und ſtehen durch unzählige Wege, die alle ziemlich gut unterhalten ſind, in Verbindung. Von allen Seiten ſieht man Kirchſpitzen aus der Ferne hervorragen, und an Sonntagen eilen zahl-

reiche Haufen von allen Seiten nach dem üblichen Andachts-Orte. An Werktagen findet man auf den Straßen zahlreiche Reisende, die in ihren einspännigen Chaisen von einem Orte zum andern eilen, so daß man meinen sollte, ein großer Theil der Bevölkerung sei fortwährend auf der Straße.

Die Verschiedenheiten die sich dem Reisenden im Aussehen des Landes darbieten, finden sich natürlich mehr oder weniger auch im Menschenschlage wieder; doch sind hier die Züge etwas weniger bestimmt aufgedrückt, weil die Elemente, aus denen sich die Bevölkerung der verschiedenen Staaten gebildet hat, so sehr gemischt sind, wozu noch andere Verhältnisse hinzukommen, welche Verschiedenheiten bedingen, die nicht sobald vom Charakter des Landes verwischt werden.

Siebenundsechzigstes Capitel.

Beschluß der allgemeinen Bemerkungen. Die Indianer. Die Neger. Die Pflanzer und Pflanzungen im Süden. Die Meiereien im Norden und die Landgüter in Kentucky. Die Handels und Gewerbs-Betriebsamkeit im Norden. Die Erziehung; die Gleichheit Aller und die ungezwungenen Sitten. Die Amerikaner und die Reisebeschreiber.

Die ursprünglichen Herrn des Landes, jene sonst so mächtigen Stämme, spielen jetzt eine ganz unbedeutende Rolle, und sind zu schwachen Ueberbleibseln herabgesunken, welche neben den eingewanderten Europäern ein precäres Dasein genießen, und durch den Verkehr mit ihnen meist nachtheilige Veränderungen erlitten haben. Den meisten der Indianer, die sich in den Grenzen der Vereinigten Staaten befinden, sind jetzt von der allgemeinen Regierung, die dem Namen nach mit ihnen wegen Abtretung ihres Landes unterhandelte, aber sie doch eigentlich dazu zwang, in einem fernen Theile des Landes am Arkansas-Flusse, Wohnsitze angewiesen. Dort sind nun alle die verschiedenen Stämme vereinigt, und man muß erwarten, welchen Erfolg dieser Versuch haben wird. Die Regierung hat die Verpflichtung auf sich genommen sie im ungestörten Besitze des Landes zu erhalten, hat ihnen Vertretung durch Leute ihrer Farbe am Con-

greſſe verſprochen, damit ſie ihr Intereſſe ſelbſt zur Sprache bringen und vertheidigen können, und ſucht ſie, wo möglich, in einen civiliſirten Zuſtand zu bringen. Sie ſorgt für Unterricht und Anleitung im Ackerbau und Handwerken; Miſſions-Anſtalten haben ſich gebildet und junge Indianer werden zu Geiſtlichen und Schullehrern erzogen. Die Civiliſation iſt das einzige Mittel, dieſe intereſſanten Stämme vor dem Untergang zu bewahren; denn als Wilde oder Halbwilde würden ſie neben den Weißen immer in Armuth leben und in Elend und Laſter verſinken. Aber die Aufgabe Indianer zu civiliſiren iſt ſehr ſchwer, denn ihre Natur ſcheint der Civiliſation zu widerſtreben. Einige der verſetzten Stämme hatten früher ſchon Schulen und Kirchen, und lebten vom Ackerbau; aber die Indianer hängen im Ganzen ſo ſtark und feſt an ihren Gewohnheiten und ihrem wilden Leben, daß auch in ſolchen Stämmen die Fortſchritte nur ſehr langſam waren, und ſich nicht auf viele Individuen erſtreckten, oft nur auf die Kinder. Die Indianer haben einen Widerwillen gegen jede Art von regelmäßiger Arbeit, lieben daher den Ackerbau nicht und erhalten ſich am liebſten durch Fiſchen und Jagen. Seit der Zunahme der weißen Bevölkerung wurde es ihnen oft ſchwer ſich auf dieſe Art ihren Unterhalt zu verſchaffen: aber ſie verhungerten lieber, als daß ſie arbeiteten. Einen eben ſo ſtarken Widerwillen, wie gegen die Arbeit, haben ſie gegen das Leben in Häuſern und Dörfern, ſie wollen in der freien Natur leben; und wenn man ihnen europäiſche Wohnungen angewieſen hatte, ſo benutzten ſie jede Gelegenheit in die Wälder zu entfliehen. Ihr ſtarkes Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl hat ſie indeß vor dem Joche der Knechtſchaft bewahrt, unter welchem die Neger ſeufzen. Indianer konnten nie zur Arbeit gezwungen, mithin nicht als Sklaven gebraucht werden; ſelbſt Freundlichkeit und Güte brachte es ſelten dahin auch nur Dienſtboten aus ihnen zu machen. Es hat dieſe ſtolze Unbeugſamkeit etwas Großartiges und Rührendes. Untergehen können und werden vielleicht dieſe Söhne der Wildniß, aber gebeugt und erniedrigt haben ſie ſich nicht und werden es nie thun. In Canada gibt es auch einige Anſiedlungen von Indianern, wo ſich dieſelben in einem mehr civiliſirten Zuſtande befinden; man hat aber dort mit eben ſo großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt wie in den Vereinigten Staaten, und die Verſuche ſind nur im Kleinen gemacht worden.

In der neueren Zeit haben die Gelehrten ihre Aufmerkſamkeit

auf dieſe intereſſanten Völkerſchaften gerichtet, und Unterſuchungen über ihre Abſtammung angeſtellt, die noch in ein ziemliches Dunkel gehüllt zu ſein ſcheint. Man hat mehrere Vermuthungen darüber, denen es aber noch ſehr an hinlänglicher Begründung fehlt. Die Annahme, daß die Indianer aus Aſien hergekommen ſeien, hat in der neueren Zeit an Wahrſcheinlichkeit gewonnen und iſt ziemlich allgemein geworden. Leider fehlt es aber noch ſehr an genauer Kenntniß der Sprache der verſchiedenen Stämme und der einzelnen hiſtoriſchen Ueberbleibſel, wie Ruinen von Städten oder Feſtungen und die oft berührten Hügel (Mounds). In Ohio und Kentucky ſind ziemlich große Strecken Landes mit Wällen eingeſchloſſen, die mit mehreren thorartigen Oeffnungen verſehen ſind, und wohl zahlreichen Bewohnern als Aufenthalt gedient haben. Da man aber von den Sitten und Gewohnheiten der Indianer zur Zeit der erſten Anſiedlungen der Europäer ſo wenig weiß, und jene ſich damals ſchon nicht mehr in blühendem Zuſtande befunden zu haben ſcheinen: ſo hält es doppelt ſchwer die Bedeutung dieſer Ueberbleibſel aufzuklären. Manche finden darin die Spuren eines anderen von den Indianern verdrängten und vielleicht aufgeriebenen Volkes, das in Künſten und Bildung viel weiter vorgeſchritten geweſen. So ſcheinen die zur Zeit des erſten Beſuches der Spanier im unteren Theil des Miſſiſſippi-Thales wohnenden und wie man vermuthet, von Mexiko her eingewanderten Indianer, zum Stamme der Natches gehörig, ſich in einem höheren Culturzuſtand befunden zu haben als die jetzigen Indianer, und ſelbſt jene waren damals ſchon geſunken und erzählten von ſchöneren, blühenderen Zeiten. Andere kriegeriſche Stämme haben dieſes Volk vernichtet, von dem ſich jetzt nur noch geringe Ueberbleibſel finden. Hoffentlich werden die Unterſuchungen der Gelehrten mehr Licht über die Sache verbreiten.

Ein anderer unglücklicher Volksſtamm Nord-Amerika's, dort nicht einheimiſch, ſondern durch den abſcheulichſten Handel dahin verpflanzt, die in den ſüdlichen Staaten in Sklaverei gehaltenen Neger zogen meine Aufmerkſamkeit und Theilnahme in hohem Grade auf ſich, wie ich denn ſchon in meinem Reiſeberichte ihrer Erwähnung gethan habe. Obgleich ſie ſich eigentlich in viel gedrückteren Verhältniſſen, als die Indianer befinden, ſo ſcheinen ſie es doch weniger zu fühlen; denn während jene beinahe jährlich an Zahl abnehmen und auszuſterben drohen, vermehren ſich die Neger in einem ſtark-

ren Grade, als die Weißen. Freilich wird dieſe Vermehrung von ihren Herren begünſtigt, weil dieſe ihren Gewinn darin finden; aber gleichwohl darf man daraus ſchließen, daß die Neger ſich in leiblicher Beziehung in einem ziemlich erträglichen Zuſtande befinden, und grauſame Behandlung von Seiten der Eigenthümer gehört unſtreitig zu den Ausnahmen. Aber der Zuſtand der Sklaverei ſelbſt iſt ein höchſt unnatürlicher und ungerechter, und hat die nachtheiligſte Erniedrigung und Entſittlichung zur Folge. Daß Menſchenfreunde deſſen Abſchaffung wünſchen, iſt natürlich, und ich ſtimme in dieſen Wunſch von Herzen ein, habe mich aber ſchon gegen die Unbilligkeit und Ungeduld derjenigen erklärt, welche die einzelnen Sklaven-Beſitzer und die Sklaven-Staaten mit Vorwürfen überhäufen, und auf eine ſchnelle und gänzliche Abſchaffung dringen. Die Frage, welcher Weg zu dieſem Ziele einzuſchlagen ſei, iſt höchſt ſchwierig, und ich wage mich nicht an die Löſung derſelben. Aber ſie liegt mir vermöge der Theilnahme, die ich für mehrere Bewohner der Sklaven-Staaten hege, ſehr am Herzen, und wünſche lebhaft, daß wo nicht ſchon dieſes Zeitalter, doch das künftige die geeigneten Schritte zur Herbeiführung eines beſſern geſellſchaftlichen Zuſtandes thun möge.

Das Sklaven-Weſen gibt den Staaten, wo es beſteht, ein ganz eigenthümliches Gepräge, beſonders den ſüdlichſten, wo beinahe alle Arbeit von Sklaven verrichtet wird. Nicht nur auf die Neger hat dieſer Zuſtand der Erniedrigung einen entſittlichenden Einfluß, ſondern auch auf die Weißen. Man hat es oft als einen Vortheil der ſüdlichen Staaten hervorgehoben, daß die von aller Arbeit befreiten Pflanzer eben dadurch in Stand geſetzt ſeien, ſich wiſſenſchaftlichen und politiſchen Beſchäftigungen mehr, als die viel beſchäftigten Kaufleute des Nordens, zu widmen. Dieß ſcheint mir aber nicht der Fall zu ſein. Dieſer Mangel an regelmäßiger Beſchäftigung erſchlafft gerade die Thatkraft und macht in Verbindung mit dem warmen, abſpannenden Klima viele dieſer Pflanzer zu trägen, apathiſchen Menſchen, die halbe Tage auf der Piazza verträumen, und gewöhnlich auf viel weniger Bildung Anſpruch machen können, als die arbeitenden Männer des Nordens ſelbſt aus niederen Claſſen. Dagegen iſt es wahr, daß ſie für augenblickliche, vorübergehende Aufregung politiſcher Art ſehr empfänglich ſind; auch gibt ihnen die äußere Unabhängigkeit einen gewiſſen hochherzigen, uneigennützigen Sinn; dabei *haben ſie viel* geſelligen Ton, und ſind ſehr höfliche, aufmerkſame

Geſellſchafter. Ein angenehmerer Umgang als der der Pflanzer der ſüdlichen Staaten, läßt ſich kaum denken. Uebrigens üben ſie, durch ihre äußere Lage dazu in Stand geſetzt, eine große Gaſtfreiheit aus, und alle Reiſende, welche dieſe Staaten beſucht haben, gedenken der freundlichen, zuvorkommenden Aufnahme, die ſie dort gefunden, mit vielem Danke.

Eine Folge zugleich des durch Sklaven betriebenen Landbaues und der Beſchaffenheit des Bodens iſt, daß die Güter in den ſüdlichen Staaten meiſt größer, als in den nördlichen, und oft durch weite Strecken getrennt ſind. Die Wohnungen der Eigenthümer beſtehen oft nur aus proviſoriſchen Gebäuden und ſind ſo unbedeutend, daß die Familie ſelten hingeht, um dort zu wohnen. Die Umgebungen derſelben ſind die Baumwollen- und Zuckerrohr-Felder; kaum daß man einen Garten ſieht; für Schatten iſt ſelten geſorgt, und man könnte ſich keinen betrübteren Aufenthaltsort denken, als manche ſolcher Pflanzungen. Der Gedanke an den ſüdlichen Himmel und das herrliche Klima könnte verleiten ſich reizende Vorſtellungen vom Leben auf den Pflanzungen zu machen; aber dieſe Illuſionen würden der Wirklichkeit bald weichen, wenigſtens in den heißen Sommermonaten. Viele der reicheren Südländer haben ihre beſonderen Sommerſitze, die meiſtens mit gar keiner Pflanzung verbunden ſind, und oft in einem Landſtriche liegen, deſſen Boden für den Anbau zu ärmlich iſt; aber auch hier finden ſich ſelten Gärten und Anlagen, meiſtens begnügt man ſich mit Raſenplätzen, und oft fehlen auch dieſe. Einige ſandige Beete, in denen ſich einzelne Blumen zeigen, ſieht man vor vielen dieſer Sommerwohnungen und weiter nichts. Jedoch gilt das Geſagte vorzüglich von den Pflanzungen in den beiden Carolina und Georgia; in Louiſiana und Alabama und überhaupt in den ſüdweſtlichen Staaten hingegen wohnen die Pflanzer meiſt auf ihren Gütern, und tragen Sorge die Häuſer und ihre Umgebungen in einen wohnlichen Zuſtand zu verſetzen. Das Klima macht hauptſächlich Vorkehrungen gegen die Hitze nöthig, dieſe beſchränken ſich aber meiſtens auf Piazzen, die um das ganze Haus herumgehen. Selten ſieht man auch hier Gärten, Bäume und Gebüſche um die Häuſer; und da ſich auf den Feldern durchaus keine Bäume befinden, ſo ſieht die Landſchaft öde und kahl aus; ſelbſt im Sommer, wenn die Felder in höchſter Pracht ſtehen, fehlt es ihr an Farbenreichthum, Abwechſelung und Mannigfaltigkeit. Ganz

anders der Anblick einer mit freundlichen Meiereien und lachenden Hügeln bedeckten nördlichen Landschaft. Das hinter Bäumen versteckte, schlichte Haus des Landmanns ladet zum Ausruhen ein, und verspricht Kühlung im Sommer und Wärme im Winter. Auch in Kentucky und einzelnen Theilen von Virginia sind die Ländereien noch in ziemlich großen Gütern beisammen, was daher kommt, daß die jüngeren Söhne der Besitzer häufig nach den westlichen Staaten gehen, um sich dort neue Wohnsitze zu gründen, und so die Güter in den Händen der Erstgeborenen ungetrennt bleiben. Aber da hat das Land einen ganz anderen Charakter und bietet einen viel freundlicheren Anblick dar, als im Süden. Der lieblichen in der Mitte der Pflanzungen auf Hügeln und Anhöhen liegenden, von Buchwaldungen, Akazien-Anpflanzungen und üppigen Wiesen umgebenen Landhäuser Kentucky's habe ich schon mit Vergnügen in meinem Reise-Berichte Erwähnung gethan.

Der Unterschied zwischen dem Norden und Süden ist nicht größer in der Beschaffenheit und dem Anbau des Bodens, als in den Beschäftigungen und Sitten der Bewohner. Im Süden wird fast allein Landbau getrieben. Künste, Gewerbe und Handel stehen dort im Ganzen auf einer niedrigen Stufe, und es wird ihnen nur so viel Thätigkeit gewidmet, als das Interesse des Landbaues und das Bedürfniß der Bewohner verlangt. Im Norden hingegen, wo die Natur weniger für den Menschen gethan hat, waren die Bewohner immer zu größerer Thätigkeit genöthigt; das Leben macht an jeden Einzelnen größere Ansprüche; Arbeit gehört dort gleichsam zum Begriffe des Menschen, und die Energie jedes Einzelnen wird durch die allgemeine Thätigkeit gefördert und gehoben. Hier blühen daher Handel und Gewerbe, und durch sie sind diese von der Natur weniger begünstigten Länder zum größten Wohlstande gelangt. In dem felsigen Staate Massachusetts z. B. findet sich ein solcher Reichthum, daß sich keiner der südlichen Staaten mit ihm messen kann. Aber je mehr Reichthum, desto mehr Thätigkeit. Jedes Jahr ruft neue Speculationen und Unternehmungen hervor, und der Erfindungsgeist ist unerschöpflich im Ersinnen derselben. Die Wälder in Georgia werden von Unternehmern aus den nördlichen Staaten gekauft, und die Südländer müssen das Holz ihrer eigenen Wälder aus den Händen der Nordländer kaufen. Der ganze Handel des Südens wird *meist* von eingewanderten Nordländern betrieben. New Orleans ist

jeden Winter mit Kaufleuten aus New-York, Boston u. ſ. w. angefüllt, die dort während der kühlen Jahreszeit ihre Geſchäfte abmachen und mit Anfang des Sommers ſich vor der Hitze nach ihrer Heimath retten.

Im Norden finden ſich die vielen Fabriken, deren Gedeihen der Südländer der Begünſtigung durch den Zoll (welcher bekanntlich die Einfuhr von Baumwollenwaaren mit einer ziemlich hohen Abgabe belegt), zuſchreibt, und durch die er ſich ungern dem Norden zinsbar ſieht; er bedenkt aber nicht, daß ohne den Zoll die Thätigkeit der Nordländer ſich auf einen anderen Zweig der Induſtrie würde geworfen haben. Die blühenden Dörfer und Städte in Neuengland ſind nicht die Geſchöpfe der Zölle, ſondern des Fleißes und der Emſigkeit; und ſo lange dieſe ſich erhalten, ſo lange wird auch Glück und Wohlſtand bleiben. Die große Thätigkeit in Handel und Gewerben hat zu einer Menge von nützlichen Einrichtungen und Unternehmungen geführt, die zur Verbeſſerung des allgemeinen Zuſtandes und zur Beförderung des Verkehres dienen. Straßen, Canäle, Eiſenbahnen wurden angelegt, Dampfſchiffe gebaut und alles Mögliche gethan, was die Communication zwiſchen den verſchiedenen Orten, namentlich zwiſchen der Meeresküſte und dem Innern erleichtern konnte.

Wenn der Geiſt des jetzigen Zeitalter vorzugsweiſe eine induſtrielle Richtung hat, ſo gilt dieß im höchſten Grade von der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, beſonders aber der nördlichen; und von vielen Seiten wird dieſe Richtung den Neuengländern zum Vorwurfe gemacht. In der Einſeitigkeit dieſer Richtung und in der Unruhe, Leidenſchaftlichkeit und Verwegenheit dieſes Unternehmungsgeiſtes liegt unſtreitig etwas Krankhaftes, das zumal in Einzelnen unangenehm hervortritt, und öfters die Ehrlichkeit und Treue des Charakters antaſtet; aber im Ganzen macht das rege Leben, das man überall herrſchen ſieht, einen erfreulichen Eindruck, und verkündigt eine jugendliche Kraft, die ſich zwar zunächſt im Gebiete des Leiblichen bewegt, ſich aber gewiß ſpäterhin auch ins Gebiet des Geiſtigen erheben und gleiche Regſamkeit entwickeln wird. Daß die große Betriebſamkeit der Amerikaner nicht in ſchmutziger Gewinnſucht ihren Grund haben kann, ſieht man theils aus dem Gleichmuthe, mit welchem ſie den Verluſt ihres erworbenen Reichthumes ertragen, theils daraus, daß Kargheit unter ihnen ziemlich unbekannt iſt, und es wenige gibt, die nicht den größten Theil ihrer Einkünfte auf die eine oder

andere Art verwenden. Eher konnte man ihnen in der letzten Zeit, wo die aufeinander folgenden glücklichen Handelsjahre im ganzen Volke einen großen Luxus hervorgerufen hatten, Verschwendung und Ueppigkeit vorwerfen; und die eingetretene Handelskrisis mag vielleicht die glückliche Wirkung haben, daß sie auf ernstere Lebenszwecke und eine bessere Verwendung des Reichthumes aufmerksam macht.

Zu der großen Regsamkeit im Gewerbs- und Handelsleben der Vereinigten Staaten trägt es nicht wenig bei, daß dort wegen des noch immer fühlbaren Mangels an Menschen junge Leute, die bei uns noch nicht als Männer angesehen werden, ins praktische Leben treten und sogar schon zur vollen Selbstständigkeit gelangen. Nun gehört Regsamkeit, Keckheit und Entschlossenheit überhaupt zum jugendlichen Charakter, aber insbesondere zu dem der amerikanischen jungen Leute, deren Erziehung ganz dazu geeignet ist die Selbstständigkeit zu entwickeln. Natürlich also daß solche junge Kaufleute sich gern von der allgemeinen Aufregung ergreifen und fortreißen lassen, und daß sie auch in reiferen Jahren theils durch die Gewohnheit theils durch die Macht der Verhältnisse in dieser Aufregung erhalten werden.

Was die Erziehung betrifft, so werden dem Europäer, der an die Zurückhaltung und Bescheidenheit der Kinder zu Hause gewöhnt ist, die amerikanischen Kinder im Allgemeinen ungezogen erscheinen, wenigstens wird er von ihrem freien, ungezwungenen, oft ausgelassenen, und vorlauten Wesen unangenehm berührt werden. Von der Ehrerbietung, mit welcher die jungen Leute auf dem Festlande bejahrteren Personen, namentlich ihren Aeltern begegnen, ist nicht viel zu bemerken. Der sechzehnjährige Sohn spricht zu seinem Vater wie zu einem anderen Manne, und der Vater behandelt seinen Sohn als Seinesgleichen, ohne daß er irgend eine Autorität gegen ihn geltend machte. Schon in der Umgangs-Sprache drückt sich dieß aus; der Sohn sagt „Herr" zu seinem Vater, und der Vater „Herr" zu seinem Sohne. Ich selbst fand mich vom Benehmen der amerikanischen Kinder, besonders der Knaben, lange zurückgestoßen, und konnte meine Mißbilligung kaum unterdrücken, bis ich durch reiferes Nachdenken zu einer milderen und, wie ich glaube, gerechteren Beurtheilung geführt wurde. Im Allgemeinen herrscht in den Vereinigten Staaten der Grundsatz, daß man die Kinder soviel wie möglich sich selbst überlassen, und ihren Neigungen keinen Zwang anthun, sondern sie höchstens leiten, durch liebevolles freundliches Benehmen zum

Guten und Zweckmäßigen bestimmen, und nur von entschieden Schlechtem mit Gewalt abhalten müsse. Dieser Grundsatz mag in der Anwendung seine großen Schwierigkeiten haben, und erfordert sehr viel Geduld, Festigkeit und Nachdenken von Seiten der Lehrer und Erzieher; groß sind auch gewiß die Nachtheile, welche aus der schlechten Anwendung dieses Grundsatzes entspringen: aber nicht nur gewährt eine solche Erziehung den Kindern eine glückliche Jugendzeit, sondern es lassen sich auch die großen Vortheile nicht verkennen, welche das ihnen geschenkte Zutrauen für die Entwickelung ihrer Anlagen und Kräfte, ihrer Selbstthätigkeit, ihres Nachdenkens und ihres Charakters hat. Trotz, Hinterlist, Betrug brauchen sie nicht zu üben, ihr Charakter bildet sich, ohne durch Zwang und Härte getrübt und geknickt zu werden, und als sechzehn- bis achtzehnjährige Jünglinge sind sie schon selbstthätige, fleißige Leute, die vielleicht durch vorlautes Betragen verletzen, die aber zum Nachdenken gekommen sind und ihre künftige Bestimmung als Menschen ins Auge fassen. Vater und Sohn stehen in dem schönen Verhältnisse von Freunden zu einander: der Eine ertheilt Rath, und der Andere befolgt ihn, wenn er von dessen Zweckmäßigkeit überzeugt wird. Nord-Amerika eilt auch in dieser Hinsicht der neuen Zeit voraus. Auch in Europa ist seit Rousseau und Basedow und A. der Grundsatz der Freiheit in die Erziehung eingeführt worden, und unsere Kinder werden nicht mehr wie vor ungefähr hundert Jahren in der Knechtschaft der Furcht und des Zwanges gehalten. Dort kommt nun noch das republikanische Prinzip hinzu. Offenbar trägt das dortige Familienleben den Charakter des republikanischen Lebens, und diese Behandlung der Kinder gehört zur vollkommenen Durchführung des Grundsatzes der allgemeinen Gleichheit. Es ist auch diese Erziehung die analogste und zweckmäßigste Vorbereitung zu dem bürgerlichen Leben, wie es in den Vereinigten Staaten besteht. Kinder, nach alt europäischer Art erzogen, würden nicht in Stand gesetzt sein auf einmal als selbstständige, unabhängige Bürger eines Freistaates aufzutreten, und würden die beim Mündigwerden plötzlich erlangte Freiheit entweder mißbrauchen oder keinen Gebrauch davon zu machen wissen. Die amerikanische Erziehungsweise bildet Republikaner, wie sie das dortige Leben verlangt, die aber freilich schlechte, unlenksame, widerspänstige Unterthanen sein würden.

Wie das Princip der Gleichheit schon in der Familie Eingang

gefunden hat, so ist es natürlich und in noch stärkerem Grade in alle übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse eingedrungen, und hat dieselben auf eigene Weise gestaltet. Man kann mit Wahrheit sagen: in Amerika schmeckt alles nach Gleichheit. Wenn man daher die Vereinigten Staaten betritt, so muß man sich wohl hüten den Maßstab der alten Welt an die dortigen Sitten zu legen, wodurch man zu ganz falschen Urtheilen verleitet werden würde. Besonders sind die geselligen Formen sehr von den unsrigen verschieden, und wie man sich leicht denken kann, viel freier und ungebundener, am meisten im Umgange der beiden Geschlechter, wovon ich schon frühere Erwähnung gethan habe. Eine Pariser Mutter, die ihre Tochter mit ängstlicher Sorgfalt zu hüten gewohnt ist, würde mit Befremden sehen, wie die jungen Leute in Amerika so offen und zutraulich mit einander umgehen, oft fern von den mütterlichen Augen, und würde wer weiß welche ärgerliche Folgen fürchten. Aber unstreitig ist ein Land glücklich zu nennen, wo man so viel Zutrauen in die gute Sitte setzen und so viel Freiheit gewähren kann; und was die gefürchteten Folgen betrifft, so kann ja nichts Schlimmeres daraus entstehen als eine Heirath. Wie aber die Verhältnisse und Sitten in Amerika sind, so stehen der Verbindung von zwei jungen Personen, die unter sich einig geworden sind, keine Hindernisse im Wege. Die Aeltern sind in diesem Lande gewohnt, im Punkte des Heirathens nicht ihrem, sondern dem Willen der Kinder zu folgen; ob reich oder arm, ist nicht von großer Bedeutung; wenn nur der junge Mann arbeiten will, so kommt das Brod zugleich mit der Frau. Aeltern müßten ganz besondere Gründe haben, wenn sie ihre Einwilligung versagen wollten; und dann kommt es ganz auf den guten Willen der jungen Leute an, ob sie sich fügen wollen; denn nichts ist leichter als sich gegen den Willen der Aeltern zu verheirathen. Die Braut wird entführt und die Verbindung in einem benachbarten Staate vollzogen, wo sie keine Schwierigkeit findet; die jungen Leute kehren dann als Ehepaar zurück, und die Aeltern müssen sich in das Unabänderliche fügen. Solche Fälle sind jedoch ziemlich selten, und machen immer einen bösen Eindruck.

Die Ungezwungenheit des geselligen Umgangs in Nord-Amerika ist für Niemanden angenehmer als für die Fremden, welche in Folge derselben leicht in den Häusern Zutritt erhalten und mit der liebenswürdigsten Gastfreiheit behandelt werden. Gewiß wird jeder, der die

Vereinigten Staaten bereist, mit mir darin übereinstimmen, daß es schwer hält sich eine zuvorkommendere, freundlichere Aufnahme zu denken, als der Fremde in diesem Lande findet. Von Stadt zu Stadt kommt man gleichsam aus einer Familie in die andere, und auch ohne empfohlen zu sein, macht man mit der größten Leichtigkeit Bekanntschaft, und erhält Zutritt. Auf Reisen ist es besonders sehr leicht Bekanntschaften zu machen. Die Art, wie ich und mein Bruder mit der oft erwähnten Familie aus Charleston die erste Bekanntschaft anknüpfte, war ganz amerikanisch. Zufällig kamen wir mit Freunden derselben auf der Eisenbahn von Lockport nach Niagara zusammen, und wechselten mit ihnen einige Worte. Diese trafen wir dann öfters an den Fällen wieder, und zwar in Gesellschaft jener Familie: und so war die Bekanntschaft leicht gemacht. Frauenzimmer sind natürlich auf Reisen ein wenig zurückhaltender; aber in den Gesellschaftszimmern der großen Gasthöfe, vorzüglich in den Badeorten, ist es ganz gewöhnlich, daß sich Abends alle Gäste am Kamin, auch wohl zu Musik und Tanz vereinigen, wobei nichts leichter ist, als mit Damen Bekanntschaft zu machen, ohne daß man sich vorstellen läßt. Auf Dampfschiffen, Eisenbahnen, im Postwagen, überall wird der Reisende dieselbe Offenheit und Ungezwungenheit finden; man wird ihn anreden und fragen, und er kann dasselbe thun.

Auffallend und vielleicht hie und da unangenehm mag dem Fremden die Aengstlichkeit sein, mit der die Amerikaner die Meinungen der Fremden über ihr Vaterland erforschen, und mit welcher Sorgfalt sie alles vermeiden oder zu entfernen suchen, was denselben mißfallen könnte. Für Tadel jeder Art sind sie äußerst empfindlich, und dieselbe Bemerkung, die von einem Amerikaner gemacht, unbeachtet geblieben wäre, bekommt im Munde eines Fremden eine ganz andere Bedeutung. Hervorgerufen oder doch gesteigert worden ist diese Empfindlichkeit durch die in einem übelwollenden Tone geschriebenen Berichte mancher Reisenden, worin sich eine Menge ungünstiger, auf vorgefaßten Meinungen und flüchtigen Beobachtungen beruhender Urtheile über die Einrichtungen und Sitten Nord-Amerikas niedergelegt finden. Man betrachtet daher Reisende mit Verdacht, und sieht in ihnen Spione, die sich nur darum sechs bis acht Monate im Lande aufhalten, um nach ihrer Rückkehr ein Buch zu schreiben, worin sie das, was sie gesehen oder zu sehen geglaubt haben, der Welt mittheilen, und am liebsten Ungünstiges und Nachtheiliges.

Wenn auch die Reiſenden etwas mit Recht tadeln, was die Einheimiſchen ſelbſt tadelnswerth finden, und worüber ſie ſich vielleicht ſelbſt gegen ihre Landsleute noch ſtärker, als die Fremden, auszuſprechen pflegen; ſo fühlen ſie ſich doch durch den Tadel derſelben verletzt, und nehmen für ihre Nation Parthei. Es iſt dieß eine natürliche Folge des vaterländiſchen Gemeingeiſtes. Aber gerade dadurch, daß die Amerikaner ſich ſo ſehr für ihr Land eingenommen zeigen, und ſelbſt Fehler und Mängel vertheidigen, reizen ſie den Fremden zum Widerſpruche, und machen ihn geneigt Fehler zu ſuchen, wo auch keine ſind: was unſtreitig die unglücklichſte Stimmung für einen Reiſenden iſt, und ihm alle Unbefangenheit und Billigkeit des Urtheils raubt.

Was mich betrifft, ſo kann ich in Wahrheit ſagen, daß Land und Volk, Zuſtände und Sitten der Vereinigten Staaten auf mich im Ganzen den vortheilhafteſten Eindruck gemacht haben; und wenn mir auch die Schattenſeiten nicht verborgen blieben, ſo war ich doch bemüht nicht vorſchnelle Urtheile zu fällen, ſondern die geſchichtlichen und natürlichen Bedingungen und ſomit die Nothwendigkeit der bemerkten Uebelſtände zu erkennen. Sollte es mir gelungen ſein meinen deutſchen Leſern eine ſo günſtige Meinung von dieſem intereſſanten Lande, als ich ſelbſt hege, beizubringen, ſo wäre meine Aufgabe vollkommen gelöſt. Durch die in's Deutſche überſetzten Reiſen mancher Engländer, unter anderen der berühmten Dame Mrs Trollope, welche viele falſche Urtheile und unrichtige Thatſachen enthalten, ſind im deutſchen Publikum ungünſtige Vorſtellungen von Nord-Amerika verbreitet worden, und es würde mich freuen, wenn mein unbedeutender Reiſe-Bericht etwas dazu beitrüge, günſtigere und richtigere an deren Stelle zu ſetzen.

Achtundſechzigſtes Capitel.

Rückreiſe.

Freitag den 6. October verließ ich Cambridge, um meine Rückreiſe anzutreten. Ich fuhr von Boſton auf der Eiſenbahn nach Providence und von da auf dem Dampfſchiffe nach New-York. Die

Trennung von meinem Bruder hatte mich so ergriffen, daß ich nicht geneigt war mich viel mit der Gegend und meiner Reisegesellschaft zu beschäftigen. Uebrigens hatte sich der Herbst dieß Mal frühe eingestellt, und viele der Bäume schon ihrer Blätter beraubt, andere wenigstens mit dem melancholischen Gelb bekleidet. Die Bai von Providence erschien in einem glänzenderen, freundlicheren Lichte, und ihr Anblick wurde noch durch den farbenreichen Sonnenuntergang verschönert. Die ganze Reise ging sehr schnell. Um ein Uhr Mittags verließ ich Boston und um drei und ein halb Uhr kamen wir schon in dem vierzig Meilen entfernten Providence an. In Newport hielten wir nur kurze Zeit an, und es war erst sechs Uhr Abends als wir um Point Juda, den Eingang in den Sund aus dem offenen Meere, der zwischen der Bai von Providence und dem Sunde liegt, herumfuhren. Als ich am Morgen aufwachte und auf's Verdeck kam, fanden wir uns schon ganz in der von New-York, und bald nach der Ankunft des Bootes um sechs Uhr Morgens war ich im Astorhouse in einem freundlichen Zimmer einquartirt.

Die Abreise des Schiffes Charlemagne, auf dem ich mich nach Havre einschiffen wollte, war auf Montag den 9. October bestimmt; ich hatte daher noch zwei Tage in New-York zu meiner Verfügung, die ich dazu benutzte, meine dortigen Freunde aufzusuchen. In der Stadt fand ich ein viel regeres Leben, und es schien mir, als lasse sich der früher allerdings bemerkte Stillstand des Handels und der Geschäfte gar nicht mehr wahrnehmen. Man hegte damals gute Hoffnungen, der Unternehmungsgeist regte sich wieder, und viele der Käufer aus dem Innern hatten sich eingestellt, was ziemlich viel dazu beitrug die Stadt lebhafter zu machen. Sehr angenehm war es mir einen Landsmann zu treffen, der gerade von einer Reise nach der Heimath zurückgekehrt war, und mir viele Neuigkeiten mittheilen konnte.

Montag Mittag sollte denn die Abfahrt Statt finden. Unser Schiff hatte sich im Flusse vor Anker gelegt, um früher abgehen zu können, und wir fuhren auf einem Dampfschiffe, das es aus dem Hafen bringen sollte, an Bord. Das Ankerlichten dauerte ziemlich lange, und das Liverpooler Paketschiff Quebec war schon unter Segel, als wir noch immer mit unserem Anker zu thun hatten. Die Matrosen, die sich auf dem Lande für die ihnen bevorstehende vierwöchentliche Mäßigkeit zu entschädigen gesucht hatten, waren meist betrunken und ganz unfähig zur Arbeit. Der Wind erlaubte wohl bis in die

äußere Bai zu gehen, aber dort mußten wir wieder, wie auch das Schiff Quebec, Anker werfen, weil er gerade vom Ausgange her bließ. Das Dampfschiff verließ uns schon an den Narrows, indem die See so hoch ging, daß es uns nicht viel hätte helfen können; mit demselben kehrten auch die Freunde und Bekannten der Mitreisenden zurück, deren Begleitung wir bis jetzt gehabt hatten. Es war ganz in der Nähe von Sandy Hook, etwa drei bis vier Stunden von New-York, wo wir Anker warfen; und hier mußten wir, auf guten Wind wartend, eine Zeit verbringen, die wir gern noch in New-York genossen hätten. Am folgenden Tage kam das Londoner Paketschiff mit Namen Washington, und warf in der Nähe von uns Anker. Zwei unserer Mitreisenden hatten Bekannte auf diesem Schiff, und ich beschloß mit ihnen dort einen Besuch zu machen. Der Capitain lieh uns sein kleines Boot, ohne gerade unsere Absicht zu wissen. Das Rudern wurde uns ziemlich schwer, und obgleich die Entfernung nur eine Seemeile betragen mochte, so waren wir doch einmal nahe daran unser Unternehmen aufzugeben; indeß führten wir es glücklich aus. Als wir zurückkamen, überhäuften uns einige Mitreisende mit Vorwürfen, weil wir angeblich dadurch, daß wir uneingeladen einen Besuch gemacht, gegen die Schiffs-Höflichkeit gehandelt hatten. Der Capitain sagte indeß nichts, und es war uns ziemlich gleichgültig, wie die Andern unser Benehmen auslegten. Aber dieß war der Anfang zu Reibungen, welche späterhin in der Schiffsgesellschaft eintraten; und wir konnten daraus schließen, daß wir keine ganz friedliche Ueberfahrt haben würden.

Mittwoch Morgen den 11. October erhob sich endlich ein günstiger Wind. Als ich um fünf Uhr auf das Verdeck kam, waren schon Alle in Thätigkeit, aber die anderen in der Nähe liegenden Schiffe, Washington und Quebec, schienen noch früher angefangen zu haben, sie wurden eher segelfertig, als wir, und verließen die Bai vor uns. Anfangs schien es, als würden wir sie einholen; aber die Freude dauerte nicht lange, und wir sahen bald, daß jene besser segelten. Der Washington entfernte sich immer weiter, schien auch eine etwas nördlichere Richtung zu nehmen als wir. Sobald wir Sandy-Hook passirt hatten, verließ uns der Lotse. Der, welcher den Quebec hinausgebracht hatte, wurde nicht zur rechten Zeit von seinem Boote abgeholt; es kam in der Dämmerung an unser Schiff, konnte aber natürlich das andere nicht mehr einholen auch schon der Dunkelheit wegen.

Der arme Lotſe wird alſo wider Willen die Reiſe nach Liverpool haben mitmachen müſſen. Dergleichen Unglücksfälle ſollen ſich manchmal mit den Piloten ereignen.

Unſer Schiff war eines der älteren aus der Linie der Havre-Paketſchiffe und nicht ſo bequem eingerichtet, auch nicht ſo groß, als manche neueren; da wir jedoch nur wenig Paſſagiere waren, ſo konnte jeder ein Zimmerchen für ſich erhalten und die beiden Betten benutzen. In der Damencajüte waren zwei Ehepaare, das eine aus Amerika mit zwei Kindern, das andere aus Deutſchland, das ich auch ſchon am Niagara angetroffen hatte. Der Mann war ſogar mit mir als Knabe eine Zeit lang in dieſelbe Schule gegangen, und unſer zweimaliges zufälliges Zuſammentreffen, (denn wir hatten die Zeit unſerer Abreiſe nicht gewußt), kam uns höchſt ſonderbar vor. Der Amerikaner war ein Bildhauer, der nach Florenz gehen wollte, um dort mehrere Arbeiten, die man bei ihm zu Hauſe beſtellt hatte, auszuführen. Seine Frau war beinahe die ganze Zeit über krank, und mußte ſich noch viel mit den beiden Knaben beſchäftigen, von denen der jüngere erſt zwei Jahre alt war. Die übrige Geſellſchaft beſtand aus drei Spaniern, einem Italiäner, einem Franzoſen und zwei Deutſchen. Mit den letztern konnte mein deutſcher Bekannter nicht in Frieden leben, und es kam hie und da zu Reibungen; auch ich fand die beiden Herrn nicht liebenswürdig, und hielt mich von ihnen ſo fern wie möglich. Am Abend nach dem Thee ſpielten wir, mein deutſcher Freund, ſeine Frau, der Franzoſe und ich regelmäßig Whiſt; manche langweilige Stunde ging auf dieſe Art angenehm vorüber, und wir freuten uns den ganzen Tag über auf dieſe Spielzeit. Das Frühſtück nahmen wir um acht Uhr ein, das Mittagseſſen um drei Uhr, und der Thee kam gewöhnlich ſchon um ſieben Uhr. Unſer Koch, ein Schwarzer, ſchien ſeine Sache gut zu verſtehen und wir wurden im Ganzen ausgezeichnet gut bedient. Fleiſch und Geflügel, die man von New-York mitgenommen hatte und in einem Eishauſe friſch erhielt, zeichneten ſich durch große Weichheit und Zartheit aus; die größte Kunſt aber bewies der Koch in ſeinen überaus ſchmackhaften Fleiſchpaſteten und Fruchtkuchen. Die Tafel gehört auf einem Schiffe mit unter die Hauptſachen, und das Eſſen zu den vorzüglichſten Unterhaltungen; und da die Seeluft denjenigen, die nicht ſeekrank ſind, in welchem Falle ich war, ſehr viel Appetit macht; ſo ſchämte ich mich oft vor mir ſelber über meine großen Leiſtungen im Eſſen. Auf

dem Lande wäre ich gewiß krank geworden, wenn ich eine ſolche Lebensart drei Wochen hindurch fortgeſetzt hätte; zur See aber bekam ſie mir ganz gut. Anfangs eilten wir nach amerikaniſcher Sitte ſobald wie möglich vom Tiſche weg, ſpäter aber führten wir vier Spieler es ein länger ſitzen zu bleiben, um den Tag auf dieſe Art abzukürzen.

Der erſte Tag verging ziemlich angenehm, das Leben war noch neu, und es gab noch hie und da etwas zu ſehen. Bald aber verloren wir das Land aus den Augen; der Wind war nicht ſehr ſtark, aber günſtig, ſo daß wir eine angenehme und kurze Ueberfahrt hoffen konnten. Am Abend des zweiten Tages wurde der Wind ſtärker, ſprang aber zugleich vom Weſten nach Norden und wehte mit ſolcher Heftigkeit, daß alle Paſſagiere glaubten, es ſei ein Sturm, während der Capitain es blos für einen ſchönen ſtarken Wind wollte gelten laſſen. Durch dieſen Nordwind, der drei Tage lang anhielt, wurden wir etwas nach Süden getrieben, konnten wenigſtens nicht nördlich genug ſteuern, ſo daß wir am Sonnabend uns im ſogenannten Golf-Strome befanden, d. h. dem Meeresſtrome, der aus dem mexikaniſchen Meerbuſen kommt, an der amerikaniſchen Küſte in einer Entfernung von hundert bis zweihundert Meilen nordwärts bis zur Neufundlandbank geht, ſich dann in der Höhe derſelben nach Oſten wendet, einen Bogen macht, an die biscayiſche Bai ſtreift, und ſeinen Lauf dadurch vollendet, daß er nach dem mexikaniſchen Meerbuſen zurückkehrt. Wir vermutheten dieß aus der Wärme der Luft, und fanden es beſtätigt durch die Lauheit des Seewaſſers, das wohl auch die Luft trotz des ſtarken Nordwindes ſo milde gemacht hatte: denn bei der Unterſuchung mit dem Thermometer zeigte das Waſſer einen ziemlich höheren Wärmegrad als die Luft. Während dieſer drei Tage brachte ich die meiſte Zeit auf dem Verdecke zu, obgleich der ſtarke Wind und die feuchte, nebellichte Luft ziemlich unangenehm waren; aber in der Cajüte fand ich es noch ſchlechter, beſonders da die ſtarke Seitenlage des Schiffes Schreiben und Leſen u. ſ. w. nicht gut zuließ. Ich ſah den ganzen Tag dem Spiele der Wellen und der Wirkung des Windes zu, und unterhielt mich öfter mit dem zweiten Offiziere, an dem ich einen gefälligen jungen Mann fand. Auffallend war es, daß wir an dieſem Tage gar keinem Schiffe begegneten; man hätte meinen ſollen, ſo nahe beim Lande würden deren *viele* zu ſehen ſein; vielleicht waren wir aber auch vom gewöhnlichen *Wege zu weit* nach dem Süden abgewichen. Man vermeidet nehm-

lich im Allgemeinen in den Golf-Strom zu kommen, weil dort Nebel und Windſtillen herrſchen, und oft ganz andere Winde als in dem umgebenden Meere wehen. Der Golf-Strom hat da, wo wir waren, eine nordöſtliche Richtung, und ſeine Strömung ſoll ungefähr ein und ein halb bis zwei Meilen in der Runde betragen: inſofern war es kein Nachtheil für uns, daß wir uns in ihm befanden; aber die widerwärtigen Winde hielten uns mehr auf, als wir dadurch gewannen.

Am 16. bekamen wir endlich günſtigen Wind, das Vergnügen dauerte aber nicht lange; denn am 17. wandte er ſich wieder nach Norden, und wenn er uns auch nicht gerade zuwider war, ſo hinderte er uns doch etwas, unſerer Richtung zu folgen und mehr nach Norden zu kommen. Am 18. beſuchte uns ſogar eine Windſtille, während deren wir die geringe Bewegung des Schiffes benutzten um ein Schiebkegelſpiel zu machen. Man bedient ſich dazu glatter, runder Hölzer, die auf dem Verdecke nach einem, zum Ziele dienenden Vierecke geſchoben werden, das in neun kleinere Vierecke getheilt iſt, von denen jedes einen anderen Werth hat. Die Geſellſchaft theilt ſich in zwei Partien, deren Spieler der Reihe nach die feindlichen Hölzer wegzuſchieben und die ihrigen ins Ziel zu bringen ſuchen. Wir fanden in dem Spiele eine angenehme Beſchäftigung und ſetzten es längere Zeit fort.

Am Abend den 18. kam ein guter Weſtwind, der in der Nacht ziemlich ſtark wurde und vierundzwanzig Stunden dauerte. Obgleich die Wellen ziemlich hoch waren, ſo fühlten wir doch im Schiffe wenig Bewegung, weil wir mit demſelben gingen. Am 19. ſahen wir das erſte Schiff, ſeitdem wir den Quebec aus den Augen verloren hatten; es ſchien ein großes Schiff zu ſein, der Capitain hißte die Flagge auf, erhielt aber keine Antwort, was ihn um ſo mehr wunderte, da er es nach der Malerei der Seitenwände für ein amerikaniſches Kriegsſchiff erklärt hatte. Am Abend beglückte uns der Nordwind wieder, und dauerte beinahe ohne Unterbrechung bis zum 25. October, wo er ſich ziemlich legte. Wir hofften nun auf einen Weſtwind, aber der alte Nordwind kam immer wieder, und machte, daß wir nie ganz unſere Richtung verfolgen konnten.

Den 22. October war ein Sonntag, und das Wetter ziemlich angenehm, ſo daß wir die meiſte Zeit auf dem Verdecke zubrachten. Wir hätten gern unſer Kegelſpiel gemacht, aber der Capitain würde es nicht zugegeben haben, indem Spiel als eine Entweihung des

Sonntags betrachtet wird. Um uns nun die Langeweile zu vertreiben, beſchloſſen wir, nehmlich unſer Quartett, ſo lange wie möglich am Mittagseſſen ſitzen zu bleiben, was wir auch ausführten. Die Fahrt wurde nun wirklich langweilig, bisher hatten wir kaum einige Tage günſtigen Wind gehabt, und wir fingen an uns auf eine lange Ueberfahrt gefaßt zu machen. Endlich am 27. October ſtellte ſich der Weſtwind ein, und nun waren alle ſogleich wieder voll Hoffnungen und meinten, dieſer Wind müſſe bis zu unſerer Ankunft in Havre anhalten, obgleich wir noch mehr als die Hälfte des Weges zurückzulegen hatten. Genau wußten wir freilich nicht, wo wir waren. Die Capitaine ſind in dieſer Beziehung mit ihren Mittheilungen gegen die Paſſagiere immer äußerſt karg, und wollen beinahe nie angeben, wie weit man gekommen iſt, weil ſie fürchten ſich bei ihren Berechnungen geirrt zu haben. Gewöhnlich geben ſie eher zu wenig an, auch ſchon deßwegen, weil dann bei gutem Wind ihr Schiff merkwürdig geſchwind vorwärts zu gehen ſcheint. Dieß war der Fall mit uns; in den letzten acht Tagen ſollte unſer Schiff mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, während wir wahrſcheinlich ſchon die Hälfte gemacht hatten, als der günſtige Wind eintrat.

Am 25. October Abends wurden wir durch Feuersgefahr erſchreckt. Wir hatten ziemlich ſpät beim Whiſtſpiele beiſammen geſeſſen, und wollten uns noch ein wenig auf dem Verdecke umſehen: wie ich die Treppe hinaufgehe, rieche ich Rauch, der nur aus der Damencajüte zu kommen ſcheint, eile dahin und ſehe in einem offenen Zimmerchen eine Matraze in Flammen. Das Erſte, was ich that, war die Matraze aus dem Bett herauszureißen und die Flammen mit einem Leintuche zu erſticken, bis Waſſer gebracht wurde. Wie es ſcheint, hatte der Aufwärter ein Licht auf dem neben dem Bette befindlichen Tiſche brennen laſſen, das bei einer ſtarken Bewegung des Schiffes auf das Bett gefallen war: der Leuchter lag wenigſtens neben dem Bett. Wäre ich nicht zufällig dahin gekommen und hätte das Feuer Zeit gehabt das überliegende Bett anzugreifen, ſo hätte unſer Zuſtand bei dem heftigen Winde ſehr gefährlich werden können. Der Rauch und Geſtank der verbrannten Haare würde wahrſcheinlich jede Annäherung an das Feuer unmöglich gemacht haben. Dieſes Ereigniß regte uns natürlich ſehr auf, wir wurden plötzlich auf eine Gefahr aufmerkſam gemacht, an die wir bis jetzt *wenig gedacht hatten*, und es dauerte einige Zeit, ehe wir uns ent-